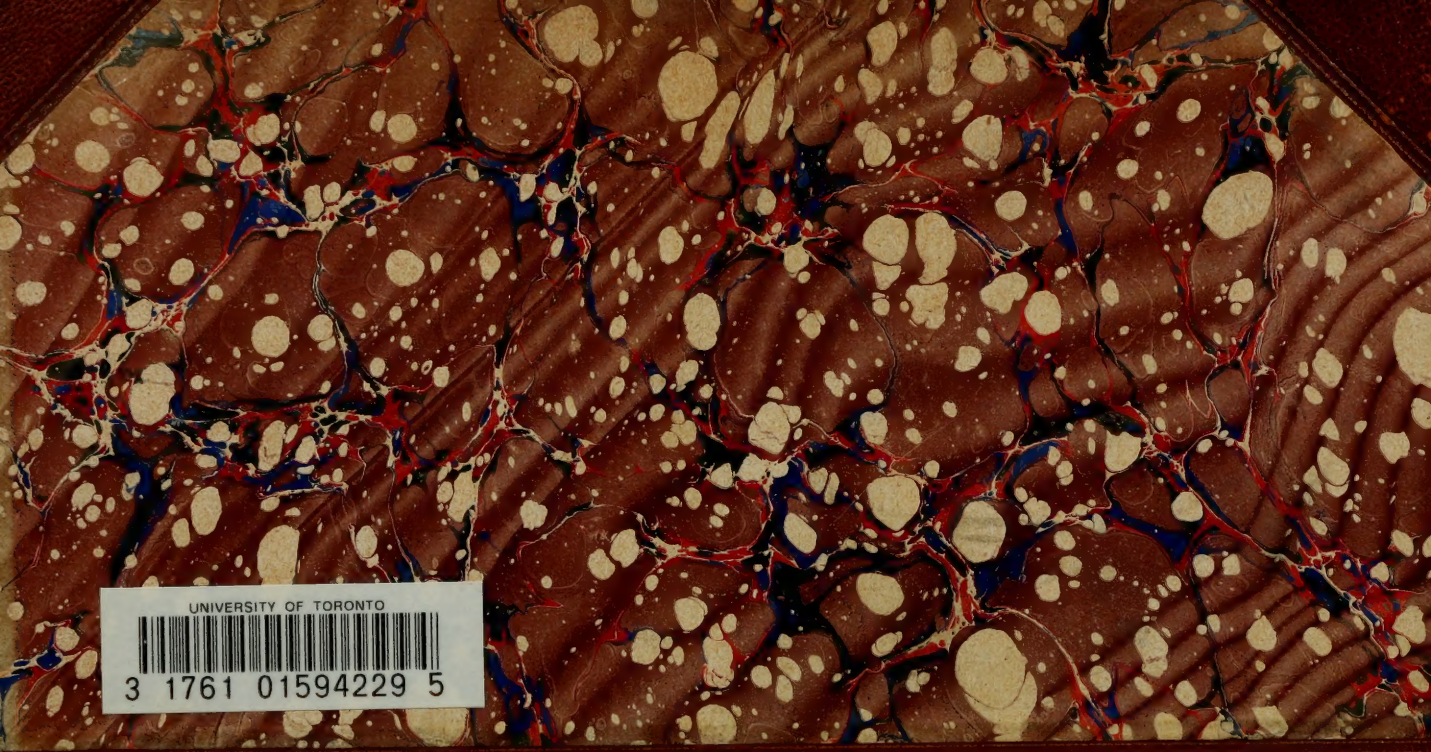

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01594229 5
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Der Pfarrer von Breitendorf

Erster Band

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erschien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer | Thekla Lüdekind

Der Grabenhäger | Liebe ist ewig

Novellen

Die Versuchung

Karline | Reinheit

Wald | Luginsland

PZ657p

Der

Pfarrer von Breitendorf

Roman in zwei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Erster Band

Zweite Auflage

80857
26/11/06

Berlin W
F. Fontane & Co.
1901

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

M. von Egidy,

seinem ehemaligen Rittmeister,

in dankbarer Verehrung

gewidmet vom

Verfasser.

Geschrieben Herbst 1892.

Erſter Band

I.

Pfarrer Gerland hatte seine dritte Predigt in Breitendorf gehalten. Er war noch keine vier Wochen in der neuen Stelle. Aber der Weg von der Kirche zur Pfarre herüber kam ihm schon so bekannt vor, als sei er bereits seit Jahren hier. Er kannte die fünf ausgetretenen Stufen, die von dem kleinen Pförtchen der Sakristei auf einen kiesbestreuten Vorplatz führten, so gut, daß er sie ohne Besorgnis zu stolpern, die Füße mechanisch setzend, erhobenen Hauptes herabschritt.

Durch den Haupteingang unter dem Glockenturme strömte die Gemeinde zur Kirche hinaus. Hier und da bückte sich einer und legte eine Kupfermünze in das Opferkästchen, das am Boden stand.

Die Männer trugen Cylinder von vorsündflutlicher Form und langschößige schwarze Röcke; bei diesem und jenem machte sich auch eine farbige Weste breit. Mancher, der den Mittag des Lebens längst überschritten, führte noch den Rock, den er zur Konfirmation eingeweiht hatte,

der damals wohlweislich auf Zuwachs berechnet worden war. Die Frauen erschienen in weiten Röcken und bunten Kopftüchern; nur einige von den jüngeren, die auswärts gedient haben mochten, trugen Hüte mit falschen Blumen und anderen städtischen Putz zur Schau.

Gegenüber der Kirchenthür hatte eine Hökerin Platz genommen, die an die Kirchgänger Würste, Semmeln und Kuchen verhandelte.

Für den Geistlichen gab es durch den Gottesacker einen Privatweg nach dem Pfarrhause. Pastor Gerland warf einen forschenden Blick nach dem Himmel: tiefblau, kein Wölkchen weit und breit. Früh, als er zur Kirche herüberschritt, hatte ihm das Aussehen des Himmels Bedenken eingeflößt; im Osten drohten weißgraue Wolkenmassen, die Sonne verdeckend. Aber während der Predigt hatte es sich aufgehellt. Dem Geistlichen war das nicht entgangen, er hatte wohl bemerkt, wie allmählich lichtere Helle in die Kirche drang, bis die Sonne blendende Vierecke auf die Steinfliesen des Bodens malte.

Sein Herz hatte frohlockt, denn er wollte heute, zum freien Sonntagsnachmittage, einen Spazierweg unternehmen: auf die Höhen, in den Wald — wer weiß wohin! —

Pfarrer Gerland war Naturfreund. Er liebte die Erde und was sie hervorbringt. Er bewunderte die geheimnisvolle Kraft, welche die Scholle mit grünen Halmen bedeckt und an den kahlen Baumgerippen Blätter und Knospen hervorbrechen läßt. Er hatte Auge und Ohr für die Wunder der Natur. Und daß er sich über die Erklärung dieser Wunder nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, daß er sie hinnehmen durfte als etwas Gott-

gewolltes und Gottgeschaffenes, das war sein besonderes Glück. Mochte die Wissenschaft mit jedem Tage außerordentliches entdecken, mochten die Naturforscher Beobachtung auf Beobachtung häufen, neue Gesetze feststellen und alte über den Haufen werfen, das konnte nur dazu dienen, die Wunderbarkeit der Schöpfung zu erhöhen, Größe und Ruhm des Schöpfers zu vermehren. Gottes Allmacht, Weisheit und Güte wuchs ihm wie ein Berg unerforschlich aus dem Innern der Erde heraus in den Himmel hinauf, wo ihn Wolken verhüllen, — Anfang und Aufhören unserem Auge entzogen. —

Dieses Bild liebte Pfarrer Gerland besonders. Er hatte es auch heute in seine Predigt eingeflochten. Ob ihn die Häusler und Bauern von Breitendorf verstanden haben mochten? —

Die Kirche war gut besucht gewesen während der drei Male, wo er im neuen Amte gepredigt hatte. Die Breitendorfer schienen viel kirchlichen Sinn zu besitzen, sie folgten dem Gottesdienste mit Andacht; nur einige Alte hatte der Geistliche schlafen sehen. —

Als Pastor Gerland heute das Pfarrhaus betrat, schlug ihm ein scharfer Bratengeruch entgegen. Unwillkürlich regte sich sein Appetit. Die Predigt und die nachfolgende langwierige Aufkündigung hatten ihn hungrig gemacht. Er legte schnell den Talar ab, zog den Sonntagsrock an und blickte dann in die Küche.

Frau Menke, die Witwe seines Amtsvorgängers, war dort am Herde thätig.

„Wann können wir wohl heute essen, Frau Pastorin?“ fragte er, in der Küchenthür stehend.

Die Witwe, eine stattliche Frau, noch in den dreißigen, mit hochaufgestreiften Ärmeln, antwortete aus einer weißlichen Dampfwolke heraus: in einer halben Stunde könne das Essen aufgetragen werden, wenn es dem Herrn Pastor recht sei. Gerland war damit einverstanden.

Im Hausflur fand er eine alte Frau, die auf ihn wartete. Gerland blickte forschend in das braune verwitterte Gesicht unter der mächtigen schwarzen Haube mit den phantastischen Ohrenklappen. Mit weitvorgebeugtem Oberkörper stand sie da, auf einen Stock gestützt. Ein Wollrock von greller Farbe und eine wattierte Jacke mit altmodischen Puffärmeln war ihre Kleidung. Das ehrwürdige, ehemals goldschnittverzierte Gesangbuch, um welches zur Schonung ein Zipfel des buntgedruckten Taschentuches geschlagen war, fehlte nicht in ihren verdorrten Händen.

Sie sprach mit zitterndem Haupte. Was sie sagte, konnte der junge Geistliche nicht verstehen; der Dialekt der Gegend bereitete ihm noch Schwierigkeiten. Er beugte sich zu der Alten herab.

„Was wünschen Sie von mir, liebe Frau?" fragte er und versuchte seinen Zügen den freundlichsten Ausdruck zu geben.

„Haa?" — machte die Alte, zum Zeichen, daß sie nichts verstanden habe und zeigte ihre lückenhaften Kiefer. Gerland wiederholte seine Frage. Als geborener Städter wurde es ihm so schwer, sich mit diesen Leuten zu verständigen.

„Sein Se unse neier Pfarr?"

„Allerdings, ich bin der Geistliche."

„Iche bi namlich de Heenzen huba vu dar Eibe, Märzliebs-Hanne tun se mich heeßa.“

„Sie kommen von Eiba?“ wiederholte Gerland, froh, daß er wenigstens das eine Wort verstanden hatte. „Sehen Sie einmal an, dann gehören Sie also zu meinen entferntest wohnenden Parochianen.“

Grinsend sah sie ihn von der Seite an und blinzelte mit den Maulwurfsaugen. Er forderte sie auf, in sein Expeditionszimmer zu kommen, das er sich im Parterre eingerichtet hatte. Die Alte folgte ihm langsam, mit den ungewohnten Lederschuhen schwerfällig tappend. Die Thürschwelle bereitete ihr Schwierigkeiten. Der Geistliche faßte sie an der Hand und half ihr herüber. Das machte sie sichtlich zutraulicher. „Dank och schiena, dank och schiena!“ Gerland bot ihr einen Stuhl an und fragte sie von neuem nach ihrem Begehr.

„Entschuld'gen Se ock, iche koan blußig bäuersch mit Se raden,“ begann sie und wickelte in ihrer Befangenheit das Gesangbuch aus und ein. „Iche wullt ock fragn, ob Se niche heute zu unsarn klennen Madel kima kinnten?“

„Ist das Mädchen krank?“

„Se leit schun in zahnten Monda.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Dar Dukter sagta übern Suhn und ar meenta, 's ginga nu ufs latzta mit er. —“

„Und da wünschen Sie wohl, daß ich sie berichten soll?“

„Ne ne, se is no ne kunfermiert.“

„Wie, Sie hätten eine Tochter, die noch nicht eingesegnet ist?“

„Ne, 's is ju dan Suhn senna Kleena. Karl Heenze is namlich mei Suhn."

Gerland versprach der Alten, noch im Laufe des Nachmittags zu kommen. Er ließ sich Namen und Katasternummer genau angeben und geleitete sie dann nach der Hausthür. Sorgsam führte er die alte Frau einige steinerne Stufen hinab, die von der Schwelle in den Garten hinunter führten. Es war ihm nicht unangenehm, daß ein paar Gemeindemitglieder, die eben zur Gartenpforte eintraten, diesen Vorgang mit ansahen, und auch noch das warme „Bezahl's Gutt, bezahl' Sie 's dar liebe Gutt!" der alten Märzliebs-Hanne vernahmen.

Einige Männer waren gekommen, welche Taufen anmelden wollten, ein anderer kam in Aufgebotsangelegenheiten. Es war Sitte in dem ausgedehnten Kirchspiele von Breitendorf, alles Geschäftliche mit dem Geistlichen am Sonntage zwischen den Gottesdiensten abzumachen. In einem fort ertönte die Klingel über der Hausthür, beim Öffnen in aufsteigender, beim Schließen in fallender Tonleiter.

Auf diese Weise war die Essenszeit herangekommen. Die Pastorswitwe teilte Gerlands Mahlzeiten; ein Mädchen, das er sich als Aufwartung hielt, bediente.

Pastorin Menke hatte Zeit gefunden, das Küchengewand mit einem schwarzen Kreppkleid zu vertauschen, das gut zu ihren frischen Gesichtsfarben stand. Ihr Mann, der vor einem Vierteljahr ganz plötzlich infolge eines Schlagflusses gestorben, war um mehrere dreißig Jahre älter gewesen, als sie. In ihren Witwenstand schien sie sich gut gefunden zu haben; nur hin und wieder hielt sie

es für passend, dem Verstorbenen ein paar Thränen nachzuweinen, die ihr schnell zur Hand waren.

Gerland hatte die Witwe seines Amtsvorgängers im Pfarrhause vorgefunden, als er die neue Stelle antrat. Ihm war es recht, daß sie das Gnadenjahr im alten Heim verbringen wollte. Sie erbot sich, auch in Zukunft die Wirtschaft zu führen. Er nahm das Anerbieten an, weil es so für alle Teile das bequemste erschien. Und es stellte sich bald heraus, daß er dabei nicht schlecht gefahren sei. Die Pastorin war eine energische Frau, griff überall selbst mit zu und hielt das Hauswesen in musterhafter Ordnung.

Bei Tisch sorgte sie für die Unterhaltung. Sie sprach gern, vor allem über den lieben Nächsten, wenn auch nicht immer liebevoll. Sie kannte die Dorfleute genau und war mit dem Klatsch der ganzen Gegend vertraut; voll Eifer ging sie daran, den Neuling einzuweihen. Gerland ließ ihr das Vergnügen. Es war für ihn nicht ohne Wert, über die gänzlich fremden Verhältnisse der neuen Heimat etwas zu erfahren. Und dann unterhielten und zerstreuten ihn diese Gespräche auch. Er war sehr einsam; noch keinerlei Verkehr hatte sich bis jetzt für ihn gefunden, allerdings nicht ohne seine Schuld, denn er hatte noch keinen Umgang gesucht. Als Städter und studierter Mann fand er sich sehr schwer in die ländlich ungehobelten Sitten seiner Parochianen. Die gebildeten Leute waren äußerst dünn gesät in dem abgelegenen Gebirgswinkel.

Auch die Pastorin war von ländlicher Herkunft, ihr Deutsch war nicht das beste, und mit der Orthographie lebte sie auf ziemlich gespanntem Fuße, wie Gerland aus ihren Wochenrechnungen bereits ersehen hatte. Auch stützte

sie beim Essen nicht selten die Arme auf den Tisch und benutzte mit Vorliebe das Messer zum Auflöffeln der Sauce.

Der junge Geistliche, der vom Elternhause her an gute Manieren gewöhnt war, drückte darüber ein Auge zu. Sie hatte etwas Frisches in ihrem Wesen, das ihre Formlosigkeit erträglich machte. Ihre Ausdrücke, die nicht immer die gewähltesten waren, verletzten nicht, denn sie perlten mit natürlicher Lebhaftigkeit von einem roten Munde, der prächtige gesunde Zähne blicken ließ. Es war eine Lust, sie lachen zu sehen, obgleich sie dabei den Oberkörper über Gebühr hin und her warf und häufig die drallen Arme auf die breiten Hüften stützte.

Er fand den Umgang mit ihr äußerst bequem; sie war immer guter Dinge, gleichmäßig heiter und unterhaltend. Daß sie sofort das Taschentuch hervorzog, sowie das Gespräch auf den verstorbenen Pastor kam, war eine Schwäche, die ihr Gerland, im geheimen darüber belustigt, gern nachsah. —

Zum Sonntag hatte die Pastorin nach dem Braten eine süße Speiße auf den Tisch gebracht. Man war eben dabei, sie zu genießen, als Gerland Schritte im Garten vernahm. Nach dem Fenster blickend, sah er einen Mann auf das Haus zukommen.

„Dornig!“ rief der Geistliche, sprang vom Stuhle auf und eilte ans Fenster.

Ein junger, korpulenter Mensch, bartlos, im schwarzen Rock, ein Brille vor den Augen, kam auf ihn zu und reichte ihm lachend die Hand zum Fenster hinauf.

Gerland zeigte sich befangen. Es war ihm nicht un-

bekannt gewesen, daß sein ehemaliger Schulkamerad Dornig nicht weit von Breitendorf als Pfarrer angestellt sei, aber er hatte es bisher versäumt, ihn aufzusuchen. Das Bewußtsein dieser Unterlassung machte ihn unsicher dem andern gegenüber. Er versuchte es, sich zu entschuldigen und sein Ausbleiben zu erklären, verwickelte sich dabei aber in Widersprüche.

Pastor Dornig lächelte gutmütig dazu. Er schien nicht im mindesten gekränkt. „Ich habe dich immer erwartet," meinte er. „Und als du nicht kamst, dachte ich, da läufst du eben selbst mal 'rüber. Man marschiert immerhin seine zwei Stunden zwischen Färbersbach und Breitendorf. Ich bin gleich nach der Predigt fortgegangen."

Dornig hatte den Hut vom Kopfe genommen und wischte sich den Schweiß von dem breiten Gesichte und dem fleischigen Nacken.

„Dann hast du also noch gar nicht gegessen?"

„Nein, gegessen habe ich noch nicht."

„Aber, dann mußt du doch gleich — bitte, komm herein! Frau Pastorin, lassen Sie noch ein Gedeck auflegen."

Pfarrer Dornig wurde ins Zimmer genötigt. Es stellte sich heraus, daß er und Pastorin Menke Bekannte waren.

Suppe und Braten wurden noch einmal hereingebracht. Dornig hieb tüchtig ein. „Ja ja, die Frau Pastorin kann kochen, das wissen wir," meinte er, mit vollen Backen kauend, und blinzelte dem Amtsbruder zu.

Gerland bat um Kaffee. Er erwartete, die Witwe würde sich dadurch veranlaßt fühlen, ihn mit dem Amts-

bruder allein zu lassen. Aber sie trug dem Mädchen auf, das Kaffeezeug herein zu bringen; sie selbst blieb sitzen, um nur ja nichts von der Unterhaltung zu versäumen, die sich um die Geistlichen der Diözese und ihre Familien drehte. Sie wußte eine Menge Skandalgeschichten zu berichten, über den Lebenswandel der geistlichen Herren und ihrer Ehehälften. Dornig hörte dem mit Behagen zu, häufig unterbrach er sie mit einem breiten Lachen.

Gerland war einsilbig geworden, ihn verstimmte dieses Gespräch. Sowie der Kaffee getrunken, schlug er dem Amtsbruder vor, ihn auf einem Gange zu begleiten.

„Amtspflichten am Sonntag Nachmittage? Bist du so eifrig in der neuen Stelle?“ meinte Dornig, der sich in seinem Lehnstuhle mit seiner Cigarre, in Gesellschaft der munteren Witwe behaglich fühlte und keine Lust zum Aufbrechen zu verspüren schien.

„Ein Mädchen liegt im Sterben. Ich bin aufgefordert, sie zu berichten.“

„So — das ist natürlich etwas Anderes.“ —

Die beiden machten sich auf den Weg. Erst ging's ein Stück die Dorfstraße hinauf. Die Leute standen in den Hausthüren oder hinter den Zäunen — die Männer mit sonntäglich frischen Hemdsärmeln — und genossen den ersten wirklich schönen Frühlingstag des Jahres.

Die Geistlichen wurden neugierig begafft. Mehrfach geschah es, daß Kinder, die auf dem Wege spielten, aufsprangen, als sie der beiden schwarzen Röcke ansichtig wurden, und ins Haus liefen, um den Eltern zu berichten: „Dar Pfarr' kimmt, und no' enner!“

Gerland grüßte, so oft er eines Erwachsenen ansichtig

wurde, als Erster. Die Leute sollten sehen, daß er es sich angelegen sein ließ, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Nirgends klapperte heute der Webstuhl, dessen eintönige Musik dem jungen Geistlichen bereits vertraut geworden war. Als sie an der Schenke vorbeikamen, standen dort eine Anzahl jüngerer Männer mit geröteten Gesichtern, die Mützen schief auf dem Ohre, die Hände in den Hosentaschen. Der Lärm, der erst geherrscht hatte, verstummte, als die beiden Geistlichen herankamen. Einen Augenblick lang schien es, als wollten sie nicht Platz machen, aber schließlich trat man doch beiseite, wenn auch zögernd.

Gerland schritt, den Hut lüftend, mit einem „Guten Tag!“ durch die Rotte, gefolgt von Dornig.

Hinter dem Dorfe schlugen sie einen schmäleren Fahrweg ein, nach dem hochgelegenen Eiba.

Gerland blieb stehen, als man die halbe Höhe erreicht hatte, um Rundschau zu halten. Ein äußerst durchschnittenes Gelände dehnte sich ringsum aus, unregelmäßig durcheinanderliegende Höhenzüge, die Kuppen meist bewaldet. Das blendende Nachmittagslicht verhinderte die Aussicht auf den langgedehnten, hinter den Vorbergen aufragenden Gebirgsstock. In der Thalsenke lag Breitendorf, lang auseinandergezogen mit unsicheren Marken, einzelne Ausläufer hinaufschiebend bis an den Wald. Ein Fluß oder ein größerer Wasserspiegel fehlten der Gegend. Die Flur war verteilt in unzählige braune und grüne Streifen und Ackervierecke. Reich war die Gegend höchstens an Abwechselung. Strohdächer herrschten vor, die blitzende Fläche eines Schiefer- oder Ziegeldaches bildete einen auffälligen Punkt in dem Bilde.

Pfarrer Gerland schaute nach seiner Kirche aus. Sie konnte sich sehen lassen. Das Dach war hoch und steil abfallend, mit hellroten Ziegeln gedeckt, die Wände weiß getüncht. Der Turm, etwas niedrig für die Größe des Gebäudes, hatte eine grüne Haube. Das Pfarrhaus daneben verschwand ganz in Bäumen.

„Deine Parochie ist ganz gehörig groß," meinte Dornig, „und sehr auseinandergelegen. Das wird dir oft höllisch unbequem werden."

„Unbequem, wieso?"

„Das viele Laufen bei Hitze, oder im Winter bei hohem Schnee. Da habe ich's besser; meine Parochie ist halb so groß und hübsch zusammengelegen."

„Ich bin ein guter Fußgänger."

„Wart's nur erst ab. Wenn sie dich mitten in der Nacht aus dem Bette holen zum Berichten. Das lieben sie hier in der Gegend sehr. Der Schande halber kann man doch nicht nein sagen. Und nachher, wenn man hinkommt, ist's 'ne alte Frau, die zum zehnten Male sterben will. ‚'s is mer su wia ims Harze,' sagt sie, wenn du sie fragst, was ihr fehlt. Und dafür bist du um deine Nachtruhe geprellt. — Das wirst du alles noch durchmachen; paß mal auf!"

Dornig schritt vor Gerland her. Der sah den breiten Rücken des andern und den roten Nacken, in den die hellblonden von Schweiß zusammengebackenen Haarsträhne herabhingen. Dornig hatte sich doch nicht ein bißchen verändert seit der Schulzeit.

Sie schwiegen längere Zeit. Es drängte Gerland, etwas von seinen Plänen zu verraten, das große Ziel,

das er sich gesteckt hatte, wenigstens von weitem anzudeuten; aber rechtzeitig warnte ihn noch die Besorgnis, sein Heiligstes zu profanieren.

Plötzlich fragte Dornig im Weiterschreiten: „Wie bist du eigentlich auf den Gedanken gekommen, dich zu der Breitendorfer Stelle zu melden?"

„Sie war gerade vakant und da griff ich schnell zu."

Gerland lächelte in sich hinein, froh über sich selbst, daß er dem andern ausgewichen. Aber Dornig war nicht so leicht von einer aufgenommenen Fährte abzubringen.

„Wenn's noch ein anderer gewesen wäre; aber du, du hattest es doch wirklich nicht nötig, nach der ersten besten Stelle zu haschen; du konntest es doch ruhig abwarten, bis sich was Besseres bot."

Gerland fühlte sich doch angenehm berührt durch die gezollte Anerkennung.

„Nun, ich wollte eben aufs Land, in einfache Verhältnisse; das war von jeher mein Ideal."

„Du wirst noch dein Haar finden in den einfachen Verhältnissen. Was willst du in diesem Winkel anfangen? Von allem bist du hier weggesetzt. Ich wäre in der Stadt geblieben an deiner Stelle, das wüßte ich. In der Stadt kann man viel eher was erreichen."

„Ich will gar nichts erreichen — wenigstens was äußere Ehren anbelangt."

Dornig blieb stehen, vielleicht weil der Weg jetzt steiler wurde, und sah den Amtsbruder mit seinen wasserblauen Augen verwundert an. Er wollte etwas sagen, unterdrückte es jedoch, als er Gerlands ernstes Gesicht bemerkte.

Beide mußten an die Schulzeit zurückdenken, als sie sich jetzt so nahe Auge in Auge blickten. Sie waren natürliche Antipoden gewesen in der Klasse. Schon als Knabe war Gerland seine eigenen Wege gegangen.

Dornig nahm die Brille herunter und putzte daran herum, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der dem fleischigen Manne aus allen Poren drang.

Von jetzt an übernahm Gerland die Führung. Man trat kurz vor der Höhe in ein Stück Wald: Nadelholz. Nur hier und da leuchtete eine Birke mit weißem Stamme und hellgrüner Perücke aus dem braungrünen Ernste der Kiefern und Fichten hervor. Die Nachmittagssonne warf schräge Streifen über den sandigen Weg und den aufkeimenden Teppich von Gräsern und Heidelbeerkraut.

Der Wald war zu Ende; einige hundert Schritt vor ihnen lagen strohbedeckte Hütten, etwa ein Dutzend an Zahl, über die Berglehne verstreut, auf grüner Wiesendecke, umstanden von knospenden Obstbäumen. Darüber erhob sich als steiler Hintergrund der Tannenforst.

Es war ein Bildchen für sich, ausgeschnitten aus dem Rund der großen Welt.

„Ist das schön!“ rief Gerland aus, und hielt die Hand über die Augen zum Schutz gegen die Sonne.

„Geh nur erst rein in die Holzstuben,“ meinte Dornig, „da ist von Schönheit nicht viel zu spüren. Manchmal hocken sie drin zu zwei und drei Parteien — schlafen, essen, wirken und treiben alles in einem Raume. Gelüftet wird nie. Von Menschen kann man da kaum mehr reden.“ —

Gerland fand sich nach der Beschreibung, die ihm die alte Märzliebs-Hanne gegeben, bald zurecht. Das Haus

lag etwas abgesondert von den übrigen. Eine Pfütze davor hatte ihm die Frau als besonderes Wahrzeichen genannt. Einige Gänse mit Jungen lagen am Rande; der Gänser fuhr bösartig zischend auf die Fremden ein. In der Thür stand ein Junge von etwa acht Jahren, im Feiertagsstaate, wie ein Erwachsener gekleidet, mit langen Beinkleidern, Schirmmütze, blauem Halstuch, Holzpantoffeln an den nackten Füßen. Offenen Mundes starrte er die Fremden an, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen.

„Wohnt hier Frau Heinze, mein Junge?“ fragte Gerland. Der Junge blickte weg, als sei er nicht gefragt.

„Kannst du mir nicht sagen, ob Frau Heinze hier wohnt, mein Junge?“

„Mit denen muß man anders reden,“ meinte Dornig herantretend. „Das sind Dickköpfe hier.“ Er faßte den Knaben unter dem Kinn, zwang ihm das Gesicht in die Höhe und fragte, ihm scharf in die Augen blickend: „He, Bengel, wem gehört das Haus hier?“

„Heenzes Karle,“ knurrte der Junge.

„Siehst du's, er weiß es ganz gut. Nur nicht zu höflich sein; das halten sie für Dummheit.“

Er ließ das Kind los. Der Junge stolperte von dannen, so schnell es ihm die Holzpantoffeln gestatteten; als er die Pfütze zwischen sich und die beiden Geistlichen gebracht, brach er in ein wütendes Heulen aus. — Dornig lachte.

Inzwischen war man im Hause rege geworden. Verschiedene Köpfe erschienen an den kleinen erblindeten Fenstern.

Die beiden traten über die Holzschwelle auf den lehmgestampften Gang, der die Hütte in zwei Hälften teilte. Linker Hand war ein Bretterverschlag, Ziegen meckerten dahinter. Durch die offenstehende Hinterthür hatte man einen Ausblick auf den Misthaufen, der dicht am Hause lag.

„Was habe ich dir gesagt?" flüsterte Dornig, „wie das liebe Vieh leben sie."

Jetzt öffnete sich die Thür zur Rechten, die alte Frau steckte den Kopf zur Spalte heraus. Als sie Gerlands ansichtig wurde, grinste sie über das ganze Gesicht: „Nu, kimmt ack rei, kimmt ack rei!"

In der Wohnstube schlug den beiden ein stickiger, sauerstoffarmer Dunst entgegen. Der hochgewachsene Gerland mußte sich bücken, um nicht an den Tragbalken der niederen Decke anzustoßen.

Eine Frau in mittleren Jahren, mit bloßen Armen, ein buntes Zipfeltuch um die Brust geschlungen, brachte zwei Stühle herbei, die sie sorgsam mit der Schürze abwischte.

Gerland grüßte befangen nach allen Seiten. Diesen Leuten gegenüber beherrschte ihn stets die Besorgnis, für hochmütig gehalten zu werden. Er meinte in ihren Mienen Argwohn und Feindschaft zu lesen. Seine Überlegenheit, Bildung und günstigere Lage empfand er als bohrenden Vorwurf ihrem Elend gegenüber. Daß ein solcher Abstand zwischen Mensch und Mensch bestehen könne, fühlte er gewissermaßen als persönliche Schuld.

Von solch sentimentalen Bedenken ahnte Dornig nichts. Selbstbewußt blickte er um sich und musterte die verschiedenen Persönlichkeiten, die in dem engen Raume zu-

sammengepferchт waren, mit Kennermiene. „Hier muß man sich erst 'mal orientieren," meinte er. „Ist das alles eine Familie?"

„Ju, ju, mir geheeren zusammde!" erklärte die alte Frau. „Der doa is mei Suhn, Karl Heenze." Sie wies auf einen hageren Mann mit ausgemergelten Gliedern und bartlosem hohlwangigem Gesichte, der in Hemdsärmeln und bloßen Füßen in der Hölle des Kachelofens hockte.

„Schön, das ist also der Hausherr," meinte Dornig. „Übrigens Sie führen doch einen ganz anderen Namen, als Ihr Sohn, wenn ich recht gehört habe?"

„Se heeßen mich alls de Märzliebs-Hanne. Sahn Se, dos kimmt su: mei Vater sal'ch hieß Gottlieb und woar Uchsenknacht bein Märzenpauer. Se hießen en ock Märzlieb, mennen Voter. Dodarvune hoe ich dan Namen: Märzliebs-Hanne."

Dornig nickte mit dem Kopfe. „So so! das muß man nur wissen." Und zu Gerland gewendet, erklärte er: „Hier führt nämlich niemand seinen wirklichen Namen. Sie haben alle Spitznamen."

Dornig war nicht scheu. „Wie viele Kinder haben Sie, Heinze?" fragte er den Hausherrn.

„Fünfe, drei Madel und zwee Jungens — viera sein tud."

Dornig sah sich im Zimmer um und zählte. „Hier sind ja noch zwei mehr; wem gehören denn die?"

Ein kurze Pause entstand, etwas wie Verlegenheit drückte sich in den Mienen der Leute aus. „Zweia sein dere do ihra," erklärte endlich die jüngere Frau und wies mit dem Finger über die Schulter nach einem weiblichen

Wesen, das hinter dem Webstuhle saß und jetzt kichernd das Gesicht abwandte. Ein Wochenkind lag neben ihr auf der Bank, das sie gestillt haben mochte, ehe sie durch den Eintritt der Herren gestört wurde. Sie mußte noch sehr jung sein, und hatte ein hübsches Gesicht mit frischen Farben. Unter dem Gestell des Webstuhles leuchteten ihre bloßen Waden rosig hervor. Einmal warf sie einen scheuen Blick nach den Fremden herüber, um dann sofort wieder ihr Gesicht zu verstecken.

Auch an sie richtete Dornig seine Fragen, aber er erhielt nichts als Kichern zur Antwort.

„Ga, doas sein dar ihre Kinder," erklärte endlich die alte Frau. „Dar Liebsta is bein Suldaten." —

Gerland hatte das Gleichgewicht der Stimmung immer noch nicht wiedergefunden. Auf solchem Boden versagten ihm alle geistigen Hilfsmittel. Zuviel Widerliches stürmte auf sein Gemüt ein. Die schlechte verbrauchte Luft benahm ihm fast den Atem. All das Unästhetische, der Anblick der blassen, verwahrlosten Kinder, von denen eines häßliche Pusteln auf dem Kopfe hatte, verursachte ihm Ekel. Und dann die sittliche Verrohung, welche hier gedieh!

Ihn verdroß auch das selbstbewußte Betragen des Amtsbruders. Schließlich war doch er der Hirte dieser Seelen. Jener mochte nur mit seiner Überlegenheit protzen, die Zeit würde schon kommen, wo er in ganz anderer Weise auf die Gemüter dieser Verwahrlosten einwirken wollte.

Er fragte die alte Frau, wo das kranke Mädchen sei und bat, zu ihr geführt zu werden.

Das Kind war in der Kammer neben der Wohnstube

untergebracht. Es war ein elendes Verließ, vier Lehmwände, an denen hie und da noch die Überreste von ehemaligem Anstrich zu erkennen waren. Von den zwei winzigen Fensterscheiben, ohne Rahmen in die Wand eingelassen, war die eine zerbrochen.

Gerland machte die Thür nach dem Wohnzimmer zu. Er wollte nicht beobachtet sein, vor allem nicht von Dornig; denn hier nahte eine ernste Stunde, das fühlte er, sobald er einen Blick auf die Kranke geworfen.

Das Mädchen lag in einer elenden Bettstelle, die schief stand, da ein Fuß abgebrochen war und man einige Ziegelsteine als Ersatz hingestellt hatte. Aus dem Strohsack, auf welchem sie ruhte, blickten an mehreren Stellen die Halme heraus. Widerlicher Geruch erfüllte den Raum. Eine Menge Fliegen schwirrten umher. Der junge Geistliche bemerkte das alles, aber es focht ihn nicht an. Er empfand keinen Ekel mehr, die Krankenatmosphäre schien nicht auf seine Lunge zu drücken. Es war ihm leicht, die Hand der Kranken zu ergreifen und ihr in das abgezehrte Gesicht zu blicken. Diese Züge zogen ihn an in ihrer durchgeistigten Magerkeit. Vom ersten Augenblicke an fühlte er einen Konnex zwischen sich und dem Mädchen hergestellt.

Die alte Frau fing an zu jammern und zu weinen, sie wollte die ganze Krankengeschichte erzählen. Gerland bat sie, sich zu entfernen. Er wollte allein sein mit dem Mädchen — Menschenkind gegen Menschenkind.

Als die Alte gegangen, stellte er einige Fragen. Die Kranke antwortete mit leiser Stimme in ihrem Dialekte, für ihn kaum verständlich.

Er nahm sie unter den Einfluß seiner Blicke, und es

gelang ihm, ihre Augen, die anfangs scheu umherwanderten, in die seinen zu bannen. Er fühlte seine Macht wachsen. Und nun begann er zu sprechen, so, wie er meinte, daß sie es verstehen könne. Diese Welt sei ein Jammerthal und nicht wert, daß man sein Herz an sie hänge, jenes Leben aber würde voll Frieden sein und allen Erdenschmerz ausgleichen. Dort würden wir von Sünden frei sein und darum selig. Wer aber hatte die Macht der Sünde gebrochen? Christus, durch sein Blut. — So führte er sie zu der Gestalt, bei der er selbst in jeder Not seiner Seele noch immer Trost gefunden. Er rief ihr den Christus vor die Augen, der, ganz Mensch und Bruder, jeden Kummer des Menschengeschlechtes verstanden und geteilt. Nicht den Weisen, den Religionsstifter citierte er, auch nicht den erhabenen Richter, der voll eifernder Worte den Feinden seiner Sache mit Gottes Zorn droht. — An diesem Schmerzenslager sprach er von dem Christus, welcher an Lazarus' Grabe Thränen vergoß, dem Freunde der Menschen, dem kein Leid dieser Erde fremd gewesen.

Die Worte drängten sich ihm auf die Lippen, schlicht und gut, er wuchs an der eignen Begeisterung. Die Lehre, welche er so oft im nüchternen Gotteshause vor einer halb verschlafenen Gemeinde verkündet hatte, erschien ihm dieser dem Tode verfallenen Gestalt gegenüber wie etwas Größeres und Neues; noch nie war er so von ihrer Wahrheit durchdrungen gewesen.

„Glaubst du an Jesum Christum?" fragte er das Mädchen, „und daß er dich durch sein Blut erlöset hat?" Er sah mehr, daß sie bejahte, als daß er es hörte. „Dann wirst du selig sein in ihm."

Er ließ sich neben dem Bette auf die Kniee nieder, faltete die Hände vor dem Gesicht und sprach ein inbrünstiges Gebet. Er empfahl diese Seele dem allmächtigen Gotte, dessen Nähe er deutlich zu fühlen vermeinte.

Dann erhob er sich und öffnete die Thür. Pastor Dornig sah den Amtsbruder mit einem Blicke an, als wolle er sagen: ‚Na, endlich fertig!‘ —

„Was meenen Se denne,“ wandte sich die alte Frau mit besorgter Miene zu Gerland, „warn mer se ebissen missen, ’s Madel?“

„Das steht in Gottes Hand, liebe Frau.“

„Kinnt ack der liebe Gutt ne a Einsahn han? ’s wor su a hibsches Madel, und goanz gesund bis dohin. Gerne gahn mer se ne har. Arbeeten that se schun wie a Grußes.“

„Ich sogs duch immer,“ fiel die Mutter des kranken Mädchens ein, „wenn mer a Kind su weit hoat und se kinnen salber woas verdiena, dernoa missen se wag. Ich hoe ’r schun zwee uf’n Kirchhufe. Ne ne, ’s gieht ne immer geracht zu ei dar Welt. Ich hoe duch su gebatet, su siehre gebatet hoe ich im dos Madel. Aber unserenen derhört dar liebe Gott ne. Drüben dar Bömichpauer, dar hot och an kranken Jungen gehoat; su krank wie dar woar, dar Dukter sogte, ar wirde dan Summer niche darlaben. Heute läuft ar rim wie ener. — Und dar Bömichpauer is duch su a schlachter Racker, a Viech- und Menschenschinder is dar; dos sogt a jeds. — Dan hot ar nu darhiert, und uns ne. Ne ne, ees koan duch moanchmol ne verstiehn, wos dar lieba Gott fürhot.“

Die beiden Geistlichen brachen auf. Die alte Frau

kam ihnen noch ins Freie hinaus nachgelaufen. „Pfarr'!" rief sie, mit ihren knochigen Armen winkend, „Pfarr'!"

„Sie will dir noch was sagen, ich kann mir schon denken was!" meinte Dornig.

Gerland kehrte um und trat zu der Alten.

„Ich dank' och schiena, daß 'r gekumma sedt."

„Das war ja nur meine Pflicht, liebe Frau."

„Dar alte Pfarr' wär ne gekumma — nee, dar ne!"

„Pastor Menke wäre sicher auch gekommen; das glaube ich bestimmt."

„Nee, dar ne!" Sie senkte ihre Stimme und blinzelte mit den kleinen roten Augen. „Dar hielt 's mit de Reichen. A Arms, das mußte dreimol schicken und darnoa kam er manchmol no ne. Su ener wor dar. — Menen Suhne woar's o gornich racht, daß 'ch Se gerufen hoe, ar hoat gebissen, als ar's hierte. Ich ho ibern gesogt, Karle, ho 'ch gesogt, ich warn Pfarrn bezahla, wenn de ne willst und bist su geiz'g, aber guttlus soll mer dos Madel ne sterba. — Na, und wos bi'ch denne anu schüldg?" —

Gerland verstand diesen Gedankengang zunächst nicht. Dornig mußte den Interpreten machen. Als er endlich begriffen, was die Frau wollte, errötete der junge Geistliche über und über und konnte eine Gebärde des Unwillens nicht unterdrücken.

Es dauerte einige Zeit, bis Dornig der Alten klar gemacht, daß sein Amtsbruder für den Gang keine Bezahlung annehme. Schließlich streckte sie Gerland freundlich grinsend die dürre, gebräunte Hand entgegen: „Na, dann bedank'ch mich och schienstens, — kimmt ack beede a mal wieder — dank och schiena!" —

„Du hast noch viel zu viel Zartgefühl," meinte Dornig im Gehen, „das muß man sich abgewöhnen mit denen." Er triumphierte im Innern, wie glänzend sich seine Erfahrenheit dem Amtsbruder gegenüber dargethan hatte. —

Eines der Häuser, an dem sie vorbei kamen, trug einen etwas städtischeren Charakter, als die andern. Es war eine Art Schaufenster vorhanden, mit Krämerware. Steinerne Stufen führten zu einer Thür mit bunten Glasfenstern empor. Über der Thür stand auf blauem Holzschild mit weißen Lettern zu lesen: „Krämerei und Branntweinschank."

Laute Stimmen ertönten aus dem Laden, wie von Leuten, die sich heftig stritten, dann klirrte eine zerbrechende Scheibe, die Thür flog auf, und eine Gestalt schoß jählings die steinernen Stufen hinab und blieb unten liegen.

Gerland sprang hinzu, er glaubte, der Gestürzte müsse sich verletzt haben, aber der Mann erhob sich, machte ein paar Schritte nach vorwärts, stark turkelnd; unfehlbar wäre er von neuem gefallen, wenn er nicht zur rechten Zeit einen jungen Obstbaum erfaßt hätte, an den er sich anklammerte. Ein paar Männer waren hinter ihm drein die Steinstufen herabgestolpert, gleich dem Herausgeworfenen schwer betrunken. Sie hatten offenbar nicht übel Lust, den Streit im Freien fortzusetzen, aber der Anblick der beiden Geistlichen hielt sie im Zaume.

Gerland betrachtete kopfschüttelnd die Szene. Der Gestürzte hielt sich noch immer an dem Baume fest, Blut floß ihm von der Stirn, er begann jetzt kläglich zu weinen.

Gerland wollte auf ihn zu, Dornig hielt den Amtsbruder ab. „Unsinn!" sagte er halblaut. „Laß dich auf

so was nicht ein! Am besten man hält sich ganz fern davon."

Die zwei anderen betrachteten die Geistlichen mit herausfordernder Miene und machten spöttische Bemerkungen.

„Komm, gehen wir!" riet Dornig, dem die Situation bedenklich zu werden anfing. „Wenn die betrunken sind, sind sie zu allem fähig."

Aber der heißblütige Gerland ließ sich nicht halten, er that einige Schritte auf die Burschen zu, seine Augen blitzten, rote Flecken zeichneten sich auf seinen Backen ab: „Ist das die Art, wie ihr hier den Sonntag heiligt?"

Die Männer standen mit verdutzten Gesichtern da. „Pfui!" rief Gerland, vor ihnen stehend, „pfui!" Mehr wußte er in seiner Erregung nicht vorzubringen.

Der Gestürzte hatte den stützenden Baum inzwischen fahren lassen und saß jetzt im Grase. Er nickte Gerland beistimmend zu und rief mit grölender Stimme: „Dos is unse Pfarr'! Ju ju, dos is unse Pfarr'!" Dann begann er, immer noch sitzend, „Jesus meine Zuversicht" zu intonieren.

Mehr dem Gefühle des Ekels, als Dornigs Zureden Folge gebend, verließ Gerland den Platz. Höhnische Bemerkungen, Gelächter und Pfeifen klang hinter den Geistlichen drein.

Gerland war totenbleich geworden, der Spazierstock zitterte in seiner Hand. Lange Zeit sagte er kein Wort.

„Moralische Entrüstung ist ganz unangebracht in solchen Fällen," meinte Dornig nach einiger Zeit. „Gewiß, es ist ja traurig! Aber so änderst du nichts daran. Ich fürchte, hier ist überhaupt nicht viel zu helfen."

„Das gebe ich nicht zu. Zu helfen muß sein!“

„Wenn man eine Million in der Hand hätte, könnte man vielleicht einiges bessern. Die Verhältnisse der Leute sind eben zu elend.“

„Nun, ist denn die Liebe gar nichts?“

Pastor Dornig hatte einen kurzen eigentümlichen Seitenblick auf diese Bemerkung des Amtsbruders, als wolle er sagen: ‚Wozu das, wenn wir unter uns sind?‘ Dann zuckte er die Achseln.

Man schritt längere Zeit schweigend nebeneinander her. Sie waren inzwischen wieder in den Wald gekommen. Gerland achtete nicht auf Weg und Umgebung. Das Erlebte beschäftigte ihn ganz.

„Was war mein Amtsvorgänger für ein Mann?“ fragte er plötzlich.

„Menke war kein schlechter Seelsorger — im allgemeinen. Er verstand sich auf die Leute, und hegte keine Illusionen; er kannte die Menschen, vor allem den Bauer. In den letzten Jahren war er etwas bequem geworden.“

„Bequem — wahrhaftig! ein schönes Prädikat für einen Seelsorger.“

„Gott — was willst du! Er hat sein halbes Leben in der Breitendorfer Stelle zugebracht. Er war so recht verbauert hier.“

„Und das findest du so selbstverständlich?“

„Ach Gott — der hohe Schwung, — die Ideale, das legt sich alles mit der Zeit, bei dem einen früher, bei dem andern später.“

Wieder trat Schweigen ein. Pastor Dornig pfiff sich

ein Liedchen und schlug mit dem Stocke die Köpfe der am Wege stehenden Blumen ab.

Gerland fühlte in diesem Augenblicke einen Widerwillen gegen den Amtsbruder, der an Haß grenzte. Schien er nicht mit seinem phlegmatischen Lächeln, seinem trägen Achselzucken und jedem seiner flachen Worte doch immer recht zu behalten! —

„Nein, Menke war noch gar nicht so übel; wenn nicht die dumme Geschichte gewesen wäre. — Seine Frau, die hat ihm eben das Renommee verdorben."

Gerland stutzte: „Wieso! — Was soll denn mit der Pastorin gewesen sein?"

„Du hast wohl keine Augen im Kopfe, Gerland?"

„Nun, daß sie nicht vom allerfeinsten Stoffe ist, das habe ich natürlich gemerkt," erwiderte Gerland verwirrt.

Pastor Dornig lachte und pfiff vor sich hin.

„Was wird ihr denn vorgeworfen?" fragte Gerland beinahe ängstlich.

„Sie war erst ein oder zwei Jahre Wirtschafterin bei dem alten Pastor, ehe er sie heiratete."

„Kein Wort weiß ich davon!"

Dornig sah ihn zweifelnd an: „Das wäre ja spaßhaft!"

„Wahr und wahrhaftig! Es ist das erste, was ich höre. Die Pastorin hat mir auch nicht mit einem Worte darüber eine Andeutung gemacht."

„Sie wird sich hüten! Die Sache war nicht ganz reinlich damals. Menke sah sich veranlaßt, sie zu heiraten, weil es anfing, ein öffentlicher Skandal zu werden. Die Affäre hätte ihm beinahe seine Stelle gekostet. Die Vorgesetzten drückten ein Auge zu, weil er bei der Gemeinde

beliebt war und sich bis dahin nichts hatte zu schulden kommen lassen. Die Sache wurde nach Möglichkeit vertuscht, und mit der Zeit wuchs Gras darüber. Man hat sich allgemein gewundert darüber hier in der Gegend, daß du die Frau bei dir behalten hast. Wärst du nur zu mir gekommen, ich hätte dir manchen guten Rat erteilen können. Du mußt dich in acht nehmen, dir keinen bösen Leumund zu machen, Gerland. Die Leute sind hier schnell bei der Hand mit übler Nachrede, verstehst du! Schließlich, so schlimm ist die Frau gar nicht. Sie soll eine ausgezeichnete Wirtschafterin sein, jedenfalls kocht sie gut; das habe ich heute an deinem Tische gemerkt. Du bist vielleicht noch gar nicht so schlecht mit ihr gefahren. Auf alle Fälle bist du jetzt gewarnt. Ich hielt das für meine Pflicht als Freund. Wir Geistlichen sind gezwungen, auch auf die Dehors etwas zu geben." —

Dornig wußte noch manches über die Pastorin und ihren verewigten Gatten zu berichten. Gerland hörte nur mit halbem Ohre zu, er stand ganz unter dem peinlichen Eindrucke, den ihm das Vernommene bereitet. Das also war diese Pastorin, deren offenes Wesen einen gewissen Zauber auf ihn ausgeübt hatte. Ihm war zu Mute wie einem Menschen, der sich eine Speise hat munden lassen und der nachträglich von Unbehagen befallen wird, wenn er von der Zubereitung erfährt.

Man war inzwischen ein gut Stück Weges vorwärts gekommen. Die Sonne stand nicht mehr hoch über dem Horizonte, ihr rötliches Licht gab dem Grün der Wiesen und jungen Saaten eine saftigere Färbung. Die beiden hatten auf dem Marsche einen Halbkreis um ihren Aus-

gangspunkt beschrieben, an der Berglehne hinwandernd. Breitendorf lag tief unten, ihnen zu Füßen, in breiter Thalmulde. In weiter Ferne, hinter den bewaldeten Kuppen der Vorberge, stieg jetzt der langgezogene Gebirgskamm auf. Ehern ruhig lag der mächtige Grat im Abendlichte, eine stahlblaue Silhouette, die sich vom aprikosenfarbenen Abendhimmel abhob. Weiße Streifen zogen vom Kamme hinab und verschwanden im Dunst der violetten Tiefe. Der Schnee war dort oben noch nicht ganz geschmolzen.

Der Weg führte sie jetzt auf eine Gruppe Häuser zu, die sich am Berghange unter dem Hochwalde ausbreiteten. Eines der Häuser, über die andern emporragend, fiel sofort in die Augen, stattlich mit weißen Mauern und hohem Ziegeldach. Wie eine Gluckhenne lag es da mit ausgebreiteten Flügeln. Alte Bäume standen darum, ein parkartig gehaltener Garten zog sich hinauf bis an den Wald.

„Wo sind wir denn hier?“ fragte Pastor Dornig.

„Das ist Eichwald,“ erwiderte Gerland. „Und das große Haus gehört einem gewissen Doktor Haußner.“

„Haußner — Doktor Haußner! Siehe einmal an, das ist ja interessant.“

„Weißt du etwas von dem?“

„Ich bitte dich, das ist ja der berühmteste, man kann wohl sagen berüchtigtste Mann der Gegend. — Ein stattliches Haus; es könnte ein Rittergut sein.“

Dornig warf einen bewundernden Blick nach dem großen Steinhause hinüber, dem sie sich näherten. „Er soll reich sein. Gesehen habe ich ihn noch nie. Kenne ihn nur vom Hörensagen. Er muß ein ganz verschrobener

Kauz sein. Hat sich hier vergraben wie ein Dachs; geht mit niemandem um."

Sie hatten sich inzwischen dem Gebäude genähert. Ein hoher Staketzaun, dahinter eine Weißdornhecke und in dritter Reihe dichte Bosketts von Ziersträuchern schlossen das Grundstück wie mit einem undurchdringlichen Wall von der Landstraße ab. Den Eingang bildete ein schweres schmiedeeisernes Thor, mit granitenen Standpfeilern. Das Thor war geschlossen, am Pfeiler hing eine Glocke. Das Ganze hatte etwas Vornehmes, Zurückgezogenes — Besonderes.

„Seine Tochter hat er nicht taufen lassen," sagte Dornig mit gedämpfter Stimme, während sie vorüberschritten.

„Nicht taufen lassen!" rief Gerland in ehrlichem Entsetzen.

„Er ist aus der Landeskirche ausgetreten. Es hat darüber viel Skandal gegeben vor Jahren. Es fing damit an, daß er sich weigerte, seine Kinder den Religionsunterricht besuchen zu lassen. Die Regierung ließ das natürlich nicht zu — kurz, es ist darüber ein langes Hin und Her gewesen. Auch mit deinem Amtsvorgänger, Pastor Menke, hat er Krakeel gehabt. An dem hat er sich sogar thätlich vergriffen."

„Was sagst du!"

„Jawohl! Das ist eine ganz wilde Geschichte. Beim Begräbnisse seiner am Nervenfieber ganz plötzlich verstorbenen Kinder ist das passiert. Eine Bemerkung in Menkes Grabrede hatte ihm nicht gefallen, und da hat er dem amtierenden Geistlichen am offenen Grabe den Talar

vom Leibe zu reißen gedroht. Ein angenehmer Herr — nicht wahr? — Übrigens, du kannst dich beruhigen, du wirst schwerlich Not mit ihm haben. Er soll jetzt ganz ruhig geworden sein. Zur Kirche geht er natürlich nicht, und der kirchlichen Rechte ist er ja entkleidet als Dissident. Das Krakeelen mit den Geistlichen hat er aufgegeben; ich glaube, er hat damals doch ein Haar in der Geschichte gefunden. Jetzt macht er stets einen großen Bogen, wenn er einem von uns begegnet. — Ein sonderbarer Heiliger — was?"

„Und die Tochter nicht getauft? — Wie alt ist sie denn?"

„Im Backfischalter, glaube ich, und sie soll ein hübsches Mädchen sein. Er hat sie ganz in seinen Anschauungen auferzogen. Angeblich ist sie noch schlimmer als der Vater selbst. Und dabei war ihre Mutter in einer Herrnhuter Anstalt erzogen und soll durchaus orthodox, ja geradezu pietistisch gewesen sein. Die Frau ist schließlich tiefsinnig geworden. Eine Jugendfreundin der verstorbenen Frau Haußner hat mir neulich die ganze Sache mit allen Details erzählt. Ein interessanter Fall — meinst du nicht?" —

Sie waren jetzt an dem Grundstück vorüber. Unwillkürlich machte Gerland halt und blickte nach dem Hause zurück. Ein großer schwerfälliger Steinkasten, lag es da. Ihm mißfiel es auf einmal, trotz der alten Lindenbäume und des Kranzes von blühenden Obstbäumen darum. ‚Wie kalt muß es da drinnen sein!' dachte der junge Geistliche.

„Ein schönes Anwesen," meinte Pastor Dornig in einem Tone, durch den ein leises Bedauern zitterte. „Schade, daß man mit dem Manne nicht umgehen kann." —

Sie wandten sich und schritten jetzt bergab auf Breitendorf zu.

„Daß ein Mensch zum Häretiker werden kann, verstehe ich," sagte Gerland, „wenn er sein Herz verstockt — auch Beispiel oder Lektüre können das bewirken — aber, — das eigene Kind auf diesen Weg führen! Wie kann ein Vater das auf sich nehmen?"

„Persönliche Gereiztheit spielt dabei eine Rolle. Er ist verärgert. Man hat ihn, glaube ich, ganz falsch behandelt. Er ist künstlich in die Opposition getrieben worden."

„Um so schlimmer, wenn ihn persönliche Leidenschaften bestimmt haben. Wer darf sich unterfangen, das Heil einer fremden Seele zu beeinflussen; selbst ein Vater hat dazu kein Recht."

„Dann mußt du unsere Gesetze ändern. Wer sein Kind nicht taufen lassen will, kann es bleiben lassen."

Die Sonne tanzte eben über dem Horizonte als riesige feuerrote Kugel. Die Wälder lagen bereits in tiefem Schatten, die Fluren verschwammen im Zwielicht der Dämmerung. Höher als zuvor ragten die Berge, beinahe drohend, gleichfarben von oben bis unten, wie aus Stahl gegossene Riesenfesten.

Gerland blieb von neuem stehen, als wolle er die Aussicht noch einmal genießen. Sein Blick überflog flüchtig das Bergrund, dann suchte er einen Punkt, an dem er haften blieb. Dort lag das Haus. Scharf hob sich das weiße Viereck von dem dunklen Walde dahinter ab.

Der letzte Rand der Sonnenscheibe war eben unter dem Horizonte verschwunden, aber die Fenster des hoch-

gelegenen Hauses leuchteten unheimlich, wie von eignem Lichte, als stehe das Gebäude in Flammen.

Gerland starrte die Erscheinung an, betroffen. Als der Glanz der Scheiben schnell verblich, wandte er sich und blickte nach der andern Richtung hinab, wo Breitendorf lag. Über dem Dorfe schwebte weißlicher Dunst, ein breiter Streifen, der über dem Wasserlaufe stand. Kirche und Pfarrhaus waren zur Not zu erkennen.

Der Geistliche schätzte im Geiste die Entfernung zwischen Haus und Haus ab. Er fragte sich, ob er wohl jemals den Weg hier herauf gehen und das schmiedeeiserne Thor durchschreiten würde. —

Dann, wie eine Eingebung plötzlich, überkam es ihn: Diesen Mann zurückzuführen zu Gott, das ist deine Mission.

Freudiger Schrecken durchzuckte ihn, ihm wurde warm und kalt. Und schon machte sich seine Phantasie geschäftig daran, einen Plan zu entwerfen und auszubauen.

Die Dunkelheit brach schnell herein. Die beiden Fußgänger schlugen unwillkürlich schnelleren Schritt an. Bald waren sie in der Dorfstraße. Hier und da leuchtete schon ein Licht auf hinter den Fenstern. Im Gasthof war Tanzmusik; von der Straße aus konnte man sehen, wie sich die Paare langsam drehten.

Gerland forderte den Amtsbruder auf, das Abendessen im Pfarrhause einzunehmen. Dornig nahm das Anerbieten ohne Zögern an.

Dem Wiedersehen mit der Witwe sah Gerland mit peinlichen Empfindungen entgegen; er atmete auf, als das Dienstmädchen berichtete, die Frau Pastorin sei zu einer

Freundin ins Dorf gegangen. Das Abendessen stand äußerst sauber angerichtet auf dem Tische.

„Deine Pastorin ist doch eine ganz famose Wirtin," meinte Dornig, während er kräftig einhieb. „Du hast schließlich ganz gut gethan, sie zu behalten." —

Bald nach dem Imbiß ging Dornig.

Pastor Gerland begab sich in sein Wohnzimmer. Lange saß er dort im lederbeschlagenen Lehnstuhle, den Kopf auf die Brust gesenkt, in die gelbe Lampenglocke starrend. Vom Gasthof herüber schwirrten hin und wieder abgerissene Klänge der Tanzmusik. Vor ihm auf dem Tische standen Photographieen seiner verstorbenen Eltern und anderer Angehöriger. Neben ihm auf einem Bücherbrett breitete sich die bescheidene Bibliothek aus. Er hatte ein Buch vor sich aufgeschlagen: Schleiermachers Monologen. Aber er verspürte keine Lust zum Lesen heute.

Im neuen Amte wars doch ganz anders, als er sichs gedacht. Soviel Feindliches, Häßliches, Verwirrendes — so viele Versuchungen, Unklarheiten, versteckte Abgründe — er dazwischen gestellt mit seiner gottsuchenden Seele, den heißen Wünschen seines Fleisches und seinem Hunger nach Erkenntnis. —

Wie würde der Kampf ausgehen?

II.

Gerlands Vater war höherer Gerichtsbeamter in der Provinzialhauptstadt gewesen. Die Mutter entstammte einer Professorenfamilie.

Der alte Gerland war ein ernster, wortkarger Mann, redlich, streng gegen sich und andere, schroff, zugeknöpft, stets im vollen Gefühle seiner Beamtenwürde, von beschränktem Gesichtskreise, ein abgesagter Feind der schönen Künste, aber auf den Gebieten, in denen er sich heimisch fühlte, ein ganzer Mann, mit viel geheimer Herzensgüte, die sich unter rauher Außenseite verbarg.

Der Sohn mußte mehr nach der Mutter geraten sein, die im Wesen das gerade Gegenteil des Vaters darstellte. Sie war ein liebevoller, mitteilsamer, zur Schwärmerei neigender Charakter gewesen, begeisterungsfähig, stets bereit, sich für neue Pläne und Ideen zu begeistern. Ein goldenes Herz, voll reiner interesseloser Liebe für ihre Umgebung, geneigt, das Beste von den Menschen zu denken und zu erwarten, häufig getäuscht, ohne deshalb von

ihrem Optimismus zu lassen. Aus jeder Blume wußte sie ihren Honig zu saugen. Sie besaß die seltene Gabe, sich an der Größe und Schönheit des Himmels zu erfreuen, wenn er auch noch so weit von ihr entfernt sein mochte. —

Zwischen Mutter und Sohn bestand ein besonders inniges Verhältnis. Der Knabe hatte die Lebhaftigkeit und den Hang zur Schwärmerei von ihr geerbt. Er war geistig gut veranlagt und faßte schnell. Es wurde stillschweigend angenommen, daß er die Karriere des Vaters einschlagen werde. Er besuchte das Gymnasium und hielt sich ohne große Anstrengung unter den ersten der Klasse.

Eine bedeutungsvolle Wendung im Leben des Knaben trat mit seiner ersten Liebe ein.

Eine Nichte seiner Mutter, an zehn Jahren älter als er, kam ins elterliche Haus. Eines Frauenleidens wegen sollte sie einen bekannten Arzt der Stadt konsultieren. Der sechzehnjährige Gymnasiast verliebte sich leidenschaftlich in diese ätherische Schönheit von blassem Teint mit großen melancholischen Augen. Es fiel ihr nicht schwer, den jugendlichen Vetter, dessen Leidenschaft sie entzündet, geistig zu unterjochen und in ihre Kreise zu bannen. Der junge Gerland hatte bis dahin die Religion nicht anders geübt, als es im väterlichen Hause üblich war, gedankenlos, als Angewohnheit, die zum guten Ton gehört. Selbst der Konfirmationsunterricht hatte keinerlei nennenswerten Eindruck auf ihn hervorgebracht. Nun fing der Knabe mit einem Male Feuer für dieses Neue. Ein Sinn, der latent in seiner Natur gelegen, schien nur eines äußeren Anstoßens bedurft zu haben, um hervorzubrechen. Die

Cousine verstand es, ihn auch darin zu leiten. Ihm war zu Mute, als betrete er an der Hand eines Engels ein neu entdecktes Wunderland. Zwei Pläne reiften damals in der enthusiastischen Knabenseele: die Cousine zu heiraten und Geistlicher zu werden. Als das Mädchen das Haus verlassen hatte und der Schmerz der Trennung überwunden war, verblaßte der erstere Plan zwar, aber der Anstoß, den sie seiner Entwickelung nach einer bestimmten Richtung hin gegeben, wirkte nach.

Aus dem frischen, unbesorgten, leichtlebigen Knaben war ein nachdenklicher, grüblerischer, zeitweilig zur Melancholie neigender Jüngling geworden. Gegen den Wunsch des Vaters warf er sich, als er das Gymnasium absolviert hatte, auf das theologische Studium.

Er war ein eifriger Kollegbesucher, und wurde bald ein sattelfester Theologe. Und doch brachte das Studium ihm nicht die Befriedigung, die er erhofft. Die kalte Weisheit des Katheders vermochte wohl seinen Kopf zu beschäftigen, aber sie stieß seine nach Wasser des Lebens dürstende Seele ab.

Das Dogma, die Schablone, die man ihm bot, vermochte diesen Durst nicht zu stillen. Statt Brotes reichte man dem Hungrigen Steine, statt Fisches eine Schlange. Wie ein erstarrter Lavastrom kam ihm die einst aus göttlichem, menschenliebendem Herzen geflossene Lehre vor, die hier zerstückelt und zu niedlichen Sächelchen verarbeitet wurde. All das Schnörkelwerk, die Kämmerchen, Gänge und Ornamente, welche dem ehemals großen und schlichten Monumente der christlichen Lehre durch kluge, spekulierende Köpfe angefügt worden war, verwirrten ihn. Er suchte

mit Eifer und in heißer Seelenangst, öffnete eine Thür nach der andern, in der Hoffnung, irgendwo das verborgene unverfälschte Heiligtum zu finden, überall stieß er auf Bildnisse, Werke von Menschenhand. — Wachsfiguren sollte er für lebende Geschöpfe nehmen. Er war zu redlich, um ein Kompromiß mit seiner Überzeugung zu schließen; und um sich der Richtung eines seiner Lehrer anzuschließen, sich einfach ins Schlepptau nehmen zu lassen von einer Autorität, wie es so viele junge Studenten thaten, dazu war er zu selbständig und zu skeptisch. Die Zeiten waren für ihn vorbei, wo er sich blindlings der Führung einer Persönlichkeit anvertraute.

Über die Anschauungen der Cousine war er hinausgewachsen. Man hatte zwar all die Jahre hindurch eine rege Korrespondenz aufrecht erhalten, aber eine gelegentliche persönliche Zusammenkunft kühlte Gerlands Gefühle für die ehemals Angebetete völlig ab. Er fand ein älteres, verblühtes Mädchen. Geistig war sie dort hocken geblieben, wo sie früher wie ein Leuchtturm in der Brandung für ihn gestanden. Weite Meerfahrten lagen hinter ihm, und das Mystische hatte allen Sinn vor seinem Nachdenken verloren. Sie forderte nach wie vor geistige Unterwerfung; er war in ihren Augen das Geschöpf ihrer Hände. Die Erfahrung, daß er sich von ihrem Schürzenbande losgemacht habe, mochte eine bittere Pille für das alternde Mädchen sein. — Es konnte nicht fehlen, daß die Freundschaft einen Riß bekam.

Seine Vereinsamung nach dieser Trennung war um so größer. Unter den Kommilitonen besaß er wohl Bekannte, aber keinen Freund. Einer Verbindung war er

nicht beigetreten, die gewöhnlichen studentischen Vergnügungen stießen ihn durch ihre Derbheit ab. Den Studiengenossen Einblick in seine Gedankenwelt zu gewähren, mit ihnen von den Problemen, welche ihn beschäftigten, zu sprechen, das gab er bald auf. Was für Gründe die meisten von ihnen veranlaßt hatten, die theologische Laufbahn einzuschlagen, wurde ihm nur zu bald deutlich. Die Brot- und Magenfrage spielte die größte Rolle dabei. Es war leichter und mit geringeren Opfern verknüpft, ein Seelenhirt zu werden, als einen andern Beruf zu erlernen. Man kam schnell in Amt und Würden und war guter Versorgung gewiß. Viele hatten den Beruf aus reiner Gedankenlosigkeit gewählt, andere, weil ein Anverwandter oder Gönner in hoher kirchlicher Stellung saß und sie so auf Beförderung hoffen durften. Nur wenige waren darunter, die eine innere Berufung für den gewählten Stand fühlten. Den meisten war das in Aussicht stehende Amt, die Lebensversorgung, die Hauptsache. Sie waren gläubig aus Denkfaulheit, weil es doch nun einmal zum Berufe gehörte. Der Glaube war ihnen nicht ein Gut, das man sich unter Kampf und Zweifeln stets von neuem erobern muß, eine Fähigkeit, die geübt, ausgebildet und gestählt werden soll. Sie fühlen sich wohl und behaglich im Besitze überkommener Güter; diese zu sichten, oder neue hinzu zu erwerben, lag nicht in ihrem Sinne. Gerland galt ihnen als Sonderling, über den viel gelacht und gespöttelt wurde. Und er bekam auch Neid und Anfeindung zu kosten. Man warf ihm geistigen Hochmut vor, Stimmen wurden laut, die ihn als heimlichen Freigeist verdächtigten.

In jener Zeit verlor Gerland beide Eltern. Sie folgten einander innerhalb eines Jahres im Tode. Besonders der Verlust der Mutter war für ihn ein harter Schlag.

Die düsterste Zeit seines Lebens begann.

Bedenken quälten ihn, ob er den richtigen Beruf erwählt habe. Die Begeisterung, welche ihn ehemals für das Priesteramt erfüllt, war verflogen. Die Kirche, wie er sie jetzt mit ernüchterten Augen sah, schien ihm ein morsches, baufälliges Institut, nach keiner Seite ihren hehren Zweck erfüllend. Und er blieb nicht dabei stehen, an der äußeren Form Anstoß zu nehmen, welche den Kern des christlichen Gedankens umgab, mehr und mehr nisteten sich Zweifel bei ihm ein an der Echtheit dieses Kernes selbst.

Mit Entsetzen nahm er solche Vorgänge in sich wahr. Der Frevel erschien ihm ungeheuerlich. Er kämpfte und wütete gegen sich selbst; ganze Nächte brachte er auf blanker Diele zu, im Gebet — umsonst. Wenn er den Teufel des Zweifels auf der einen Seite ausgetrieben hatte, schlüpfte er unbemerkt in veränderter Gestalt auf der andern wieder hinein — mit einem „apage satanas!“ war da nichts auszurichten.

Aus seinem Innern stieg es empor, ungerufen, gegen seinen Willen, unentrinnbar, ein zersetzendes Element, ein eisiger Windhauch, vor dem sein Glaube zusammenfiel, wie ein Kartenhaus. Ein Verzweifelter lief er umher, trug sich mit Selbstmordgedanken. —

Nachdem dieser Sturm ausgetobt, kam eine Periode großer Gleichgiltigkeit über ihn. Mit Kälte konstatierte er, daß er glaubenslos sei, und vermochte darüber zu lachen.

Er teilte ja dieses Geschick mit Hunderttausenden. Wo gab es denn in jetziger Zeit noch Gläubige? Die Massen waren von Gott abgefallen. Und die Gebildeten? — Sie hatten kaum noch ein mitleidiges Lächeln für die durch die Wissenschaft tausendfach widerlegte Lehre vom Sohne Gottes. Und war es mit den Theologen selbst etwa besser bestellt? — Gab es nicht genug berufene Priester und unter ihnen manches Kirchenlicht, welche die unbefleckte Empfängnis, die Verklärung, die Auferweckung, die Transsubstantiation, die Auferstehung des Fleisches und alle Wunder, kurz alles Überirdische, als frommen Mythus betrachteten? — Und seine Lehrer! — Da war kaum einer, der noch ernsthaft von Gott dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde sprach. Um so mehr bekam er von Kausalität, von Monaden und Emanationen zu hören. Aus den Vorträgen manches Professors, der als Leuchte der modernen Theologie galt, war nur zu deutlich herauszuhören, das die Reinmenschlichkeit Christi für ihn eine Thatsache sei, so feststehend, daß es sich, darüber noch zu diskutieren, überhaupt nicht mehr verlohne.

Und doch wurde äußerlich der Schein der Orthodoxie nach Möglichkeit gewahrt. Man leistete Großes in der Kunst, seine extremsten Gedanken zu umschreiben, zwischen den Zeilen lesen zu lassen und die Skepsis mit Salbung zu verzuckern. Sein Heidentum offen zu bekennen, dazu fand keiner den Mut. Es hätte ihm ja Amt, Stellung und Reputation gekostet. Man zog es vor, sich offiziell noch zum Christentume zu bekennen, obgleich man innerlich längst mit ihm fertig war. Dem christlichen Staate und der christlichen Gesellschaft, in der man lebte, zu Liebe geschah das.

Und so herrschte überall ein falsches Zwielicht, das die Wahrheit der nackten Thatsachen zwar zu verschleiern, aber nicht unsichtbar zu machen vermochte. —

Es war die Zeit der Krompromisse. Und auch den jungen Theologen steckte diese allgemeine Krankheit an. Er suchte den Riß in seiner Weltanschauung, so gut es eben ging, auszufüllen. Er wußte, daß der Grund, auf dem er sein Haus errichtete, ein schwankender sei; da schien es immer noch das Beste, nicht zu tief zu graben. Er vermied alles ernstere und tiefere Nachdenken, er lebte in den Tag hinein.

Warum sollte er sich denn allein abquälen in Gewissensängsten, da er so viele um sich her sah, die sich mit der Frage abgefunden hatten und glücklich und zufrieden dabei waren. —

Der Leichtsinn, dem er sich in geistigen Dingen hingegeben, begann auch seinen Lebenswandel zu beeinflussen. Die Askese, zuvor bis zur Übertreibung geübt, warf er jetzt als unnützen Ballast über Bord. Er ließ den lieben Gott einen guten Mann sein.

Jetzt, wo er mit dem großen Strome schwamm, fand er auch den Beifall seiner Umgebung. In Gesellschaft leichtgesinnter Freunde kostete er alle erlaubten und unerlaubten Vergnügen der Universitätsstadt durch.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Die Hefe im Becher der Lust schmeckte er zeitiger als andere. Er besaß von Natur nicht Leichtfertigkeit und Frivolität genug, um sich beim rein sinnlichen Genusse auf die Dauer wohl zu fühlen. Tief angewidert, zog er sich von der lockeren Gesellschaft zurück. —

So trat er ins Examen und bestand es glänzend.

Ein sicherer Weg schien vor ihm zu liegen. Nach kurzer Kandidatenzeit, die er zur Weiterbildung in seinem Fache benutzte, wurde er als Hilfsgeistlicher in der Vaterstadt angestellt. Über Mangel an Thätigkeit konnte er sich nicht beklagen; der Hauptgeistliche, ein bejahrter Mann, dessen Amtseifer dem Bedürfnis nach Ruhe zu weichen begann, war zufrieden, einen so arbeitsfrohen Gehilfen erhalten zu haben und überließ der jüngeren Kraft von den Berufsgeschäften soviel, als angängig.

Die praktische Ausübung des Berufes brachte ihm manche Enttäuschung. Er fand es sehr schwer, jene Menschenliebe und Opferbereitschaft, die er an seinem großen Vorbilde wahrnahm, an sich zu erziehen. Er erlebte viel in sich selbst, das Herausgehen aus dem eignen Ich wurde ihm sauer. Nüchternheit und Kälte der Welt schreckten ihn auf sich selbst zurück. Und doch lebte ein heißes Verlangen in ihm, sich zu eröffnen, sich in Liebe hinzugeben. Darum hatte er Christum mit heißer Inbrunst umfaßt, leidenschaftlich hatte er sich um diese Säule gerankt. Das Christentum war ihm ein intimes Ereignis, und häufig hatte er das Gefühl, daß er sein Heiligstes profaniere, wenn er seine letzten und tiefsten Gedanken darüber ausspreche. Er fand, daß es zwei sehr verschiedene Dinge seien: Christ sein und sein Christentum ins Praktische umzusetzen. Wieviel ging auf diesem Wege vom begeisterungglühenden Herzen bis zur alltäglichen Lebensübung an Wärme, an Größe, an Erhabenheit verloren. Selbst dieses edle Metall nutzte sich ab, da es durch so viele grobe Hände glitt.

Wieder kamen Zeiten großer Ernüchterung für den jungen Geistlichen. Jener innige, seelische Verkehr zwischen Gemeinde und Seelsorger, wie er sich ihn ausgemalt, war nicht möglich. Die Geister waren stumpf. Die Religion bedeutete ihnen nicht ein tiefquellendes Bedürfnis, im besten Falle eine Gewohnheit. Vom Geistlichen verlangten sie, daß er Sonntags und Feiertags in althergebrachter Weise, der Agenda gemäß, den Gottesdienst abhalte, und das Abendmahl administriere, daß er, wenn gerufen, zu Taufen erscheine, am Sarge erbauliche Worte spreche und im übrigen keinen auffällig schlechten Lebenswandel führe und einen schwarzen Rock trage.

Eine rein äußerliche Gesinnungstüchtigkeit wurde verlangt. Versuchte er, sein Amt höher auffassend, ihnen als geistlicher Freund und Berater zu nahen, so stieß er auf verschlossene Herzen und Thüren. Das niedere Volk setzte seinem Werben offene Feindschaft und rohen Hohn entgegen, bei den Wohlhabenden stieß er auf Lauheit, und die Gebildeten lächelten über seine Bemühungen.

Wie ein mächtiger Eisblock stand die rohe, starre Gleichgiltigkeit der Massen vor ihm; was war das Flämmchen seiner Begeisterung dagegen gehalten? Er sah keine Frucht seiner Thätigkeit. Wohl war die Kirche nicht schlecht gefüllt, wenn er predigte, wohl hatte er einige Bewunderer und Verehrerinnen gewonnen, die nie auf ihren Plätzen fehlten, wenn er sprach, aber das war nicht das, was er suchte. Jene, die da unten saßen und seinen Worten mit scheinbarer Andacht folgten, um die war es ihm nicht zu thun. Was von dem Ernste und dem Feuer dieser offiziellen Gläubigen zu halten sei, darüber belehrte ihn der

gesellschaftliche Verkehr mit ihnen. Den einen trieb Gewohnheit in die Kirche, den andren Langeweile, den dritten Sinn für das Schickliche und Althergebrachte. Andere machten noch niedrigere Beweggründe zu regelmäßigen Kirchgängern — von Hunger und Durst nach dem Heil war da nichts zu verspüren. Und er hatte wollen Menschen fischen, dem Heiland Seelen zuführen. —

Damals entstand der Wunsch in ihm nach einer ländlichen Pfarrstelle. Er sehnte sich heraus aus dem faden ungesunden Leben der großen Stadt, nach primitiven Verhältnissen, natürlichen, unverdorbenen Menschen, nach dem Verkehr mit der Natur. Dort glaubte er eher einen Acker zu finden, der seine Saat aufnehmen würde, dort hoffte er das Ideal des wahren Priestertums verwirklichen zu können.

Seine Bekannten und Anverwandten suchten ihn von der Ausführung dieser Idee abzuhalten. Er müsse in der Stadt bleiben; hier war die Aussicht auf Karriere eine viel günstigere, als auf dem Lande, wo niemand auf einen aufmerksam werden konnte. Und zudem wie übel würde er, der gebildete, verwöhnte Mann, sich in der Einsamkeit des Dorfes befinden. Er würde die Bauern nicht verstehen und sie ihn erst recht nicht. Seine Anlagen wiesen ihn nach einer ganz anderen Richtung; er müsse danach streben, sich einen Namen als Kanzelredner zu schaffen, wozu er durch den Wohlklang seines Organes und die Flüssigkeit seines Stiles entschiedene Anlage habe. So setzten ihn die guten Freunde von allen Seiten zu. Man schüttelte allgemein den Kopf zu seinem Vorhaben und konstatierte, daß er Hang zur Querköpfigkeit habe.

Gerland besaß ein Paar ältere Schwestern am Orte; die eine war an einen Beamten, die andere an einen Kaufmann verheiratet. Beide hatten gute Partieen für ihn in Aussicht, und thaten alles, um ihn von dem voreiligen Schritte abzuhalten.

Umsonst! — Zur ersten ländlichen Pfarrstelle, die frei wurde, meldete er sich, gefiel, hielt seine Probepredigt, wurde bestätigt und vom Superintendenten eingewiesen.

* * *

Einige Wochen waren nun schon seit Gerlands Einweisung in das neue Amt ins Land gegangen. Der junge Geistliche war mit den Verhältnissen seines Kirchspiels mehr und mehr vertraut geworden.

Daß kirchlicher Sinn in der Gemeinde herrsche, war nicht zu verkennen, aber er war rein äußerlicher Natur, darüber gab sich Gerland keiner Täuschung hin. Jeden Sonntag sah er die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, aber von einem religiösen Leben in den Gemütern der einzelnen war wenig zu spüren. Unter Pastor Menke hatte sich das kirchliche Leben verschlafen in ausgefahrenen Gleisen bewegt. Menke selbst hatte gerade so viel gethan als notwendig war, um sich von der Aufsichtsbehörde keinen Verweis zuzuziehen.

Das Patronat zeigte ebensowenig Interesse für die Zustände innerhalb der Gemeinde. Patron war Graf Mahdem, der Besitzer des Rittergutes Breitendorf. Der Graf, ein junger Mann, wohnte auf entlegenen Gütern, die Rittergutsloge in der Kirche stand jahraus jahrein leer.

Der Gemeindekirchenrat ließ alles gehen, wie es wollte; nur auf zweierlei hielt diese Korporation streng: daß keine liturgischen Neuerungen eingeführt und daß keine unnötigen Geldausgaben für Kirchenzwecke gemacht würden. Die Gemeinde war an diesen Zustand gewöhnt und schien mit ihm zufrieden.

Es war ein steriler Boden, auf dem Pastor Gerland seine Saat aussäen wollte. Er sagte sich das selbst, aber doch verzweifelte er nicht an der Möglichkeit, diesem Acker mit der Zeit eine grünende Ernte zu entlocken. Er hielt es für keinen Zufall, daß er gerade diese Stelle erhalten. Gott hatte ihn auf diesen schwierigen Posten gestellt.

Der junge Geistliche bewegte mancherlei Pläne in seinem Herzen. Er wußte aus der früheren Praxis, wie er durch seine Persönlichkeit auf die Gemüter zu wirken vermochte. Auch setzte er einige Hoffnung auf die Frauen. —

Durch den Konfirmationsunterricht und die Schulinspektion waren ihm Mittel in die Hand gegeben, auf die Jugend zu wirken. Er dachte ferner an Betstunden, die er im Winter abhalten wollte, wo die Leute nicht durch die Feldarbeit abgezogen waren. Der Plan, einen Leseverein unter den jungen Männern des Ortes zu bilden, schwebte ihm vor.

Aber das stand alles noch im weiten Felde. Zunächst wollte er seine Beichtkinder kennen lernen und sich ihr Vertrauen gewinnen. Die Gelegenheit, welche ihm Begräbnisse, Taufen und Krankenbesuche boten, benutzte er eifrig, um persönliche Beziehungen anzuknüpfen und die ihm fremde Welt dieser Leute verstehen zu lernen.

Vieles war da, was ihn abstieß, was seinen empfind-

lichen, verwöhnten Sinn verletzte. Er war wie einer, der mit zarten, weißen Händen die Pflugschar zu führen unternimmt; braun und schwielig und rauh mußte die Hand erst werden, welche die Erdscholle bearbeiten sollte. Gerland hatte sich ein ganz anderes Bild von dem Landmanne gemacht; dem Städter hatten die ländlichen Verhältnisse als Ideal der Unverdorbenheit vorgeschwebt. Er fand auch hier viel Schmutz, viel Verkommenheit und Roheit, von denen er sich nichts hatte träumen lassen.

Aber zwischen all dem Unrat erkannte er doch auch menschliche Eigenschaften, Anzeichen eines höheren, geistigen und sittlichen Bedürfnisses, wahre gottesfürchtige Gesinnung.

Ein solch tröstendes Beispiel war für ihn die alte Märzliebs-Hanne in Eiba. Gerland ging jetzt beinahe täglich nach dem hochgelegenen Walddorfe, die alte Frau und ihre kranke Enkelin aufzusuchen.

Das Mädchen rang mit dem Tode. Fester täglich und fester sah Gerland die unbarmherzige Knochenhand das junge Leben umschließen. Zwischen ihm und dem Kinde hatte sich ein außergewöhnliches Verhältnis herausgebildet.

Starr, mit gespannten Zügen, bleich wie eine Wachspuppe, lag die Kranke auf ihrem Strohsacke, teilnahmlos, gefühllos; die Fliegen liefen über ihr Gesicht, sie zuckte mit keiner Wimper. Da trat der Geistliche an ihr Lager, ergriff ihre Hand, legte ihr wohl auch die Hand auf die Stirn — und siehe da, ihre schlummernden Lebensgeister wurden wach unter dieser Berührung — wie aus weiter Ferne kehrte die Seele zurück. Er sprach ihr zu, sie antwortete auf seine Fragen, wenn auch meist wie eine Träumende, nur halb anwesend und doch auch manchmal

mit verblüffender Klarheit. Wenn er ihr dann ein Gebet vorsprach, so betete sie es nach, den Blick auf seine Züge gerichtet, gebannt durch seinen Blick, mit dem Abglanze eines Lichtes in den großen Augen, das nicht von dieser Welt zu stammen schien. —

Die alte Märzliebs-Hanne stand daneben, mit zitterndem Haupte, die runzeligen Hände gefaltet, und betete ihren Vorrat von Gesangbuchversen herunter, den sie vom Konfirmationsunterricht her noch im Gedächtnis hatte. Die alte Frau war außerordentlich bibelfest. Sie kannte viele Stellen wörtlich auswendig und liebte es, ihre Rede mit Bibelsprüchen zu verzieren.

Sie wußte dem Geistlichen vielerlei Wunderbares zu berichten. Die kranke Enkelin sprach des Nachts häufig im Traume, und aus ihrem Phantasieren wollte die Alte erkannt haben, daß es Gerland sei, mit dem sie Zwiesprache halte. Ja, in der letzten Nacht sei er bei der Kranken gewesen, ihr die Hände auflegend, wie der leibhaftige Heiland selbst.

„O, jerum, jerum, wie's Madel su oafing zu darzahlen, — ees kunnte sich duch urdentlich ferchten — wos se alles sak. Immer su ei da Ecke durte nieber thät se gucka. Itze red' se mit an Pfarrn, ducht'ch. Hernoa warsch wieder mihr, als ibstse an Heiland salber säke. Worim sollt's denne o ne der Heiland sen, der zu dan Gichtbrichigen gesogt hoat: ‚Stieh uf, hebe dein Bett auf und gieh heem!' — und er stand auf und ging heem. Und hernochen zu dan Weibe, das zwölf Juhre an Blutgoang gehot hatte: ‚Sei getrost meine Tuchter, dei Glaube hoat dir gehulfen.' — Nee, nee, globen se mer's ack, das Madel

redd mit Se ei dar Nacht. Se weeß och immer schon im vuraus, wenn Se kummen. Schun ganz ei dar Fruh sogte se heite iber mich: ‚Grußemutter!‘ — ‚Woas'n Christel?‘ sogt 'ch — ‚Heute kummt a Pfarr zu mir,‘ sogt se. Und su is o eigetruffa.“ —

Die Besuche an diesem Sterbelager bedeuteten für Gerland Erbauung und Kräftigung. Hier war wieder einer jener rätselhaften Fingerzeige, die aus der nüchternen Welt hinauswiesen in die Übernatur, von deren Wundern uns hier und da eine Ahnung vermittelt wurde.

III.

Gerland hatte sich nunmehr doch entschlossen, den Besuch seines ehemaligen Schulkameraden Dornig zu erwidern. Er wählte dazu einen Morgen, der frei von Amtshandlungen war.

Erst gegen Mittag traf er in Färbersbach ein. Der Ort besaß zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, die in friedlicher Ruhe dicht bei einander lagen.

Die evangelische Kirche war neu restauriert, ein viereckiger, weißer Kasten, mit großen, vom Boden bis zum Dache reichenden Fenstern, mit einem angeklebten Turme, dessen Größe in keinem Verhältnisse stand zu dem übrigen Gebäude. Das Gotteshaus lag mitten in den Häusern drin. Der Ort hatte einen städtischen Anstrich. Strohdächer und Fachwerkhütten waren hier verdrängt von massiven Gebäuden mit Ziegeldächern. Nur in den Ausläufern des Dorfes waren ländliche Behausungen mit Scheunen und Stallgebäuden zu erblicken. An verschiedenen Stellen ragten Fabrikessen auf, und an dem wasserreichen Bache arbeiteten Sägemühlen.

Auf Gerland, der aus der Breitendorfer Einsamkeit kam, machte das Schnurren der Räder, das Stampfen und Summen der Maschinen den Eindruck regen städtischen Treibens, dessen er sich in der kurzen Zeit schon entwöhnt hatte.

Auch das Pfarrhaus war größer und stattlicher als das Breitendorfer. Er verglich es im Geiste mit dem seinen; keine Frage, es fiel mehr in die Augen. Aber der Garten fehlte mit den mancherlei Blumen; Dornig schien nur einen schmalen Streifen zur Verfügung zu haben, dicht an der gepflasterten Straße, die Beete waren verwahrlost und unbebaut. —

Als Gerland eben die Klingel an der Hausthür ziehen wollte, trat ihm der Amtsbruder entgegen. Er war zum Ausgang gerüstet, mit Hut und Stock.

„Ich fordere dich gar nicht erst auf, ins Haus zu treten," sagte Dornig, „ich will gerade zum Essen gehen. Du bist natürlich mein Gast."

„Speisest du denn nicht zu Hause?" fragte Gerland.

„Nein, im Gasthofe. Das ist mir bequemer. Es ist nicht jeder in der Lage, sich eine Pastorswitwe zu halten." — Dornig hatte sein breites Lachen, das Gerland so unangenehm war. —

Der Gasthof lag nicht weit entfernt von Kirche und Pfarrhaus. Dornig führte den Amtsbruder sofort in ein reserviertes Zimmer. Hier waren am Ende einer Tafel acht Gedecke aufgelegt. Einige Herren saßen bereits vor ihren Plätzen, rauchend, Bier trinkend, Zeitungen lesend; man schien auf das Essen zu warten.

Pastor Dornig machte seinen Freund mit den An-

wesenden bekannt. Es waren da: der Arzt, ein Hilfslehrer, zwei Buchhalter, ein Postassistent und ein Volontär vom nahen Rittergute.

„Frau Gokſch, noch ein Gedeck!“ rief Dornig. „Ich bringe einen Gast.“

Die Wirtin, eine dralle Blondine, erschien und legte das Gedeck auf, den Fremdling neugierig von der Seite betrachtend.

Bald darauf brachte ein Knabe von etwa zehn Jahren, in schmutziger Kellnertracht, die Suppenterrine herbeigeschleppt. Frau Gokſch machte sich ans Austeilen. Cigarren und Zeitungen wurden weggelegt; man griff zum Löffel.

Dornig nahm den Ehrenplatz an der Spitze der Tafel ein, Gerland saß neben ihm, sein Gegenüber war der Arzt. Dornig hatte eine Flasche Wein für sich und seinen Gast bestellt.

Den Ton in diesem Kreise schien der Arzt anzugeben, ein junger Mensch von frischen Zügen, klugen, lebhaften Augen, blondem Haupt- und Barthaar.

Doktor Herzner hieß der junge Mensch. Er war sarkastisch, und die ganze Gesellschaft hatte davon etwas angenommen. Die andren jungen Leute suchten ihn zu kopieren, ohne seinen Witz zu erreichen.

Die beiden Buchhalter entwickelten beträchtliche Kleiderpracht. Sie trugen helle Beinkleider, bunte Vorhemden und unechte Krawattennadeln. Das Handgelenk eines dieser Dandys schmückte eine Kette mit Henkelthaler. Sie rümpften die Nase bei jeder Gelegenheit und tadelten das Essen.

Der Hilfslehrer war ein bescheidener junger Mann. Erst kürzlich zu der Gesellschaft gestoßen, fand er sich

offenbar noch nicht recht in den kecken Ton hinein. Das einzige Glänzende an ihm waren die abgeschabten Nähte seines ehemals schwarzen Rockes. Die beiden wohlgekleideten Buchhalter verachteten ihn so tief, daß sie es sogar unter ihrer Würde erachteten, sich über ihn lustig zu machen.

Der Volontär, der Sohn eines reichen Grubenbesitzers, war groß und ungeschlacht. Er trug eine Jagdjoppe über dem Jägerhemd, aß auffällig unmanierlich und sprach viel und laut. Der Hilfslehrer war die Zielscheibe seiner groben Späße, bei welchen ihn der Postassistent sekundierte, ein junger Mensch mit Brille und wohlgepflegten langen Fingernägeln, der viel mit einer Talmi-Uhrkette spielte und die Manschetten häufig unter den Ärmeln seiner Uniform vorzog.

Es herrschte in diesem Kreise ein gewisser aufdringlicher Lokalwitz, den man, um dem Gaste zu imponieren, heute besonders leuchten ließ.

Mit der jugendlichen Wirtin schien man auf ziemlich vertrautem Fuße zu stehen, obgleich man sich in dieser Beziehung Gerlands wegen vielleicht einige Zurückhaltung auferlegte.

Man sprach über den Charakter der Eingeborenen, witzelte über ihre Sitten und Gewohnheiten. Der Arzt stellte die Behauptung auf, ziemlich die Hälfte aller Geburten in dieser Gegend sei unehelich.

„Du kannst nachher einer Taufe beiwohnen," sagte Dornig zu Gerland, „wenn dir's Spaß macht. Die Tochter eines meiner reichsten Bauern in der Parochie bringt mir da ihr zweites Kind. Der Bräutigam, von dem sie das

erste hat, ist beim Militär; dieses hier ist von dessen älterem Bruder, ihrem zukünftigen Schwager."

Die Tischgesellschaft brach in schallendes Gelächter aus, besonders der Volontär hielt sich die Seiten vor Lachen. Man fand den Fall interessant und rechnete aus, in welch verwickeltem Verwandtschaftsverhältnisse die einzelnen Mitglieder dieser Familie zu einander stehen würden.

Dornig fühlte sich offenbar wohl in dieser Gesellschaft. Sein Blick schien Gerland zu fragen: Nun, wie gefällt dir mein Umgang? Er erhob sich zeitiger als die andern. „Ich muß zur Taufe," erklärte er, als man ihm zurief, er solle doch zum Skat bleiben. „Kommst du mit, Herr Amtsbruder?" fragte er dann, seine ausgegangene Cigarre in Brand setzend.

Dr. Herzner verzog den Mund. „Taufe?" sagte er. „Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — ein toller Anachronismus!"

„Strafkasse!" rief Dornig, sobald sich das Gelächter gelegt. „Bitte, Frau Gokſch, die Strafkasse heraus! Gotteslästerung kostet fünfzig Pfennig."

„Das war keine Gotteslästerung," meinte der Arzt, „höchstens Sünde gegen den heiligen Geist."

Einzelne lachten, der Volontär schrie: „Bravo, ausgezeichnet gegeben!"

Gerland war tief errötet. Er blickte gespannt auf Dornig, bestimmt erwartend, daß dieser den Spötter zurechtweisen werde. Dornig bemerkte Gerlands Erregung; er wurde doch ein wenig verlegen. Er meinte: „Wir haben hier nämlich eine Strafkasse. Ich habe das eingeführt. Wer zu spät kommt, zahlt zehn Pfennig."

„Und wer Frau Gokſch anrührt zwanzig," meinte der eine Buchhalter, indem er nach dem Kinne der Blondine griff, die eben die kleine grüne Büchſe auf den Tiſch ſetzte.

Die Frau ſtieß einen Laut aus, halb Schreien halb Lachen, und ſchlug nach der dreiſten Hand. Es entſpann ſich ein kleines Handgemenge.

Dornig, der die Aufmerkſamkeit des Amtsbruders von dieſem Vorgange abziehen wollte, erklärte: „Von dem Ertrage dieſer Strafkaſſe wollen wir dann zu Weihnachten armen Kindern eine Freude bereiten."

„Wenn Paſtor Dornig es nicht vorzieht, noch im Sommer eine Bowle zu arrangieren," meinte Dr. Herzner.

Erneutes Gelächter. „Der Menſch iſt heute unglaublich!" rief Dornig. „Komm, Gerland!" —

Auf dem Wege zum Pfarrhauſe ſuchte Dornig das Benehmen ſeiner Tiſchgenoſſen zu entſchuldigen. „Es ſind etwas lockere Geſellen," meinte er. „Beſonders der Doktor. Er geht manchmal zu weit. Aber ſchließlich, ſoll man ſolche Geſellſchaft meiden? Ich glaube nicht! Man muß verſuchen, einen ſittlichen Einfluß auf ſie auszuüben. So wenigſtens faſſe ich mein Amt auf." —

Man betrat das Pfarrhaus. Dornig führte den Amtsbruder auf ſein Zimmer. Ein nüchterner Raum, mit ſchlechten Möbeln und kahlen Wänden, in dem ein muffiger Geruch von kaltem Cigarrenrauch herrſchte. Dornig öffnete Kleiderſchrank und Kommode; er ſchien nach etwas zu ſuchen. Dann riß er die Thür zum Nebenzimmer auf und rief nach der Bedienung. Eine alte Frau kam herein, barfuß, eine unſaubere blaue Schürze vorgebunden. Sie verzog den faltigen, zahnloſen Mund zu einem Grinſen,

als sie Gerland sah. Dornig fuhr sie an, sein Talar sei wieder einmal nicht da. „Den hoan Se ju drieben ei der Sakristei gelassen," meinte die Alte und feixte. „Ach so, ja!" rief Dornig und forderte Gerland auf, mit ihm zur Kirche zu kommen, da es die höchste Zeit sei. „Eine verführerische Dame, meine Aufwartung — was?" fragte Dornig im Gehen. „Auch eine Witwe, aber nicht ganz so hübsch, wie deine." —

Der Kirchendiener kam ihnen auf halbem Wege entgegen. Er war abgeschickt, den Herrn Pastor zu holen; die Taufgesellschaft sei bereits vollzählig erschienen und warte.

„Verdammt, ich habe mich verspätet!" mit diesen Worten betrat Dornig das Gotteshaus. In der Sakristei kleidete er sich hastig um. „Du kannst dir die Geschichte von der Pfarrloge aus mit ansehen," meinte er, den Talar überwerfend. —

Die Taufgesellschaft bestand aus etwa zehn Personen. Sie hatten sich auf den vordersten Bänken am Altarplatz niedergelassen.

Dornig hatte, sobald er den Altar betreten, seine volle pastorale Würde gefunden. Langsam, mit Sicherheit und breiter Salbung sprach er die Einleitung. Sein volltönendes Organ, die kräftige, gesundheitstrotzende Erscheinung, sein ganzes breitspuriges Wesen besaß jene behäbige Breite, welche das Landvolk an seinen Pfarrern liebt. Es war der richtige Bauernpastor, wie er so da stand, wohlgenährt, vierschrötig mit seinem runden, glattrasierten Prälatengesicht.

Der Täufling wurde von der Hebamme gehalten. Sie stand da mit ihrer weißen Haube, den Kopf zur Seite

geneigt, den Blick, wie sich's ziemt, unausgesetzt auf den Täufling gerichtet, der in einem mächtigen Steckbett, das mit bunten Schleifen reichlich besteckt war, fast ganz verschwand. Wie eine ferne Begleitung erklang ihr summendes „Pscht — pscht!" zu den Worten des Geistlichen.

Gerland, der von der Pfarrloge aus der Handlung zusah, blickte nach der Mutter aus. Jenes derbe Bauernmädchen, mit den hochgeröteten Backenknochen und dem hellgelben mit Wasser an den Kopf geklebten Haaren, das war sie offenbar. Die grobe Figur ins Konfirmationskleid eingezwängt, das vorn zu kurz war, um die weißen Strümpfe und schwarzen Lederschuhe ganz zu verdecken. Auch die Ärmel langten nicht mehr, zwischen ihnen und den kurzen hellen Handschuhen sah man ein Stück des braunroten Armes hervordringen. Der große, starkknochige Mann neben ihr war offenbar ihr Vater. Der Bauer schien nicht mehr ganz nüchtern zu sein, wie Gerland aus seinem stieren Blick und der dunklen Färbung des Gesichtes schloß. Zu beiden Seiten des Täuflings standen die Paten. Im Schiff der Kirche hatten sich einige Neugierige eingefunden, die dem Vorgange von weitem folgten.

Dornig erteilte jetzt dem Täufling das Zeichen des Kreuzes an Stirn und Brust. Dann wandte er sich den Paten zu. Er gab ihnen die übliche Vermahnung, sprach das Glaubensbekenntnis, langsam, jedes Wort betonend, und verpflichtete die Paten im Namen des Kindes darauf. Dann schritt er zur eigentlichen Taufhandlung. Dreimal benetzte er das entblößte Haupt des Kindes mit Wasser. Nachdem das Westerhemd über das Getaufte gebreitet, legte er ihm die Hand aufs Haupt und sprach den Segen.

Für Gerland hatte der Vorgang etwas unendlich Peinigendes. Er stand noch unter dem Eindrucke des zuvor Erlebten. Die Handlung erschien ihm wie eine Entweihung des Sakramentes, eine Verhöhnung des Mysteriums.

Heftiger Unmut überkam den jungen Geistlichen. Er erhob sich und griff nach seinem Hute; einen Blick noch warf er hinüber nach der Taufgesellschaft. Eben traten die Paten zusammen um das Kind. Er wußte, jetzt würden sie das Geldstück, das sie von Anfang an wohlverwahrt in der Hand gehalten, in das Steckkissen schieben, zum Geschenk für die Hebamme. Dornig trat nach beendeter Amtshandlung ebenfalls zu dem Kinde, das durch das Wasser aufgeweckt, kräftig zu schreien begonnen hatte. Den Augenblick, wo Dornig über das Neugetaufte gebeugt stand, benutzte Gerland, um sich ungesehen aus der Loge zu entfernen.

So schnell er konnte, ging er aufs Geratewohl vorwärts, um nur möglichst bald weg zu kommen aus diesem Bereiche. Im Geiste sah er Dornigs erstauntes Gesicht, wenn er die Loge leer finden würde. Mochte jener denken was er wollte, mochte er ihm die plötzliche Entfernung übel nehmen; Gerland wäre das gerade recht gewesen.

Er schritt kräftig aus und hatte Färbersbach bald hinter sich. Als er sich hinlänglich sicher glaubte, blieb er stehen und hielt Umschau, um sich zu orientieren. Er befand sich über einer breiten Thalmulde, in deren tiefstem Punkt Färbersbach eingesenkt lag. Er ließ seinen Blick über den Ort schweifen, mit seinen roten Ziegeldächern und rauchenden Fabrikessen, mit dem breiten Wehr, unterhalb dessen eine große Holzschneidemühle ihre mächtigen

Bretterhaufen und Holzstöße ausbreitete. Im grellen Licht des Frühnachmittags erglänzten die weißen Garnfelder einer Rasenbleiche; emsig sah er die Leute mit bloßen Füßen in Hemdsärmeln zwischen den Garnstreifen auf und ab laufen und ihre Gießkannen schwenken. Aus dem Gewirr der engen Gassen, der Ziegeldächer und Schornsteine, erhoben sich die beiden Kirchen, die katholische und die evangelische, die eine mit ihrem steilen Dach und schlanken Turm, die andere ein großer, weißgetünchter Kasten, prosaisch wie ein Gasthof anzusehen.

Gerland sah sich nach seinen Bergen um. Von denen war hier nichts zu erblicken. Es zog ihn zurück nach Breitendorf. Der einsame, weltabgelegene Ort war ihm doch die Heimat geworden, und zum ersten Male kam es ihm recht zum Bewußtsein, wie ihm seine Gemeinde ans Herz gewachsen sei.

Er kam auf den Gedanken, die nächste Höhe zu ersteigen; von dort mußte Aussicht sein — er konnte dann den Nachhauseweg leicht bestimmen. Er schlug den ersten besten Feldweg ein, der in ungefährer Richtung auf sein Ziel losführte.

Als Gerland die Anhöhe erstiegen hatte, fand er, daß er sich getäuscht habe. Ein dreißigjähriger Fichtenbestand versteckte alle Aussicht. Er entschloß sich, weiter zu gehen. Den ganzen Abend hatte er vor sich. Es war kein Unglück, wenn er einen Umweg machte.

Der Fichtenbestand wurde abgelöst von hundertjährigem Tannenforst. Gerland konnte sich nicht entsinnen, jemals schöneren Wald gesehen zu haben. Die Bäume standen in weiten Entfernungen, jeder ein Herr für sich. Kerzen-

gerade schossen die weißgrauen Schäfte empor; die Wipfel griffen ineinander. Ein aromatischer Duft stieg vom Waldboden auf, wo Schicht auf Schicht von Nadeln vermoderte, prächtiger Dünger für das Wurzelwerk dieser Riesen. Die Bäume gaben der Erde wieder, was sie von ihr entnahmen, mit ehrlicher Gewissenhaftigkeit. Am Boden zwischen Felstrümmern wucherten Farne und Heidelbeerkraut. Unterholz, junge Buchen und Strauchwerk schoß auf. Oben in der Höhe flüsterten die Zweige miteinander; die Häupter der Sonne zugekehrt, sangen sie dort im Chore uralte einfache Melodieen.

Den jungen Mann litt es nicht länger auf dem Fahrwege; er sprang über den Graben in den Wald hinein.

Hellgrüne Streifen leuchteten von weitem durch das Grau der Tannenstämme. Ein dünner Wasserlauf schlängelte sich hier in einer Bodenfalte durch Moos und Farnkraut, hin und wieder eine Lache von kristallklarer Durchsichtigkeit bildend.

Gerland folgte den Krümmungen dieses Rinnsals nach aufwärts. Plötzlich lichtete sich der Wald; er stand am Rande einer kleinen Wiese. Hier wuchsen Primeln und Anemonen in gelben und weißen Beeten. Das Herz lachte dem jungen Geistlichen im Leibe, die alte Passion zum Botanisieren überkam ihn. Er pflückte eine weißliche Primelart, die ihm vor den andern auffiel. Der Platz war überhaupt eine wahre Fundgrube, Geranium gedieh hier, Hornkraut und Ehrenpreis.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen — schritt weiter in die Wiese hinein. Der Boden schwankte verräterisch unter seinen Füßen. Hier war offenbar der Ur-

sprung des Wässerchens, dessen Laufe er gefolgt. Drüben winkte hinter einem Streifen von Birken und Erlen wiederum Nadelholz. Er strebte da hinüber, fand seinen Weg durch den feuchten Bruch.

Feld- und Waldstücke wechselten ab. Auf einer Wiese standen Rehe; Gerland schaute ihnen eine Weile zu, wie sie ästen, dann bekamen sie Wind von ihm, äugten ihn verwundert an und zogen langsam zu Holze.

Er begann allmählich Müdigkeit zu fühlen; die Blumen in seiner Hand fingen an zu welken und ließen die Häupter hängen. Er sehnte sich nach seinem Lehnstuhl, der Studierlampe und dem Bücherbrette. Das Gewissen schlug ihm, daß er so lange weggeblieben. Eigentlich hatte er den Abend verwenden wollen, um die Predigt für den nächsten Sonntag auszuarbeiten. Es war schon Freitag und noch nichts vorbereitet. Gott sei Dank, es wurde ihm ja nicht schwer, er konnte zur Not frei sprechen: ja, er sprach dann häufig am besten. Wenn er bedachte, wie manche Amtsbrüder sich abquälten mit Niederschreiben und Memorieren, konnte er sich eines überlegenen Lächelns nicht erwehren.

Lange war er so dahingeschritten, ohne einem Menschen zu begegnen. Abenddämmerung brach herein, von den Wiesen stieg weißlicher Dunst empor. Die Gegend war einsam — weit und breit kein Anwesen. Er hätte gern nach dem Wege gefragt, denn er begann Zweifel zu fühlen, ob er den richtigen verfolge.

Endlich sah er Menschen vor sich. Einen Mann und eine Frau, die einen mit dürrem Reisig hochbepackten Wagen vorwärts bewegten. Der Mann hatte sich vor-

gespannt, in der Hand hielt er die Deichsel, um seine Brust lag ein tiefeinschneidender Strick. Die Frau ging neben dem Gefährte, das auf dem holperigen Wege hin und her kariolte — eine kräftige, junge Person, mit hochgeschürzten Röcken, sie stützte und half schieben.

Kurz vor dem Zusammentreffen mit Gerland machten sie Halt. Der Mann stöhnte und wischte sich mit der Hand den Schweiß vom Angesichte. Die Frau fand noch Zeit, ihr Brusttuch zurechtzuzupfen.

Der Geistliche grüßte und fragte an, wo er sich eigentlich befinde.

„Wo wulln Se denne hie?" fragte der Mann; — „Nach Breitendurf — do hoan Se immer nuch a Stunden a zwea zu lofa." Nun beschrieb er in ausführlicher Weise den Weg, den Gerland zu nehmen habe.

Gerland dankte und ging weiter. Die Frau war gar nicht häßlich gewesen. Der junge Geistliche hatte wieder jene Empfindung — jenes Gefühl einer leeren Stelle in seinem Dasein.

Er dachte an Luthers Wort: „Ein Priester soll unsträflich sein, eines Weibes Mann." — Würde er dieses Ideal jemals erreichen? Wie sollte er hier in dieser kulturabgeschiedenen Einöde ein weibliches Wesen finden, das seinen hohen Ansprüchen genügen konnte? Es gab ja genug Geistliche, die unter ihrem Stande heirateten, das erste beste Bauernmädchen, wenn sie nur eine Ausstattung brachte und einen gesunden Körper hatte. Vielleicht thaten diese Leute sehr recht daran, daß sie, unbekümmert um Verschiedenheit der Bildung und des Standes, einfach der Stimme der Natur folgten.

Er mußte an die Pastorin Menke denken, deren frische Farben und kräftige Formen in der vollen Blüte reifer Weiblichkeit nach wie vor Eindruck auf ihn machten. Die Frau war ungebildet, ja er glaubte an ihr Spuren einer niederen Gesinnung entdeckt zu haben, aber nichtsdestoweniger vermochte er sich ihren Reizen nicht zu entziehen. Das Wesen dieser Person atmete etwas Animalisches aus, das ihn gewaltsam anzog.

Gerland hatte sich eine hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte bewahrt. Frauen erregten in ihm nicht das Begehren des Kenners. Eine tiefe, natürliche Sehnsucht trieb ihn zum Weibe.

Auch heute Abend, beim Anblick der jungen, kräftiggebauten Person, die neben dem Reisigfuder herschritt, stieg jenes Sehnen blitzartig in ihm auf, gegen seinen Willen, stärker als irgend ein anderer Wunsch. Mit einer gewaltsamen Anstrengung, zu der ein Aufgebot aller sittlichen Kräfte nötig war, bezwang er diese Wallung. Es war zum Verzweifeln, wie mächtig die Sinnlichkeit wirkte. —

Im Walde, den er zu durchschreiten hatte, herrschte bereits pechschwarzes Dunkel. Neben ihm klagte ein Tier, wohl ein Vogel, in fremdartigen, unheimlichen Tönen. Merkwürdig, das Geschöpf schien ihn zu verfolgen, zeitweise schwieg es, dann waren die melancholischen Laute plötzlich wieder da, bald vor ihm, bald hinter, oder dicht neben ihm. Gerland ging unwillkürlich schneller. Sträucher und Bäume nahmen drohende Gestalt an, schienen wie wegelagerndes Volk, das ihm die Straße versperren wollte. Hier ragte ein Arm, dort schwang einer eine mächtige

Keule, dort hockte ein Kobold. Das Dickicht schien tausend unheimliche Augen zu haben. Dann fiel ein Laut, als sprächen Geister in der Luft. Der Wind ging durch die Bäume, daß sie gequält ächzten, wie gemarterte Geschöpfe.

Du bist überall in Gottes Hand, sagte sich Gerland, und ging langsamer; er wollte doch sehen, ob er der Furcht nicht Herr werden könne. Wenn du hier durch Mörderhand umkämest, dachte er bei sich, was wäre daran gelegen; wie wenig Menschen giebt es, die sich darum grämen würden. Und der Schmerz, einsam zu sein, überkam ihn mit ganzer Gewalt.

Der Wald lichtete sich. Er trat wie aus dunklem Zimmer ins Tageslicht. Ihm gegenüber zeigte ein weißlicher Schimmer durch Wolkenstreifen an, daß der Mond nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Vor ihm senkte sich das Gelände zum Thal hinab, wo Gerland einzelne Lichtpunkte aufblicken sah, wie Irrlichter. Er vermutete, daß er nicht mehr allzuweit von Breitendorf sei.

Der Weg gabelte sich. Der eine breitere führte geradeaus, weiter auf dem Kamme hin, der andere schien seitwärts ins Thal hinabzugehen. Der Geistliche entschied sich, nach kurzem Überlegen, für den Seitenweg.

Sein Fuß trat auf Kies, über einen schmalen Wasserlauf führte eine Brücke mit Naturholzgeländer, die Bäume lichteten sich und machten Raum für einen halbkreisförmigen Rasenplatz, auf dem eine Bank stand.

Gerland machte erstaunt Halt und sah sich um — war er denn in einen Park geraten?

Er ließ sich auf der Bank nieder. Von hier mußte am Tage schöne Aussicht sein. Vielleicht wenn der

Mond hervortrat, konnte er sich über die Örtlichkeit orientieren. Der gegenüberliegende Bergrücken, dessen Silhouette sich gegen den Nachthimmel abhob, lag in Klarheit, aber das Thal zu seinen Füßen war von weißem Nebel erfüllt, der nichts erkennen ließ.

Seine Blumen waren in einem traurigen Zustande; einige Stengel zeigten sich geknickt. Er überlegte, daß es nicht der Mühe wert sei, sie mit nach Hause zu nehmen; so schleuderte er sie denn beiseite.

Jetzt hörte er verlorene Töne, wie von menschlichen Stimmen. Er lauschte, Menschen waren in der Nähe; schon konnte er Schritte vernehmen. Sie schienen den Berg herauf, auf ihn zu zu kommen. Er glaubte ein männliches und ein weibliches Organ zu unterscheiden. Bald vermochte er auch einzelne Worte zu verstehen. Das war nicht der Dialekt der Gegend, in dem sich diese nächtlichen Wanderer unterhielten.

Gerland erhob sich und wollte gehen. Im selben Augenblicke trat ein Paar auf den freien Platz, ein Mann und eine Frau.

Der Mond war eben aufgegangen. Der Geistliche erkannte eine untersetzte, bärtige Männererscheinung, die andere Gestalt war kleiner. Kurze Kleider, ein unbedeckter Scheitel. Das war alles, was Gerland im eiligen Vorüberschreiten bemerkte. Er grüßte mit „guten Abend". Ein zögernder, verwunderter Gegengruß kam von den Lippen des Mannes, als der Geistliche bereits ein paar Schritte vorüber war.

Immer klarer wurde es für Gerland, daß er in eine Gartenanlage geraten sei. Zu beiden Seiten des schlangenhaft sich windenden Weges standen Obstbäume, auf sanft

abfallender Rasenlehne. Fliederduft drang zu ihm herüber. Einige hundert Schritt vor ihm, vom Mondlicht hell beleuchtet, erhob sich plötzlich ein großes, weißes Gebäude.

Auf einmal wußte er, in wessen Grundstück er sich befinde. Doktor Haußner — das ist sein Haus — das Paar da oben das waren sie gewesen: er und seine Tochter.

Gerland stand eine Weile ratlos. Sollte er umkehren und den Besitzer des Gartens um Entschuldigung bitten? Eine Art banger Verlegenheit hielt ihn davon zurück. Vielleicht war der andere Ausgang nach der Landstraße zu, an dem er neulich mit Dornig vorübergeschritten, offen. Er schritt also weiter, an dem Hause vorüber. Ein großes weißes Viereck, lag es da im vollen Mondlichte. —

Das eiserne Gitterthor nach der Straße ließ sich leicht von innen öffnen. Eine Glocke im Innern des Hauses schien mit dem Thor in Verbindung zu stehen. Gerland vernahm ein starkes Klingeln vom Hause her, ein Hund schlug gleichzeitig an.

Erleichtert, wenn auch noch immer klopfenden Herzens, schritt jetzt der Geistliche auf der Straße nach Breitendorf hinab.

Er sann über dieses merkwürdige Zusammentreffen nach. In Gedanken hatte er sich in der letzten Zeit viel mit Doktor Haußner beschäftigt. Der Wunsch wollte ihn nicht loslassen, den Mann kennen zu lernen. —

War es nicht sonderbar, daß er heute mit ihm zusammengetroffen war — durch einen Irrtum?

Gerland war geneigt, auch dieses Ereignis als einen Fingerzeig von oben anzusehen.

IV.

Mit der Zeit begann Pfarrer Gerland in seiner Breitendorfer Einsamkeit doch empfindlichen Mangel zu fühlen an geistiger Anregung. Seine Büchersammlung, die er hin und wieder durch ein neues Buch vergrößerte, half ihm darüber nicht hinweg. Die Abende besonders dehnten sich in die Länge, und wunderliche Gesichte, wie sie die melancholische Einsamkeit gebiert, stiegen vor ihm auf. Erst jetzt begann Gerland zu begreifen, was für ein unersetzliches Gut der Umgang mit Gleichgebildeten, Ähnlichdenkenden und Ähnlichfühlenden sei. —

Die Pastorin Menke legte es dem jungen Geistlichen mehrfach nahe, mit den Honoratioren des Ortes Umgang zu pflegen; sie deutete an, daß sie gern bereit sei, Bekanntschaften dieser Art zn vermitteln. Sie behauptete, ein Menge „feine Leute“ der Gegend zu kennen. Dabei hatte sie wohl hauptsächlich einige wohlhabende Bauern, Gutsbesitzer und eine Anzahl schnell zu Reichtum gelangter Industrieller der Nachbarschaft im Auge. Ihr „Seliger“,

wie sie ihren Mann zu bezeichnen pflegte, habe es stets mit diesen „Herrschaften" gehalten. Das sei sehr wichtig; denn, fügte sie naiv hinzu, die Art hätte viel in Gemeinde und Kirche zu bedeuten und könnte einem allerhand Schaden anthun.

Gerland suchte auch wirklich die Bekanntschaft einiger dieser Leute auf, allerdings aus anderen Gründen, als die Witwe sie ihm zugemutet.

Aber er fand größere Gefühlsroheit und Gesinnungsniedrigkeit bei ihnen, als bei den Ärmsten seiner Parochianen. Die parvenühafte Aufgeblasenheit dieser Klasse widerte ihn an. Man protzte mit seiner Roheit mindestens ebensosehr, wie mit seinem Gelde. Ein einziges Mittagessen, das in eine wüste Schlemmerei ausartete, genügte, um Gerland über den Geist aufzuklären, der unter diesen Emporkömmlingen herrschte. Die Pastorin hatte in Zukunft gut reden, sie vermochte nicht, ihm den Mund nach weiteren Bekanntschaften wässerig zu machen.

So ergab er sich denn der Einsamkeit mit ihren geheimnisvollen Reizen.

Der einzige Mensch, mit dem er hin und wieder ein Gespräch führen konnte, war der Lehrer und Kantor von Breitendorf.

Kantor Wenzel war ein Mann von natürlichem Scharfsinn und von besserer Bildung, als man sie bei älteren Dorfschulmeistern gewöhnlich antrifft. Er war begierig, diese Bildung zu vervollkommnen. Der Geistliche borgte ihm Bücher, die Wenzel geradezu verschlang. Gerland wunderte sich, wie sicher und treffend häufig das Urteil des Lehrers über das Gelesene sei.

Von seiten der Behörde war Gerland bald nach seinem Amtsantritt in vertraulicher Weise ersucht worden, auf den Kantor und Lehrer an der Kirchschule sein besonderes Augenmerk zu richten. Kantor Wenzel war den Vorgesetzten bekannt als ein unverbesserlicher Liebhaber geistiger Getränke. Seine große Nase redete mit ihrer blauroten Färbung eine deutliche Sprache, noch mehr der unsichere Blick der schwimmenden Augen. Im übrigen hatte das bartlose Gesicht mit der hohen, weißen Stirn, die sich in einem kahlen Schädel fortsetzte, einen klugen Ausdruck. An der hageren, knochigen Gestalt des Fünfzigers war keinerlei Zeichen des Verfalls zu erkennen.

Auch dem Spiele sei Wenzel ergeben, so wurde dem Geistlichen von seiten des Gemeindevorstehers mitgeteilt. Einige Male schon war er ausgepfändet worden. In allerhand Liebeshändel sei er verwickelt gewesen — kurz, der Leumund des Mannes war nicht der beste.

Bei der Schulbehörde stand Wenzel längst auf der Liste der Wackeligen. Daß man ihm nicht bereits früher den Laufpaß gegeben, hing vielleicht damit zusammen, daß Pastor Menke ihm wohlgesinnt gewesen und mit einem Zipfel seines Talares manchen Fehler seines Freundes zuzudecken gewußt hatte.

Seinen Beruf verstand der Kantor von Grund aus. Er war musikalisch, hatte ein feines Gehör, und wußte der altersschwachen Breitendorfer Orgel Klänge zu entlocken, die mit Musik immerhin verwandt waren. In früheren Zeiten mochte er ein guter Sänger gewesen sein. Sein Gesangsunterricht war vortrefflich. Dazu kam die Routine im Unterrichten, welche er mit der Zeit erworben.

Die Kinder hatte Wenzel in verhältnismäßig guter Zucht; er arbeitete zwar viel mit dem Bakel, doch war er nicht unbeliebt, da er gelegentlich einmal fünf gerade sein ließ. Mit den Eltern wußte er sich zu stellen. Er verstand es, den Bauern zu behandeln.

Sein Laster wurde ihm von den gewöhnlichen Leuten nicht allzusehr nachgetragen; die Breitendorfer waren in dieser Beziehung tolerant. Er war ja nur ein Periodensäufer — zwei, dreimal im Jahre betrank er sich so, daß man ihn nach Hause schaffen mußte. „Wenzel hat wieder mal die Rolle", hieß es dann; man lachte und war ihm nicht weiter gram.

Wenzel besaß als Lehrer eine Gabe, die ihm sehr zu statten kam: er verstand, zu examinieren. Niemand brachte seine Abteilung so gut vor die Schulprüfungskommission wie Kantor Wenzel, das war eine bekannte Sache.

Besonders sein Religionsunterricht galt als mustergiltig. Die Kinder schnurrten ihren Katechismus und eine erstaunliche Menge von Bibel- und Gesangbuchversen herunter, wie am Schnürchen.

Gerland, der in seiner Eigenschaft als Lokalschulinspektor dem Unterricht bereits mehrfach beigewohnt hatte, durchschaute freilich die Sache. Die religiösen Kenntnisse dieser Kinder beruhten auf geschickter Dressur; von einem tieferen Eindringen in den Sinn des Erlernten und vor allem von einem Begreifen der Bedeutung und des Zusammenhanges im ganzen war hier nicht die Rede.

Auf eine tadelnde Bemerkung, die Gerland dem Lehrer gegenüber über diese Methode des Religionsunterrichts fallen ließ, erhielt er die Antwort, daß die Kommission

bisher mit seiner Art der Vorbereitung zufrieden gewesen sei.

Gerland mußte diese Antwort gelten lassen, sie enthielt nichts Neues für ihn. Er wußte nur zu gut, wie rein auf das Äußere gerichtet der Religionsunterricht in der Volksschule betrieben wird, wie alles mehr oder weniger auf Gedächtnisarbeit, auf Herplappern von Sprüchen und Versen, auf Eintrichtern des Systems hinausläuft. Er wußte nur zu gut, wie man die wirklich wertvolle Seite dieser Disziplin, die ethische, in den Hintergrund zu drängen verstand.

Nun, er hatte in Breitendorf die Lokalinspektion, er hatte ferner den Unterricht der Konfirmanden in der Hand. Unter ihm sollte das anders werden. Auf Herz und Gemüt der Kinder wollte er wirken, das gedankenlose Plappern der Lippen sollte aufs notwendigste beschränkt werden.

Aber er wußte, daß man derartige Reformen nicht über Hals und Kopf einführen kann. Er teilte dem Lehrer vorläufig seine Ansicht über diesen Punkt in bündiger Form mit, und Wenzel versprach, künftighin in diesem Sinne unterrichten zu wollen. Überhaupt fand Gerland den Lehrer durchaus gefügig.

Wenzel war seit mehr als zwanzig Jahren in Breitendorf und kannte die lokalen Verhältnisse genau. In Schul-, Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten wußte er vortrefflich Bescheid. Die Bauern hatten ihn oft zur Führung von Protokollen und Abfassung von Petitionen herangezogen. Der Rat eines so routinierten Mannes war für den Neuling äußerst wertvoll.

Der junge Geistliche gewann allmählich soviel Zutrauen zu dem Lehrer, daß er ihm manches von seinen Plänen andeutete. Er fand auch hier Verständnis und bereitwilliges Eingehen bei Wenzel.

So kam Gerland allmählich zu der Ansicht, daß das allgemeine Gerücht dem Lehrer unrecht thue. Der Mann wurde entweder verleumdet, oder — und dieser Gedanke gefiel dem jungen Geistlichen besonders — mit Wenzel war ein Änderung zum Besseren eingetreten, seit er, Gerland, ins Amt gekommen. Er schmeichelte sich mit der Idee, bessernden Einfluß auf den Menschen ausgeübt zu haben. Vielleicht hatte es jenem nur an gutem Beispiel, an einem Vorbilde in seinem bisherigen Dasein gefehlt. Und dabei zog Gerland mit Wohlbehagen einen Vergleich zwischen sich selbst und dem verstorbenen Pfarrer. An Wenzel war viel gesündigt worden, schlechtes Beispiel mochte ihn verdorben haben. Jetzt, wo er ein anderes Vorbild sah, wo der Ertrinkende eine Hand gefunden hatte, die machtvoll nach ihm griff, richtete er sich auf, all die guten Seiten seiner Natur kamen nun hervor. Das Bewußtsein des eignen Edelmutes verdoppelte die günstige Meinung, welche Gerland für den alten Sünder hegte. Er war davon überzeugt, daß der Lehrer voll Dankbarkeit und Rührung zu ihm emporschaue, als zu seinem Retter. Es war angenehm zu denken, daß jener sich an ihm aufgerichtet habe und an seiner Hand einem besseren Leben zuschreite. —

Kantor Wenzel war Junggeselle. Er pflegte seine Mahlzeiten in der Schenke einzunehmen. Der Mangel eines eigenen Herdes mochte den Hang zum liederlichen

Leben bei ihm bestärkt haben. Gerland beschloß, ihn öfter an den eigenen Tisch zu ziehen.

Als er der Pastorin diese Absicht mitteilte, hatte sie einen von ihren Lachanfällen. Sie saß da für Minuten und hielt sich die Seiten, ihre tadellosen Zähne zeigend. Jede Frage Gerlands, warum sie den Gedanken so lächerlich finde, rief nur einen erneuten Lachausbruch hervor. Alles, was mit Kantor Wenzel zusammenhing, schien die Witwe aufs Äußerste zu belustigen.

* * *

Wenzel schien die Einladung des Herrn Pastors, am nächsten Sonntage bei ihm zu speisen, als keine geringe Ehre aufzufassen. Eine halbe Stunde vor der Essenszeit erschien er in einem etwas knappen Frack, den er über dem mageren Leibe zusammengeknöpft hatte, weiße Handschuhe an den großen Händen, einen widerhaarigen Cylinder auf dem Kopfe. Gerland, der sich im Garten aufhielt und eben die Knospen an den im Frühjahr neugepflanzten Rosenstöcken musterte, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er diese hagere Kranichgestalt durch das Gartenthor stolzieren sah. Den Hut in der Hand, mit tiefen Bücklingen, kam Wenzel auf den Geistlichen zu. Gerland hatte Mühe ihn dazu zu bringen, daß er die borstige Kopfbedeckung wieder auf das kahle Haupt setzte.

Man ging noch ein wenig im Pfarrgarten auf und ab. Gerland zeigte seine Rosenstöcke und die Blumenrabatten, die er selbst angesäet hatte. Kantor Wenzel legte das größte Interesse hierfür an den Tag. Er schien auch auf

diesem Gebiete Kenntnisse zu besitzen. Er erklärte dem Geistlichen in einleuchtender Weise, warum eine Anzahl Rosenaugen nicht gekommen seien und bot sich an, ihn das Okulieren zu lehren.

Gerland gefiel Wenzels Bereitwilligkeit und die Art und Weise, wie er Rat erteilte, ohne sich aufzudrängen. Eines allerdings störte den jungen Geistlichen an dem jungen Manne, er pflegte beim Sprechen den Blick auf einen entfernten Punkt zu richten. Gerland erklärte sich dieses Verhalten als eine Art von Scham, die jener über seine verhängnisvolle Schwäche empfinden mochte. Vielleicht, daß der Mann nach und nach mehr Zutrauen fassen würde.

Sie waren zu den Gemüsebeeten gekommen. Der Geistliche beklagte sich, daß einige feinere Sorten, die er angebaut habe, trotz eifrigen Düngens durchaus nicht gedeihen wollten. Wenzel hatte auch dafür sofort eine Erklärung. Dieser Teil des Gartens sei feucht, und das, in Verbindung mit der Kälte des Bodens, beeinträchtige das Pflanzenwachstum. Er behauptete, in dem Hügel hinter dem Pfarrgarten sei viel Wasser enthalten. Gerland fragte, warum der Kirchbauer, dem diese Felder gehörten, nicht drainiere. Wenzel erklärte, die Felder selbst seien durchaus nicht feucht, das Wasser laufe also wahrscheinlich auf einer undurchlässigen Thonschicht hin und dringe dann im tiefgelegenen Pfarrgarten zur Oberfläche. Gerland leuchtete die Erklärung ein; er fragte den Lehrer, wie dem abzuhelfen sein möchte. Drainieren sei das einzige, meinte Wenzel, aber dazu würde sich der Bauer nur herbeilassen, wenn Gerland den größten Teil der Kosten trage. Er bot sich an, die Unterhandlungen zu führen — er würde

das Gewünschte billiger erreichen, als der Herr Pfarrer, meinte er — der Kirchbauer sei bekannt für eine Zähsigkeit und Habgier. Er versprach die Sache zu Gerlands Bestem führen zu wollen.

Die Pastorin rief zu Tisch.

Gerland sprach ein lautes Tischgebet, wie er's immer that.

Heut war Wein aufgesetzt. Die Witwe hatte ein leuchtend blaues Kleid angelegt; seit einer Woche etwa trauerte sie nicht mehr. In den schwarzen Kleidern schwitze sie so fürchterlich, hatte sie Gerland gegenüber erklärt. —

Gerland bemerkte über Tisch, daß sie nicht im stande war, den Kantor anzusehen, ohne das Gesicht zum Lachen zu verziehen. Ihr Benehmen blieb ihm nach wie vor ein Rätsel. Der Kantor dagegen wahrte seinen gravitätischen Ernst durchaus. Gerland glaubte zu bemerken, daß er ihr gelegentlich einen mißbilligenden Blick zuwarf. Wenzel war während der ganzen Mahlzeit ziemlich wortkarg. Im Essen und Trinken zeigte er sich außerordentlich mäßig. Ein zweites Glas wollte er durchaus und durchum nicht annehmen, trotz Gerlands Zureden. Als der Geistliche versuchte ihm einzuschenken, hielt er die Hand über das Glas und versicherte, er wolle nicht mehr trinken.

Gerland selbst fühlte sich sehr aufgeräumt. Was für ein angenehmes Gefühl war es doch, den Wohlthäter spielen zu können! —

V.

Es war merkwürdig, die Leute schienen zu ahnen, wie interessant Doktor Haußner und seine Tochter dem jungen Geistlichen seien; in seiner Gegenwart kam das Gespräch stets auf dieses Paar. Es mußte wohl einen ganz besonderen Kitzel bereiten, dem Pfarrer gegenüber von dem Dissidenten und seiner ungetauften Tochter zu sprechen.

Die Urteile lauteten sehr verschieden. Manche spuckten aus, wenn sie den Arzt erwähnten — als sei er der Gottseibeiuns in eigner Person — andere nahmen ihn in Schutz und rühmten ihm allerhand gute Eigenschaften nach. Besonders bemerkenswert war Gerland das Urteil eines älteren, besonnenen Mannes aus dem Dorfe, das dahin lautete: Doktor Haußner sei ein besserer Mensch als viele andere, und an seinem Zwist mit der Kirche sei niemand anders schuld, als Pastor Menke selbst.

Die Pastorin-Witwe war eine von denen, die keinen guten Faden an Haußner ließen. Sie geriet stets in moralische Entrüstung, wenn sie von ihm sprach. Es gab

keine Schändlichkeit, die sie dem Arzte nicht nachgesagt hätte; für die Tochter hatte sie überhaupt keine andere Bezeichnung als: „der Heidenbalg". Auch heute erging sie sich wieder in den wildesten Schmähungen über Vater und Tochter.

Gerland gab nicht allzuviel auf ihre Reden; er hatte lange genug mit ihr an einem Tische gesessen, um zu wissen, was sie in übler Nachrede über den lieben Nächsten zu leisten im stande war.

Von Haußners Charakter vermochte sich Gerland, trotz des vielen, was er über den Mann gehört hatte, kein rechtes Bild zu machen. Eines schien festzustehen, der Arzt war kein Durchschnittsmensch; dafür sprach schon der außergewöhnliche Gang seines Lebens.

Das meiste und zuverlässigste darüber erfuhr Gerland durch Kantor Wenzel.

Vor dreißig Jahren etwa war Haußner in die Gegend gekommen und hatte sich in der Kreisstadt als praktischer Arzt niedergelassen; dort verlobte er sich mit der Tochter eines reichen Holzhändlers. Er führte die Erbtochter heim, nachdem er, wie Pastorin Menkes böse Zunge behauptete, den Alten zu Tode kuriert hatte.

Der Ehe entsprossen zwei Kinder. Als das älteste der beiden, ein Knabe, schulpflichtig wurde, war es über den Religionsunterricht, den der Vater persönlich erteilen wollte, zwischen Haußner und der Kirchenbehörde zum Streite gekommen, der damit endete, daß der Arzt aus der Landeskirche austrat.

Die Pastorin Menke hatte eine andere Version, sie behauptete: Haußner habe einen so offenkundig schlechten

Lebenswandel geführt und seine Frau so fürchterlich mißhandelt, daß der Superintendent sich schließlich veranlaßt gesehen habe, einzugreifen, daraufhin habe der Arzt den Geistlichen auf offener Straße insultiert. Sie fügte dann noch eine Anzahl Ungeheuerlichkeiten hinzu, die Gerland auf Rechnung ihrer offenkundigen Übertreibungssucht setzte.

Damals erwarb Haußner seine jetzige Besitzung in Eichwald. Ursprünglich war dieses Grundstück ein selbständiges Rittergut gewesen, das im Laufe der Zeit parzelliert worden war und die Rittergutseigenschaft verloren hatte. Als Haußner das Gut kaufte, standen noch die Wirtschaftsgebäude; er riß alles nieder, ließ nur das Wohnhaus stehen, an dem er umfassende Veränderungen vornahm. Die hundert Morgen, welche noch zum Hause gehörten, gab er in Einzelpacht. Mit der Zeit erwarb er noch einige angrenzende Häuschen von kleinen Leuten hinzu; auch diese ließ er niederreißen und verwandelte das ganze Terrain rings um das Anwesen in Garten.

Von der Frau des Arztes sah man wenig; sie schien leidend zu sein. Das Gerücht ging, daß Haußner sie eingesperrt halte, um sie mit Gewalt vom Kirchenbesuch und Teilnahme am Tische des Herrn fernzuhalten.

Hin und wieder, besonders zu den hohen Festen, erschien sie doch einmal in der Kirche und brachte wohl auch eines der Kinder mit. Sofort nach beendetem Gottesdienste ging sie wieder nach Eichwald zurück, um hinter dem eisernen Gitter, mit dem Haußner sein Grundstück nach der Straße zu abgeschlossen hatte, zu verschwinden.

Durch Dienstboten und andere Leute, die mit ihr in Berührung kamen, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß

bei ihr nicht alles richtig sei. Kantor Wenzel, der den Kindern Musikunterricht erteilt hatte, erklärte: die Frau habe ihm einen stillen und gedrückten, aber durchaus vernünftigen Eindruck gemacht. Während die Kinder sangen, habe er sie oft verstohlen weinen hören, besonders bei Liedern geistlichen Inhalts.

Sie stammte angeblich aus einer streng orthodoxen Familie und war in einem Herrenhuter Pensionat aufgewachsen. Mit ihren früheren Freunden und den zahlreich in der Gegend lebenden Anverwandten hatte sie seit dem Austritte des Arztes aus der Kirche keinerlei Verkehr mehr gepflegt.

Von ihrem Verhältnisse zum Gatten, nach dem Gerland mit besonderem Interesse fragte, konnte Wenzel nichts berichten, da er das Ehepaar niemals zusammen gesehen hatte.

Haußner hielt einen Hauslehrer für die Kinder, einen Teil des Unterrichts erteilte er selbst; angeblich hätten die Kinder keinerlei Religionsunterweisung erhalten. Seine Praxis hatte Haußner aufgegeben; nur in ganz besonderen Fällen ließ er sich herbei, einen Kranken aufzusuchen.

Eine Typhusepidemie brach in Breitendorf und den umliegenden Ortschaften aus. Doktor Haußner trat bei dieser Gelegenheit aus seiner Reserve heraus und widmete sich mit aller Kraft der Bekämpfung der Seuche; aber er schleppte sich den Krankheitsstoff ins eigene Haus. Seine beiden blühenden Kinder wurden ergriffen und starben im Laufe zweier Tage.

Über das, was damals hinter den verschwiegenen Mauern des großen Steinhauses in Eichwald vorgegangen

sein mochte, konnte Gerland aus allerhand widersprechenden Nachrichten sich nur eine vage Vorstellung bilden. War es über den frischen Leichen der Kinder zwischen den Eltern zu einem schweren Zerwürfnis gekommen? — Mochte die unglückliche Mutter in diesem Schicksalsschlage vielleicht die strafende Hand Gottes erblickt haben? — Hatte sich durch den furchtbaren Schmerz ihr Geist verwirrt?

Ohne Hut, mit den Gebärden einer Wahnsinnigen, war sie auf der Dorfstraße erschienen, hatte die Leute unter Thränen gebeten, man möge ihren Kindern ein christliches Begräbnis gewähren.

Der Gatte war ihr nachgeeilt und hatte sie, wie die Pastorin behauptete, mit brutaler Gewalt ins Haus zurückgeholt.

Und nun war das Außerordentliche erfolgt, von dem Gerland bereits durch Pastor Dornig andeutungsweise erfahren hatte.

Am offenen Grabe der Kinder war es zum Streite zwischen dem Vater und dem Geistlichen gekommen. Den Anlaß schien eine Anspielung der Grabrede auf die religiöse Stellung Haußners gegeben zu haben. — Ein Wortwechsel zwischen Arzt und Priester war entstanden, der damit geendet, daß sich Haußner an dem amtierenden Pfarrer vergriffen hatte.

„Dafür hat er auch gesessen — drei Monate," verfehlte die Pastorin niemals triumphierend hinzuzufügen, wenn sie auf diese Angelegenheit zu sprechen kam.

Die Frau des Arztes war über alledem tiefsinnig geworden. Etwa ein Vierteljahr nach dem Begräbnisse der Kinder wurde sie von einem Töchterchen entbunden. Sie

vegetierte noch einige Jahre in einer Anstalt für Gemütskranke, gebrochen an Geist und Körper.

Haußner war damals fortgegangen aus der Gegend, das Kind hatte er mit sich genommen. Niemand konnte angeben, wo er sich in den nächsten Jahren aufgehalten haben mochte; Wenzel vermutete in der Schweiz. Sein Haus in Eichwald hatte er abgeschlossen. Das Grundstück lag einige Jahre lang völlig unbewohnt und verwahrloste.

Späterhin brachte Haußner in jedem Jahre einige Monate in Eichwald zu. Man gab sich den abenteuerlichsten Vermutungen hin, was er in der Zeit seiner Abwesenheit treibe.

In Eichwald war seine einzige Beschäftigung, den Garten wieder in Stand zu setzen. Man sah ihn in Hemdsärmeln, einen gelben Panamahut auf dem Kopfe, im Grundstück umhergehen, die Obstbäume ausputzen und in den Beeten graben. Hin und wieder nahm er Tagelöhner an, aber im übrigen ließ er niemanden sein Besitztum betreten.

Das merkwürdigste war, daß er sich um die Ernte, die er zog, wenig zu kümmern schien; was er nicht selbst verzehrte, ließ er umkommen. Das Obst verfaulte an den Bäumen, das Gemüse schoß ins Kraut. Sobald er fortging, was meistens im Spätherbste geschah, unternahmen große und kleine Diebe einen wahren Plünderungszug in das unbewachte Grundstück.

Eines Tages im Frühjahr kam er zurück und brachte ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren mit — seine Tochter.

Sie richteten sich häuslich ein, nahmen Dienstboten

an; alles deutete darauf, daß sie Eichwald von jetzt ab zu ihrem stehenden Aufenthalt machen würden. Haußner nahm verschiedene Verbesserungen an Haus und Garten vor, über welche die ganze Gegend staunte. Er grub nach Wasser und stieß auch wirklich auf einen Quell, den er zu einer Wasserleitung für das Haus verwertete; darauf wurde ein Badezimmer eingerichtet. Eine elektrische Klingel, die durch das ganze Haus ging, konstruierte er sich selbst. Dann ließ er ein Warmhaus nach seinem eigenen Plane bauen. Allerhand fremdartige Gewächse, deren Samen er mitgebracht, wurden auf einem Versuchsfelde angebaut. Einen Bach, der vom Walde herab in sein Grundstück fiel, staute er an verschiedenen Stellen zu kleinen Teichen an.

Nach wie vor verkehrte er mit keiner Seele weit und breit; von den Verwandten seiner Frau, die ziemlich zahlreich in der Gegend lebten, sah er niemanden.

Kantor Wenzel mußte wohl ahnen, wie interessant dem Geistlichen jede Nachricht über Doktor Haußner sei; bei jeder Gelegenheit trug er Gerland etwas Neues über den Einsiedler von Eichwald und seine Tochter zu.

* * *

Pfarrer Gerland ging häufiger an dem Haußnerschen Grundstücke vorüber, als er es eigentlich nötig hatte. Nach Eiba hinauf gab es einen Weg durch die Felder, den der Geistliche sehr wohl kannte, aber er pflegte nichtsdestoweniger den weiten Umweg über Eichwald zu machen, immer von dem geheimen Wunsche beseelt, etwas von den merkwürdigen Bewohnern des großen Steinhauses zu sehen.

Gelegentlich spielte er auch mit dem Gedanken, Doktor Haußner seinen Besuch zu machen.

Dichte Bosketts von Flieder, Goldregen und anderen Ziersträuchern deckten das Grundstück nach der Straße hin. Nur durch das schmiedeeiserne Gartenthor, das die Einfahrt versperrte, gewann man eine Aussicht auf das Haus. So oft er den Blick auch, im Vorüberschreiten, verstohlen nach dem Gebäude hatte schweifen lassen, war es Gerland doch noch nie geglückt, eine lebende Seele dort zu erkennen.

Eines Tages jedoch war ihm das Glück günstig; er näherte sich eben dem Haußnerschen Grundstücke, als ihn ein Glockenlaut von dorther stutzen machte, fast gleichzeitig that sich das Eingangsthor auf, ein junges Mädchen trat heraus auf die Straße. Gerland zweifelte keinen Augenblick, daß es die Tochter des Arztes sei. Er glaubte die Gestalt wiederzuerkennen, an der er neulich in größter Flüchtigkeit im Abenddunkel vorübergekommen war. Das Herz klopfte ihm mächtig.

Sie schritt auf der Landstraße vor ihm her, ein Körbchen in der Hand. Er beschleunigte seine Schritte und kam ihr allmählich näher, seine Augen verließen ihre Gestalt nicht, keine ihrer Bewegungen entging ihm. Ihre Kleidung prägte sich ihm mit einer Deutlichkeit ein, daß er noch nach Jahren eine bis in die kleinsten Einzelheiten zutreffende Beschreibung davon zu geben im stande gewesen wäre.

Sie war ein mittelgroßes, zierlich gebautes Mädchen. Man sah der Fünfzehnjährigen an, daß sie das Gleichgewicht ihrer in schnellem Wachstum begriffenen Gliedmaßen noch

nicht recht gefunden hatte. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte sie hastig vorwärts, so daß Gerland Mühe hatte, ihr nachzukommen. Hin und wieder hüpfte sie auch ein paar Schritte, ihre Arme waren in beständigen pendelartigen Schwingungen begriffen. Die gelbblonde Farbe des Haares konnte Gerland an einem Zopfendchen erkennen, das zwischen den bunten Bändern ihres breiten Strohhutes hervorschimmerte. Der Hals war frei, ebenso die Arme vom Ellbogen an; Handschuhe trug sie nicht. Das buntgemusterte Sommerkleid gab ihr trotz seines einfachen Schnittes doch etwas Apartes; das Kleid ließ die Füße frei, an denen sie ein Paar starke Schnürschuhe von hellbraunem Leder trug.

Es lag etwas durchaus Jugendliches, Halbentwickeltes in der ganzen Erscheinung, in dieser vorgebeugten Haltung, den abfallenden Schultern, dem häufigen Wechseln des Ganges, den etwas eckigen Bewegungen der Arme.

Als der Weg bergab ging, bemerkte Gerland, daß sie einen Stein mit dem Fuße vor sich her kollere.

Er war ihr schließlich so nahe gekommen, daß sie seine Schritte hörte; sie machte halt und sah sich um. Naiv musterte sie den Fremdling — dann, als empfinde sie plötzlich die Ungehörigkeit ihres Benehmens, wandte sie sich schnell und ging ihres Weges weiter. Sie hielt sich jetzt besser als zuvor und unterließ das Hin- und Herspringen.

Dem Geistlichen hatten sich in der Eile ein Paar große fragende Augen in einem weißen Gesichte eingeprägt, eine zierliche Nase, eine überstehende, weichgeschwungene Oberlippe. Gerland war ein wenig enttäuscht; er hatte sich

eingebildet, das Mädchen müsse schön sein. Dieses Gesicht aber war höchstens sympathisch zu nennen.

Längere Zeit schwankte er, ob er noch weiter hinter dem Mädchen hergehen solle. Wenn er sie überholte, trat die Frage an ihn heran, ob er sie grüßen dürfe.

Er wurde dieser Entscheidung überhoben. Aus dem ersten Hause von Eiba, das sie eben erreicht hatten, trat eine Frau, ein Wochenkind auf dem Arme, der Vorüberschreitenden zuwinkend: „Du, Kleene — Kleene!"

Das Mädchen machte halt.

„Kimm ock a mol rei, unsa Junga is su sihre krank."

Das Mädchen warf noch einen schnellen neugierigen Blick nach Gerland, der ihr jetzt ganz nahe gekommen war, und lief dann auf dem schmalen Fußpfade zu der Frau, mit der sie im Hause verschwand.

Also, Doktor Haußners Tochter machte Krankenbesuche! —

Allerhand kam dem Geistlichen in den Sinn, was er über dieses Mädchen gehört: sie sei vom Vater ganz in atheistischen Tendenzen auferzogen worden, für Frauenemancipation und freie Liebe schwärme sie, hatte es geheißen.

Wenn Gerland sich das unschuldige Kindergesicht vergegenwärtigte, in das er eben geblickt, mußte er über derartige Behauptungen lächeln. Aber soviel stand fest, das Mädchen war ungetauft, und in der Kirche hatte sie auch noch niemand gesehen.

Irgend eine religiöse Überzeugung mußte sie doch haben. Ein Mädchen in dem Alter und glaubenslos — das wäre eine Monstrosität gewesen, an die er nicht glauben wollte.

Er mußte Einblick in ihren Seelenzustand gewinnen; eine Gelegenheit sie kennen zu lernen, würde sich schon finden. Er machte allerhand abenteuerliche Pläne, auf welche Weise er die Bekanntschaft erzwingen wollte. —

So kam er schließlich am Ziele seines Ganges vor dem Heinzeschen Hause an.

Die alte Märzliebs-Hanne stand vor der Thür und scheuerte mit Hilfe von Sand und Strohwisch ein Faß. Sie stand mit dem Gesichte nach dem Hause zu, ihren alten Rücken tiefgebeugt, und bemerkte die Annäherung des Geistlichen nicht.

Gerland machte einen Augenblick halt und sah ihr zu. Ihn dauerte die Alte, wie sie so dastand, trotz ihres Alters schuftend, in glühender Vormittagssonne. Die Füße der Greisin waren geschwollen, durch die glänzend gespannte Haut schimmerte bläuliches Geäder, um die spitzen Ellbogen ihrer abgemagerten Arme schrumpelte sich die braune, lederartige Haut in tausend Fältchen.

Gerland sah das alles; er hörte die Alte seufzen, und das Herz that ihm weh. ‚Was wärest du wohl, wenn du in solcher Lage geboren,‘ sagte er zu sich selbst. Und der Gedanke, daß die Armut gottgewollt — eine göttliche Institution sei — konnte ihn heute nicht trösten.

Nach einiger Zeit redete der Geistliche die alte Frau an; sie fuhr herum und starrte ihn offenen Mundes mit blöden Augen an.

Gerland fragte nach dem Befinden der Enkeltochter.

„Ich dank' och schina, Herr Paster, 's gieht a Brinkel

a basser. Entschuld'gen Se ack, ich kinn Se keena Hand ne gahn, se sein su beschissen."

Der Geistliche erklärte, daß er das Mädchen besuchen wolle.

„Doe missen Se ack hinten rim kimma, heite. Mir han nämlich gescheiert. Ju! — Kimma Se ack hinten rim; 's is alles naß ein Burderstiebel."

Gerland folgte ihr zum hinteren Eingang. Er sah zu seinem Erstaunen, daß das Haus auf der Hinterseite noch baufälliger sei, als vorn. Der Dachstuhl schien sich gesenkt zu haben; der eine Giebel hing. Das Strohdach war moosbewachsen; man konnte es vom Erdboden aus bequem mit der Hand erreichen. Die Lehmwand zeigte Risse. Einige erblindete Fensterscheiben waren ohne Rahmen in die Wand eingelassen und schienen dazu bestimmt, das Licht vollends auszuschließen. Neben der niederen Thüre stand ein verfallenes Holzhäuschen, einem Schilderhause ähnlich, über einer offenen Grube, in der unter schillernder Decke, die Luft weit und breit verpestend, der Unrat stagnierte. —

Es war, wie die Alte gesagt hatte, das Mädchen hatte Fortschritte gemacht in der letzten Zeit. Ihre mageren Wangen zeigten einen Schimmer von Farbe, die großen dunklen Augen waren frei von fieberischem Glanze und hatten einen ruhigen Ausdruck. Es fiel dem Geistlichen auf, daß das Lager der Kranken sauberer sei, als früher. Es war ein frisch überzogenes Kopfkissen da, das er sich nicht entsinnen konnte, vordem gesehen zu haben. Die Kranke selbst trug ein Hemd von tadellos weißer Farbe.

Gerland wollte nicht fragen, woher das alles stamme;

er hatte hin und wieder eine Unterstützung aus der eignen Tasche gegeben, die wohl in dieser Weise ihre Verwendung gefunden haben mochte.

Das außerordentlichste aber blieb die Genesung des Mädchens. Fast ein Wunder schien es. Dieses Kind, das er eine sichere Beute des Todes geglaubt, war dem Leben zurückgewonnen.

Die Frau erzählte voll Eifer, wie sich der Appetit ihrer Enkelin von Tag zu Tag steigere.

Auch heute wieder gab sie es dem Geistlichen zu hören: er und niemand anders habe das Kind gesund gemacht. Gerland wehrte ab; er wies auf den Herrn über Leben und Tod hin, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte falle.

Sie fiel sofort mit einem Psalmworte ein, um ihre Bibelkunde darzuthun: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit." —

Sie sagte einen großen Teil des Gebetes Moses her, ohne auch nur anzustoßen. —

Im Innersten fühlte sich Gerland durch die Behauptung der alten Frau angenehm berührt. Wunderbar blieb die Erhaltung dieses Lebens auf alle Fälle. Wenn er bedachte, wie er das Mädchen gefunden, als er zum ersten Male in diese elende Kammer getreten, und wenn er die Genesende jetzt ansah, wie sie vor ihm lag, immer noch zart und schwächlich zwar, aber mit den sicheren Anzeichen der Rekonvaleszenz in Erscheinung und Wesen, dann konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Gott doch wohl

sein Gebet erhört habe. War nicht vom Glauben gesagt, daß er Berge versetze; und daß er eine feste Zuversicht sei des, das man hoffet? — Nun, er hatte mit einer Zuversicht, die der Gewißheit gleichkam, gehofft, daß Gott sein Gebet um dieses Menschenleben erhören werde. Mit solchem Ernste und solcher Inbrunst hatte er selten gebetet, wie an diesem Lager. Sonst mischten sich häufig allerhand störende Reflexionen in seinen Verkehr mit dem Höchsten; aber hier war es wirklich gewesen, als schlüge die Flamme des Gebetes kerzengerade aus inbrünstigem Herzen empor zum Sohne Gottes. Denn an den Gekreuzigten wandte er sich, wenn er in besonderer Not war; ihn, den Erlöser, rief er an, der alle Schmerzen des menschlichen Daseins durchgekostet. Ihn hatte er auch um dieses Mädchens willen beschworen, und gerade hier war er erhört worden.

Wies das nicht wieder auf jenes besondere, ihm allein bekannte Verhältnis hin, in welchem er zum Menschensohne stand, der ihm in den Weg getreten war, wie einst dem Saulus, um ihn für alle Zeiten seiner Sache zu gewinnen?

Die Genesung des Kindes erschien ihm in geheimnisvollem Lichte. War etwa von jener Wunderkraft etwas auf ihn gekommen, die der Herr den ersten Verkündern seines Wortes hinterlassen, die durch Händeauflegen und Gebet Blinde sehend und Lahme gehend gemacht hatten?

Derartige Gedanken, wenn sie auch vor dem nüchternen Verstande nicht Stich halten wollten, hatten doch was ungeheuer Einschmeichelndes. Es that so wohl, sich als Auserwählten zu fühlen.

Und die alte Märzliebs-Hanne that das ihre, um

ihn in diesem frommen Traume zu bestärken. Gleich, als er das erste Mal gekommen, habe man verspürt, daß mit dem Mädchen etwas Außergewöhnliches vor sich gegangen sei: „Noch an salbchen Abende sagt'ch über menen Suhn: Karle, sagt'ch, mit dan Madel is was für sich geganga. Und ei dar Nocht druffe hoat se och a großes Bissel geredt, 's Madel, immer vum Heilande und immer vum Heilande! O jerum, jerum, was se da alles darzahlen that vun Himmel und vun dan sal'gen Engeln; das mußte se su sahn in ihrem Traumen, verstiehn se! Urdentlich baten that se. Und dernoe sprach se wieder vun Herrn Paster — das is dar sal'ge Geist Guttes, dar durch Sie uf dos Madel gekumma is. Herr Paster, Se kenn mers gleba. Wie's in dar Bibel heeßt: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben — auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden."

Um die Alte von solchen Reden abzubringen, fragte Gerland, ob sie einmal den Doktor befragt hätten.

„An Duchter!" rief die Frau beinahe erschreckt. „Nee, nee, mir hoan keenen Duchter ne gefragt, Herr Paster, mir ne. Unse Pfarr ist besser als hundert Duchtersch, ho'ch gesogt. Se kenn mersch heilig gleba, Herr Paster, mir fragn in Laben keenen Duchter ne."

Gerland versuchte umsonst der Alten zu erklären, daß er nichts Unrechtes darin erblicke, den Arzt zu fragen. Dabei sei durchaus nichts Gott Mißfälliges, im Gegenteil, der Herr wolle nicht, daß man der Gefahr gegenüber die Hände in den Schoß lege. Aber sie blieb dabei, sich gegen den Verdacht zu verteidigen, als habe sie irgend etwas mit dem Doktor zu thun gehabt.

Der Geistliche wunderte sich nicht allzusehr über solch ausgesprochenen Widerwillen gegen ärztliche Hilfe. Es war nicht das erste Mal, daß er diesem sonderbaren Vorurteile begegnete. Um so erstaunter war er, als sein Blick auf eine Medizinflasche traf, die halbversteckt zwischen den zurückgeschobenen Laden und der erblindeten Fensterscheibe stand.

„Wer hat denn die Medizin dort verordnet?" konnte er sich nicht enthalten zu fragen.

Die alte Frau schien zu erschrecken. „Die hot ack mei Suhn aus der Aptheke mitgebrucht," beeilte sie sich zu versichern, „wie ar 's letzte Mol ei der Stadt wur. Die is ne vun Duchter, Se kenn mersch gleba! —"

Die Alte wollte offenbar noch mehr über die Herkunft der kleinen Flasche mit der braunen Flüssigkeit berichten, aber jetzt wurde ihre Aufmerksamkeit durch Stimmen abgelenkt, die im Flur und gleich darauf im Nebenzimmer erklangen — zwei Frauenstimmen.

Die alte Märzliebs-Hanne lauschte gespannt, den zahnlosen Mund geöffnet; dann wurde sie plötzlich sehr unruhig. „Entschul'gen Se ack," meinte sie und wackelte zur Thür, „'s is ees gekimma." Aber noch ehe sie zum Ausgang gekommen, öffnete sich die Thür, auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, einen Strohhut mit bunten Bändern auf dem Kopfe, in der Hand ein Körbchen.

Voll Erstaunen blickten der Geistliche und Doktor Haußners Tochter einander an.

Das Wiedererkennen war ein beiderseitiges, ihr weißes Gesicht färbte sich über und über rot; auch er fühlte das Blut in einer starken Welle zum Kopfe emporsteigen. Einen

Augenblick stand sie zaudernd, mit verschämt umherirrenden Augen, auf der Schwelle.

Die Alte hatte sich inzwischen so weit von ihrem Schrecken erholt, daß sie den Besuch auffordern konnte, einzutreten. „Kimma Se ack rei, Gertrud, — gun Tack och — gun Tack och! Nee, aber nee, daß Se och heite grade kumma missa."

Gertrud Haußner trat mit gesenktem Blick, Gerlands Gruß meidend, an das Lager. Die beiden Mädchen schienen sich gut zu kennen, sie lächelten einander vertraut zu; die Kranke mit einem so freudigen Ausdrucke, wie ihn Gerland noch nie zuvor auf diesen blassen Zügen bemerkt hatte.

Gertrud hatte das Kopfkissen der Kranken zurechtgerückt, dann mit einem Blick nach der Medizinflasche in der Fensterecke, meinte sie: „Wenn die Arznei alle ist, können Sie mehr bekommen. Hier habe ich auch einen Löffel mitgebracht. Mein Vater sagt, wenn die Medizin anschlüge kann sie dreimal täglich einen Eßlöffel voll einnehmen." —

Die Alte erging sich in überschwänglichen Danksagungen. Das würde ihr sicher dereinst im Himmel gelohnt werden, sagte sie, die Hand des Mädchens ergreifend: „Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket — sagt unsa Herr und Erlöser."

Gertrud machte sich mit verlegener Miene los. Sie würde nächstens wiederkommen, meinte sie mit leiser Stimme. Sie lächelte dem kranken Kinde noch einmal zu und verschwand dann voll Hast durch die Thür, ohne einen Blick nach Gerland hinüberzuwerfen. Die Alte hatte vergebliche Versuche gemacht, sie zu längerem Bleiben zu bewegen. —

„Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß die Medizin da von Doktor Haußner stammt, gute Frau?" fragte der Geistliche, nachdem das Mädchen außer Hörweite war.

Die Alte geriet in große Verlegenheit: „Ich meente ack, Herr Paster, weil duch Haußner guttlos is. De Leite darzahlen duch und se sagn, a leignete dan lieben Gutt, und will och von Herrn Christus nischt ne wissa; darim ducht'ch, Se kennten 's amende ibel nahmen, woan se derfihren, daß mer mit an Haußner woas zu schaffa hätten." —

Gerland fragte ärgerlich, wofür sie ihn eigentlich halte.

„Nu dar vurge Pfarr sagte vun an Haußner, ar wär' dar Antechrist — das hu 'ch salber vun Menke gehiert! Aber Se warn mersch glebe oder ne, aber dos is ne a su schlimm mit dan Haußner. Dar is vill ville basser als manch a andrer, dar'n Namen Guttes vielleicht immer uf'n Lippen hoat, ober ne ein Harzen. Woas wor denne, als mer dozumale 's Narvenfieber dohie hotten, a Juhre funfzahn is wuhl har — woas wor denn doa, wenn mer'n Haußner ne hatten? Dar kam freil'ch nei eis Stiebel zu de kleena Leita und fragte nich zuvor, ibst sen och bezahlen kinnten, wie's de andern Duchter macha. Nee, Haußner is no ne dar schlachtste. — Ich will se mol wos sagn" — und damit trat die Alte dicht an Gerland heran, als wolle sie ihm ein großes Geheimnis anvertrauen: „Dan Haußner hoat dar vurge Pfarr ack su verargert." —

Gerland erfuhr damit nichts Neues. Immerhin setzte es ihn in Erstaunen, die Ansicht, welche er sich im stillen gebildet hatte, auch bei den gewöhnlichen Leuten verbreitet zu finden.

Die Alte fuhr fort: „Soit ar dan Krakeel gehat hat, dozumale mit Paſter Menken, giht ar ne mi zu de Kranken, dar Haußner; nu ſchickt ar aben de Tuchter. Aber dos is a gutts Dingla, de Gertrud. De Leite ſogn vun ar, ſe wär' ne getoft; aber dos glob 'ch ne. Suwas läßt duch unſe Herr Gutt gur ne zu. Die kennte duch gur ne ſu gutt ſen, wenn ſe ne getoft war; menen Se nich och? — Nee, nee, dos glob'ch noch lange ne! De Leite raden zu vills, woas ne wohr is; laßt ſe ack raden! Ich bie alt genug; ich weeß, was bieſe Menſchen ſein und was gutte ſein. Haußner und ſene Tuchter dos ſein gutta Menſcha." —

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter befand ſich Pfarrer Gerland auf dem Wege nach Eichwald.

Er ging mit großen Schritten, voll Haſt, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet; ſein Kopf war ganz von einem Gedanken erfüllt: er wollte Doktor Haußner aufſuchen. Endlich war der Entſchluß zur Reife gediehen; er befand ſich auf dem Wege zu dem Arzte. —

Der Jäger, der ſich der weit und breit gefürchteten Lagerſtätte des Raubtiers naht, kann innerlich nicht tiefer erregt ſein, als Gerland in dieſem Augenblicke war.

Er wußte, was er auf ſich nahm; er hatte vor Augen, was man ihm über Haußners ungeſelliges, menſchenfeindliches Weſen erzählt hatte. Er wußte auch ſehr gut, welchen Empfang der Arzt andern Geiſtlichen vor ihm bereitet hatte.

Aber das alles konnte ihn nicht abhalten. Das Verlangen, den Mann kennen zu lernen, von dem so außerordentliche Dinge berichtet wurden, hatte sich allmählich bei ihm zur fixen Idee gesteigert. Im Schlafen und Wachen beschäftigte er sich mit dem Menschen. Sobald der Name des Arztes in seiner Gegenwart genannt wurde, fühlte er den Puls schneller gehen.

Und was vielleicht den tiefsten verborgensten Grund seiner Erregung ausmachte, war die geheime Hoffnung, ihm möchte gelingen, woran so mancher Andere sich vergeblich versucht: diese Seele zu gewinnen, Haußner zurückzuführen zum Glauben.

Der Goldgräber, der von einem außerordentlichen Schatze vernommen hat, der Vogelsteller, der einer seltenen Spielart auf der Spur ist, mag die fieberische Aufregung empfinden, die den jungen Geistlichen auf diesem Gange erfüllte. —

Jetzt sah er schon den Giebel des großen Steinhauses zwischen alten Lindenbäumen vor sich auftauchen, das Herz schlug ihm hörbar. Es war doch ganz außerordentlich, was er vorhatte. —

Noch einmal wurde er unsicher; innerhalb hundert Schritten bis zum Gartenthore nahm er den Plan zehnmal und öfter auf und verwarf ihn wieder, sah ihn in den verschiedensten Beleuchtungen.

Er war verzweifelt über den eigenen Wankelmut, schämte sich seiner Feigheit, spornte sich an und ging weiter.

Die Erwägungen, die ihn feige und bedenklich machten, sollten niedergeschlagen werden. Er faßte den glänzenden Griff des Glockenzuges scharf ins Auge, der rechts neben

dem steinernen Thorpfeiler herabhing. Glänzend flimmerte der metallene Ring in der Sonne — wuchs vor seinen Augen, je näher er kam. Kaum wissend, was er that, hielt er den Griff in seiner Hand und zog daran. Der schrille Laut der Glocke erweckte ihn aus seinem befangenen Zustand; er erschrak heftig. Was hatte er vor! Schon wünschte er, niemand möge erscheinen, ihm zu öffnen. Aber da ertönten Schritte, nicht vom Hause her, sondern seitlings hinter dichten Büschen aus dem Garten.

Der Arzt selbst erschien hinter den Stäben des Thores, in Hemdsärmeln, eine Hacke in der Hand. Ein breiter, gelber Strohhut beschattete den ganzen oberen Teil des Gesichtes, das in diesem Augenblicke aus einem einzigen graubraunen Barte zu bestehen schien. Er musterte den Geistlichen durch die Stäbe, dann öffnete er.

Gerland blieb im Thorwege stehen, den Hut in der Hand, mit dem er nervös spielte. Der forschende Blick des Arztes verwirrte ihn. Alle Willenskräfte zusammenraffend, stammelte er: „Ich bin der neue Pfarrer; Sie wohnen in meiner Parochie. Ich wollte mir erlauben, Sie aufzusuchen."

Gerland hatte das ganz anders herausgebracht, als er's eigentlich gewollt. Er hatte sagen wollen, daß er es für seine Pflicht halte, als Seelsorger jeden Hausvater seines Sprengels aufzusuchen. Auch hatte er sich vorgenommen, möglichst sicher, mit dem Anschein der Gleichgiltigkeit aufzutreten. Es kam alles so ganz anders, als er gedacht. Der Arzt selbst war sehr verschieden von dem Bilde, das er sich von ihm gemacht hatte, und das verwirrte ihn. Zum Unglück fühlte er auch noch das Blut

in seine Wangen steigen. Jetzt rot werden, dachte er bei sich, das fehlt gerade noch.

Doktor Haußner blickte zu Boden, stieß ein paarmal mit der Hacke die Steinschwelle und ließ dann plötzlich, den Kopf erhebend, Gerland für einen Augenblick seine bohrenden Stahlaugen sehen.

Dann mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, auf den Hut in der Hand des Geistlichen weisend: „Bitte, Herr Pastor, wollen Sie sich nicht bedecken?"

Als habe er einen Befehl erhalten, beeilte sich Gerland, den Hut aufzusetzen. Der Arzt wandte sich mit einladender Geste nach dem Garten: „Bitte!"

Seitwärts vom Hause lag eine Laube, in dichtem Gebüsch versteckt; auf diese schritt der Arzt zu. Mit einem abermaligen „Bitte" forderte er Gerland zum Eintritt auf.

Clematis, die gerade in Blüte stand, rankte sich um die Thürpfosten; vor ihnen lag ein Rasenplatz, auf dem Wäsche ausgebreitet war. Eben ging eine Magd mit hochaufgebundenen Röcken über die Bleiche und begoß die einzelnen Stücke mit der Gießkanne. Die Sonne lag brütend auf dem Platze und auf der weißgetünchten Giebelwand des Hauses. Ein Duft von Wasser und Seife drang zu ihnen in die Laube.

Sie saßen einander an einem aus Naturholz gezimmerten Tische gegenüber. Der Arzt hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt und wischte mit einem bunten Tuche die Tropfen von dem kahlwerdenden Haupte. Jetzt erst sah Gerland, welch mächtige Stirn über diesem bärtigen Gesichte thronte; neben der entwickelten Nase traten die Backenknochen stark hervor. Das Gesicht erschien von der

Sonne dunkel eingebrannt bis zu den Augen, um so heller hob sich die weiße Stirn ab. Die kurzen, kräftigen Hände, die von häufiger Arbeit im Freien sprachen, waren mit einem Flaum von hellen Haaren bedeckt. Der Arzt hatte den rechten Hemdärmel emporgestreift und ließ den mächtigen Cyklopenarm sehen. Die Figur war untersetzt und fleischig, ohne korpulent zu sein; der Mann machte den Eindruck eines rüstigen Fünfzigers.

Gerlands Auge erfaßte all diese Äußerlichkeiten, ohne daß er Zeit gefunden hätte, dabei zu verweilen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging jetzt darauf, einen möglichst günstigen Eindruck auf den andern hervorzubringen. In seinem Eifer wollte er soviel wie möglich auf einmal von sich zeigen — jenen im Sturme für sich einnehmen.

Er knüpfte daran an, daß er den Arzt mit Gartenarbeit beschäftigt gefunden hatte, erzählte, daß auch er sich damit abgebe. In aller Eile ließ er einiges von seinen botanischen Kenntnissen durchblicken; besonders hierdurch hoffte er einen guten Eindruck hervorzubringen. Jener sollte von vornherein inne werden, daß er es mit keinem bildungsfeindlichen Ignoranten zu thun habe, vielmehr mit einem modernen, auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stehenden Menschen.

Aber dem Arzte war nicht so leicht zu imponieren.

In beinahe phlegmatischer Ruhe saß er da, die kurzen Beine von sich gestreckt, den breiten Oberkörper zurückgelehnt, mit der Hand seinen Bart vom Halse nach aufwärts streichend, und mit den Zähnen an den Enden der Haare nagend. Mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt hörte er an, was Gerland vorbrachte, nur hin und

wieder ließ er einen kurzen, scharfen Blick aus seinen grauen Augen nach dem Geistlichen hinübergleiten.

Sein Verhalten begann Gerland zu beunruhigen; er bildete sich ein, etwas wie Spott um die Nasenflügel des Arztes zucken zu sehen. Er wechselte das Thema.

Auf die Verhältnisse der Umgegend übergehend, sprach er von der Lebensweise der Leute, ihrer Nahrung, Kleidung und Beschäftigung, ihren Gewohnheiten und Lastern. Durch direkte Fragen, die er an den Arzt richtete, suchte er diesen aus seiner zuwartenden Stellung hervorzulocken.

Aber der Arzt beteiligte sich an dem Gespräche, wie einer, der keine Eile hat, sich zu zeigen, und dem an der Meinung des anderen im Grunde herzlich wenig gelegen ist.

Gerland war darauf zu sprechen gekommen, daß die Trunksucht ein in der Gegend weit verbreitetes Laster sei; er erwähnte einige Fälle von Alkoholismus, die er bei Gelegenheit seiner Seelsorgerbesuche beobachtet hatte. Er ließ nicht unerwähnt, daß ihm die mannigfachen Fälle von Anämie, Epilepsie, manche Nervenkrankheiten und besonders die große Kindersterblichkeit damit zusammenzuhängen scheine. Dazu die schlechte Nahrung, selten Fleisch, fast nur Kartoffeln und Brot, die verbrauchte Luft in den selten gelüfteten Holzstuben, die armselige Kleidung bei rauhem Klima, Mangel der einfachsten hygienischen Kenntnisse, die ausgesprochene Genußsucht, der Leichtsinn in geschlechtlicher Beziehung und im Winter die sitzende Lebensweise hinter dem Webstuhl, im Sommer die harte Feldarbeit bei jeder Witterung — alles das vereinigt, mußte die Gesundheit des Einzelnen ruinieren und auf die Generation den ungünstigsten Einfluß ausüben. —

Er glaubte bestimmt, damit auf Verständnis bei dem Arzte zu stoßen; denn hier betrat er doch dessen eigentlichstes Gebiet.

Aber Doktor Haußner schwieg.

Gerlands Mißtrauen wurde rege; er glaubte, Geringschätzung aus den Mienen des Gegenübersitzenden zu lesen. Fand jener ihn etwa aufdringlich?

Das beängstigende, peinvolle Gefühl, daß er sich lächerlich mache, beschlich Gerland auf einmal.

Er hörte plötzlich auf zu sprechen. Eine Pause entstand. Im stillen hoffte der Geistliche immer noch, der andere werde nun die Gelegenheit ergreifen, etwas zu äußern und wenn es nur pro forma gewesen wäre. —

Als jener aber beharrlich schwieg, stand Gerland auf. Doktor Haußner erhob sich mit ihm.

Der Arzt brachte ihn bis zum Gartenthore, das er eigenhändig öffnete. Ein kurzer, frostiger Abschied. Gerland war rot im Gesicht und seine Hände zitterten. Der Arzt zuckte mit keiner Wimper. Aber der Geistliche glaubte etwas wie Triumph in den grauen Augen des Mannes aufblitzen zu sehen.

Die Glocke erklang, das Thor schloß sich knarrend hinter ihm; eine Aufforderung wiederzukommen, vernahm er nicht.

Der junge Geistliche meinte, noch nie im Leben eine tiefere Demütigung erfahren zu haben. —

VI.

Gerland war ausgegangen; man hatte ihn zu einem Kranken gerufen. Paſtorin Menke wußte, daß er unter zwei, drei Stunden nicht zurückkehren könne; denn wie gewöhnlich hatte ſie den Boten ausgefragt, ehe ſie ihn beim Herrn Paſtor vorließ.

In der Wirtſchaft war heute nicht viel zu thun; das Mädchen ſchälte Kartoffeln in der Küche, alles zum Mittageſſen Nötige hatte die Witwe bereits herausgegeben. — Ein paar freie Stunden lagen vor ihr. Womit die Zeit ausfüllen, bis das Fleiſch angeſetzt werden mußte? Sollte ſie eine ihrer Freundinnen im Dorfe aufſuchen? Doch dazu war es noch zu früh. — Sie überlegte, einen Finger an der Naſe. Auf einmal zuckte ein Lächeln über das roſige Frauengeſicht; dann nahm ſie ein Wiſchtuch zur Hand — des Mädchens wegen that ſie das — und begab ſich in Gerlands Studierzimmer im erſten Stock, als ob ſie dort den Staub aufwiſchen wolle.

Sie öffnete das Fenſter. Das weiße Rouleau blähte

sich wie ein Segel, sie zog es in die Höhe und stand eine Weile in Gedanken verloren da, umfächelt von dem frischen Luftzuge; die Hände auf dem Rücken gekreuzt, lehnte sie gegen die Fensterbrüstung. Wie ein reifer, rotwangiger Apfel lächelte ihr frisches, rundes Gesicht unter der Morgenhaube hervor.

Sie galt trotz ihrer dreißig Jahre im Dorfe immer noch als die erste Schönheit. Und wenn man unter Schönheit nichts Anderes versteht als Gesundheit, Fülle und Kraft, so mußte man dem Geschmack dieser ländlichen Preisrichter beipflichten. Besonders wenn sie lachte, die Pracht ihrer Zähne entwickelte — auf jeder Seite ihres runden Kinnes erschienen dann ein paar allerliebste Grübchen — hatte sie etwas ungemein Frisches und Anmutiges.

Eben ging der Sohn des Bauern Finke am Gartenzaun vorüber, mit grauer Joppe und blauen Beinkleidern. Er war Freiwilliger gewesen, und hielt etwas auf sein Äußeres. Der gutgewachsene junge Mann rief der Witwe einen „guten Morgen" zu und lachte dabei über das ganze sonnenbraune Gesicht. Die Pastorin lächelte ihm freundlich zu und rief: „Schönes Erntewetter heute!" Mit Wohlgefallen sah sie der kräftigen Männergestalt nach, bis der Bauernsohn hinter der Hecke verschwunden war.

Dann trat sie an Gerlands Schreibtisch. Richtig, da hatte er endlich einmal den Schlüssel stecken lassen; darauf lauerte sie schon lange. —

Noch einen Blick warf sie hinaus in den Gang; sie hörte das Mädchen unten in der Küche hantieren. Behutsam schloß sie die Thür und kehrte zum Schreibtisch zurück.

Zunächst öffnete sie das Mittelfach; da war nicht viel

drin, was sie interessierte. Manuskripte von Predigten, Niederschriften zu homiletischen Übungen, Exegesen und dergleichen. In dem linken Fache, an das sie sich nunmehr machte, fand sie Gebetbücher und einige Zeichenhefte aus der Schulzeit. Auch diesen Gegenständen konnte die Witwe nicht viel Geschmack abgewinnen. Mit großer Vorsicht legte sie jedes Stück, nachdem sie es geprüft, genau in die alte Lage zurück.

Nun kam das rechte Fach an die Reihe; da endlich fand sie, was sie gesucht: Briefe.

Die grauen Augen der Frau leuchteten auf, ihre Nasenflügel erweiterten sich; sie nahm die Bogen heraus und begann zu lesen. Sie war auf alte Familienbriefe gestoßen, von den verstorbenen Eltern und Schwestern des Geistlichen. Da war nichts Pikantes. Sie gab diese Lektüre nach einiger Zeit auf und grub weiter.

Jetzt stieß sie auf ein Paket grünfarbener Bogen, die von einem blauen Seidenbändchen zusammengehalten wurden. Hier witterte sie Interessantes. Mit geschickter Hand löste sie das Bändchen. Die Briefe waren sämtlich von einer Hand geschrieben, und trugen die Unterschrift „deine treue Cousine Katharina". Auch hier wartete der Frau Pastorin eine Enttäuschung. In den Briefen wurden hauptsächlich religiöse Fragen in sehr eingehender Weise erörtert. Mit verächtlicher Miene schnürte sie das Packet wieder zusammen.

In einer Ecke lagen Photographieen, auch nur Porträts von Verwandten; unter dem Bilde eines älteren Mädchens stand mit verblichener Tinte: Katharina.

Dann stieß die Witwe auf eine Anzahl Gedichte, offen-

bar aus früherer Zeit; aber auch diese hatten nur religiösen und philosophischen Inhalt. Die Pastorin schloß mit enttäuschter Miene die Fächer wieder zu.

Auf der Platte lag die Briefmappe. „Tagebuch" war die Aufschrift eines dünnleibigen Heftchens.

Die Pastorin las. Die ersten Seiten behandelten Gerlands Ankunft in Breitendorf und seine ersten Eindrücke. Auch die Witwe des Amtsvorgängers hatte Erwähnung gefunden. Mit verhaltenem Atem las sie folgende Worte: „Pastorin Menke macht den besten Eindruck, rührend in ihrer Witwentrauer und echtem Schmerz um den Verstorbenen." Die Frau lachte laut auf.

Neugierig forschte sie weiter in dem Manuskripte; vieles blieb für sie unverständlich. Anspielungen, Citate, lateinische und griechische Brocken waren nicht selten.

Zu ihrem Staunen fand sich Doktor Haußners Name öfter in dem Heftchen.

Auch das letzte, was Gerland geschrieben hatte, betraf Doktor Haußner. Die Pastorin ersah daraus, daß er bei dem Arzte gewesen sei. Sie las: „Endlich Doktor Haußner persönlich kennen gelernt. Bittere Enttäuschung! Er setzte meiner werbenden Liebe kalte, schneidende Gleichgiltigkeit entgegen; und doch kann ich den Menschen nicht hassen. Hinter dieser hohen Stirn schlummert manches Geheimnis. Ich fürchte, für mich ist er nun auf alle Zeit verloren. Aufdrängen will und kann ich mich nicht! Es ist uns gesagt, daß wir die Perle nicht vor die Säue werfen sollen; und doch, sollte der Herr nichts Besonderes vorhaben mit mir und diesem Manne? Wie kommt es, daß ich mit der Tochter am Lager der kleinen Christel zu-

sammentreffen mußte? Zufall giebt es nicht; alles ist vorhergesehen. Es kommt nur darauf an, die höheren Winke recht zu verstehen." —

Kopfschüttelnd las die Witwe diese Zeilen.

Jetzt ertönte vom Garten herauf, durch das offene Fenster ein knarrendes Geräusch. Die Frau horchte auf; das war die Gartenthür. Schnell legte sie das Tagebuch in die Mappe, dann schlich sie zum Fenster und lugte vorsichtig hinab.

Eine lange, hagere Gestalt wurde auf dem Gartenwege sichtbar; das war ja nur der Kantor. Völlig beruhigt trat sie ans Fenster und rief: „Wenzel — heda, Wenzel!"

Der Kantor blickte suchend am Hause empor, die Hand über die Augen haltend, gegen die Sonne. Als er das Gesicht der Pastorin am Fenster erkannte, zeigte er lachend seine schlechten Zähne.

„Ich wollte zum Pfarrer."

„Der ist nicht zu Hause."

Sie winkte ihm bedeutungsvoll.

In der Hausflur kam sie ihm entgegen. „Die Luft ist rein," meinte sie, „willst du frühstücken?"

Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Geh nur derweile rauf; ich mache dir was zurecht. Vor zwei Stunden kommt er nicht zurück."

Wenzel hatte nicht lange zu warten. Auf einem Brett brachte sie Butter, Brot, kaltes Fleisch, Käse und eine Weinflasche herbei. Sie setzte das Brett vor ihn auf den Tisch, dann hielt sie ihm die Flasche dicht vor die Augen: „He, du, was ist denn hier drin — he?"

Er griff hastig nach der Flasche, zog den Stöpsel mit den Zähnen heraus und roch in den Hals. Nach kurzem Prüfen erklärte er: „Tokayer.“ Seine dunklen Augen blinzelten lüstern.

„Riecht's der Kerl richtig!“ meinte sie und schenkte ein.

Er schlürfte das Glas hinter, ohne abzusetzen und leckte sich dann die Lippen. Sie beobachtete ihn mit verschränkten Armen, dabei stehend, voll Vergnügen.

„Danke dir, Julie,“ sagte er und griff nach ihr mit seinen langen, mageren Armen, um sie zu umfassen. Sie wich, ohne Entrüstung zu zeigen, ein wenig zurück. Als er noch weiter zudringlich wurde, brachte sie den Tisch zwischen sich und ihn.

„Iß nur jetzt! Nachher setzt's noch ein Glas.“

Er fing an, einzuhauen. Während des Essens ließ er seine unruhig leuchtenden Blicke auf ihrer Gestalt herumkreuzen.

Mit vollen Backen kauend, fragte er nach Gerland. Die Witwe begann sofort allerhand auszukramen; sie machte sich weidlich über den Geistlichen lustig. Alle Welt betrog ihn und hatte ihn zum besten, meinte sie; er sei aber auch gar zu dumm.

„Na, das wird alles besser werden,“ meinte der Kantor, „wenn er erst wird geheiratet haben.“

„Heiraten — wen denn?“ fragte sie hastig.

„Nun, dich — natürlich. Wen denn sonst?“

Die Witwe warf dem Lehrer ein kräftiges Schimpfwort an den Kopf.

Wenzel lachte kauend in sich hinein: „Na, du nähmst ihn doch gleich, Julie, wenn er dich fragte.“

Sie drohte ihm jetzt, ernstlich erzürnt, mit Ohrfeigen. Er erkannte, daß er den Spaß nicht weiter treiben dürfe und aß schmunzelnd weiter.

„Weshalb bist du denn eigentlich gekommen?“ fragte sie nach einiger Zeit. Wegen der besprochenen Entwässerung des Pfarrgartens, erklärte er. Der Kirchbauer habe sich zu einem Vertrage verständigt, den er zur Unterschrift mitbringe.

Der Kantor hatte inzwischen aufgeräumt, was ihm von Eßbarem vorgesetzt worden war. Er schielte nach der Flasche, die am anderen Ende des Tisches stand, und als die Pastorin immer noch nicht Miene machte, ihm einzuschenken, erhob er sich in seiner ganzen Länge und griff danach. Blitzschnell fuhr sie dazwischen und schlug ihm auf die Hand. „Warte, du Racker!“

Er legte sich aufs Betteln.

„Nein, du hast mich geärgert vorhin.“

Es machte ihr Vergnügen, ihn zappeln zu lassen; sie trieb ein richtiges Spiel mit ihm, zeigte ihm die Flasche und versteckte sie, wenn er danach griff, geschickt hinter dem Rücken. Er geriet in immer größere Gier, seine Augen funkelten, sein Faungesicht verfärbte sich, auf den Backenknochen erschienen rote Flecken, Schweiß stand ihm auf der Stirn, mit den feuchten Lippen machte er unbewußt in einem fort die Bewegung des Kostens. Der Anblick, wie dieser hagere, kahlköpfige Geselle um sie herumsprang, schien die Witwe aufs höchste zu amüsieren.

Es gelang ihm nicht, die Flasche zu erlangen; da veränderte er seine Methode. Er begann zu flehen und

zu schmeicheln, wie ein Hündchen, sagte ihr die kräftigsten Schmeicheleien und wurde zärtlich.

Damit gewann er sie endlich. Sie schenkte ihm ein; gierig goß er das Glas hinter. Sie stöpselte die Flasche sorgfältig zu und räumte das Geschirr weg.

„Bezahl's Gott, Julie! Und sage dem Herrn Pastor meinen Dank," meinte er spöttelnd. „Ich werde ein andermal wiederkommen, wegen der Drainage." Er wollte sich entfernen.

„Du, Wenzel, erst muß ich dir noch was Interessantes zeigen," rief sie, und begab sich nach Gerlands Schreibtisch, wo sie die Mappe zur Hand nahm und öffnete. „Hier ist sein Tagebuch."

„Sein Tagebuch? Was du nicht sagst!"

Wenzel setzte sich eine stählerne Brille auf die gerötete Nase und nahm das Heftchen vor die Augen.

Er las, hin und wieder in einen Ausruf der Überraschung ausbrechend, oder den Kopf schüttelnd: „‚Ich will diese armen Verkommenen einem höheren, sittlichen und geistlichen Ideale zuführen.' — Redensarten! Höhere sittliche und geistliche Ideale in Breitendorf? Ich habe dreißig Jahre in Breitendorf zugebracht. Ich kenne das." Kantor Wenzel lachte ingrimmig in sich hinein und saß eine Weile nachdenklich da.

„Er ist Idealist," fuhr er fort. „Über den Unterricht hat er auch solche unpraktisch verrückten Ideen. Ich soll die Kinder mehr in den Geist des Christentums einführen, mit dem bisherigen Schematismus im Katechismusunterricht muß gebrochen werden. Das Auswendiglernen soll ersetzt werden durch Verstehen und Fühlen — und

was dergleichen schöne Worte mehr sind. — Wir wollen uns mal nach einem Jahre wiedersprechen, — wollen mal hören, was die Schulkommission dazu sagen wird, zu derartigen Mätzchen. Er wird gehörig mit dem Kopfe an die Wand rennen, dann wird sich sein Eifer schon etwas abkühlen." —

Wenzel schob die Brille zurecht und las weiter; plötzlich lachte er laut auf: „Nein, das ist kostbar!" Er lachte so übermäßig, daß ihm die Brille auf die äußerste Spitze der großen Nase rutschte.

„Was hast du denn?"

„Hier, was er über dich schreibt: Pastorin Menke macht den besten Eindruck. Rührend in ihrer Witwentrauer und echtem Schmerz um den Verstorbenen, und so weiter. — Das ist ja kostbar!" Und er fuhr in seinem ausgelassenen Gelächter fort.

„Halt's Maul!" rief sie ihm ärgerlich zu.

„Du, Julie — das ist zu kostbar!" und er platzte von neuem los.

„Warte nur übrigens, du! Über dich steht auch was drin, aber nicht gerade was Gutes." Damit nahm sie ihm das Heft aus der Hand und begann nachzublättern.

„Wo denn — wo steht was über mich?"

Sie hatte inzwischen die betreffende Stelle gefunden.

„Kantor Wenzel. — Wenzel kommt mir vor, wie ein Baum, der anstatt ein edler Stamm zu werden, ein Gestrüpp geworden ist. Ewig schade um so viel vergeudete Anlagen! Mir ahnt, daß die Verhältnisse viel an dem Manne verschuldet haben, am Ende ließe sich auch aus solchem Holze noch ein Werkzeug schnitzen, wenn auch kein Balken." —

Der Kantor war während des Lesens erbleicht, die Blätter zitterten in seinen Händen. Jetzt war es an der Pastorin, zu lachen. Er saß da, unruhig und verlegen; eine wunde Stelle schien berührt zu sein bei ihm.

„He, was sagst du nun — he?"

„Kommt noch mehr über mich?" fragte Wenzel und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Über Doktor Haußner schreibt er noch allerhand. Du — übrigens den hat er besucht, denke mal! Er ist bei ihm gewesen; ich glaube, er hat's auf die Tochter abgesehen. Was meinst du?" fragte sie mit lauernder Miene.

Wenzel hörte nicht auf ihre Reden; er las die Stelle noch einmal durch, die von ihm handelte. Er wurde abwechselnd bleich und rot, und der feuchte Schimmer seiner Augen verstärkte sich. In nervöser Hast durchblätterte er das Manuskript, sein Auge blieb auf der bewußten Stelle haften.

„Na, nun gieb's aber endlich mal her!" meinte die Witwe ungeduldig. „Er kommt uns womöglich noch über den Hals." — Und nach dem Chronometer blickend: „Es ist schon ein Uhr."

Sie legte das Heftchen in die Mappe, und diese auf ihren alten Platz zurück.

Es war die höchste Zeit; gleich darauf ging die Gartenthür.

„Schnell 'runter ins Haus, Wenzel! Er kommt."

Der Kantor stolperte die Treppe hinab. Im Hausflur stehend, empfing er den Geistlichen, der gleich darauf eintrat.

„Sie haben auf mich gewartet, Kantor; das thut mir

leid," meinte Gerland und bat ihn, ins Expeditionszimmer zu treten.

Das eigentümliche Wesen des Lehrers fiel Gerland auf. Wenzels Hände zitterten. „Fehlt Ihnen etwas, Lieber?" fragte er teilnehmend.

Wenzel verneinte und brachte die Angelegenheit, in der er gekommen war, zur Sprache.

VII.

Eines Mittags, Gerland saß noch bei Tisch mit Pastorin Menke, wurde ihm durch die Aufwartung ein Knabe gemeldet, der mit ihm sprechen wolle. Der Geistliche ließ den Jungen der Kürze halber sogleich ins Eßzimmer rufen. Er erkannte in dem halbwüchsigen, schlechtgenährten Bürschchen eines von den zahlreichen Enkelkindern der alten Märzliebs-Hanne. Der Junge blieb mit verschüchterter Miene an der Thür stehen, die Mütze in der Hand drehend, auf seine bestaubten Zehen blickend.

Gerland stand vom Tische auf und trat zu ihm: „Was hast du mir auszurichten, mein Junge?"

„De Großemutter läßt och schiene bitten, und Se mechten ack schnell kimma, 's Christel wire su sihre geringe."

„Wie, der kleinen Christel geht es schlecht? Ich werde sofort kommen. — Frau Pastorin, geben Sie dem Jungen einstweilen etwas zu essen, hier gleich vom Tische." Damit eilte Gerland auf sein Zimmer, um sich für den Gang zurechtzumachen.

„Ich habe den Bengel in den Hausflur hinausgeschickt," sagte die Pastorin, als Gerland in das Eßzimmer zurückkehrte. —

„Warum das?" —

„Er war mir hier zu schmutzig; draußen steht er und schlingt."

Gerland verdroß ihre Art, verächtlich von der Armut zu sprechen. Gern hätte er das Kind wieder ins Zimmer geholt, schon um ihr eine Lektion zu erteilen; aber heute war dazu keine Zeit.

Er faßte den Knaben, der seinen Teller inzwischen blank ausgelöffelt hatte, an der Hand und verließ mit ihm das Pfarrhaus. Heute wählte der Geistliche den kürzeren Weg durch die Felder, die Straße, welche an Doktor Haußners Grundstück vorbeiführte, vermeidend.

Eine große Anzahl Leute waren in der Ernte; an vielen Stellen erhoben sich schon die Kornpuppen.

Die alte Märzliebs-Hanne hatte ihn vom Hause aus bemerkt und war ihm entgegengegangen. Sie weinte. „'s gieht uf's latzte, Herr Paster," meinte sie unter Schluchzen; „'s gieht uf's latzte mit unsen kleenen Madel."

Gerland redete der Alten zu und verwies sie auf Gottes Güte und Allmacht.

„Ich weeß, Herr Paster, ich weeß. Ich hobe ju och su gebatet, aber's hilft nischt, se hoat's Fieber zu sihre. Ne, ne, das überlab'ch ne, wenn mer der lieba Gutt, und er nimmt mer das Madel!"

Sie waren in die Holzstube getreten; das Zimmer schien auf den ersten Blick leer zu sein. „De andern sein alle im Kurne, mir hoan a Scheffel a zwee gepacht."

In einem Korbe, der mit zwei Stricken an dem Hauptträger befestigt war, lag ein kleines Kind, einen Zulp im Munde.

Als Gerland zufällig einen Blick nach dem Ofen warf, erblickte er dort ein paar häßliche Füße aus der Hölle herausgucken. Als er näher zusah, erkannte er den Hausvater, der wohl sein Schläfchen hielt.

Der Alten war es offenbar nicht lieb, daß er diese Entdeckung gemacht hatte. „Kommen Se ack hier nei." Damit wies sie nach der Kammer. „Ibrigens Haußnern sene Gertrud is och do."

Der Geistliche erschrak; aber es war doch mehr freudige Überraschung.

Er fand die Tochter des Arztes neben dem Bette sitzend; sie erhob sich zum Gruße, als er eintrat, dann senkte sie den Blick sofort wieder.

Gerland erkannte, daß der Fall ernst sei; das Gesicht der Kranken war hochrot und gedunsen, die Lippen bläulich und vertrocknet. Sie verdrehte die Augen, deren Pupillen häufig ganz im Kopfe verschwanden. Unter dem leichten Tuche, mit dem er zugedeckt, wurde der Körper in krampfartigen Schauern hin und her geworfen. Gertrud Haußner hielt die Hände der Kranken mit sanfter Gewalt auf die Bettdecke gedrückt.

„Keen Bette will se nich uf sich leden," erklärte die Alte. „Mir hoan se urndlich feste halen missa und geschriechen hoat se vurden, daß de Nubern zusammdeliefen."

Gertrud hatte den Hut abgelegt; Gerland sah zum ersten Male ihren schön geformten Kopf und den schlichten, blonden Scheitel.

Er wagte es, sie anzureden — unter Herzklopfen.

Eine Frage, den Zustand der Patientin betreffend, stellte er. Sie antwortete mit leiser Stimme.

Die Kranke verzog jetzt den Mund schmerzlich, und stieß winselnde Töne aus, die in einem hilflosen Röcheln endeten.

„Gutt, ach, lieber Gutt in deinen Himmel huben," betete die Alte, das verwitterte Gesicht ganz von Thränen überströmt, „nee laß mer ack dos Madel, nimm ack mich lieber zu dir, ich bi alt und nischt meh nütze uf der Walt, aber das junga Laben — lieber Gutt!" — Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Laßt uns beten!" sagte Gerland.

Er kniete an dem Bette nieder, faltete die Hände, richtete den Blick aufwärts und sprach ein kurzes, inbrünstiges Gebet, wie es ihm der Augenblick eingab.

Als er aufstand, bemerkte er, daß auch Gertrud die Hände gefaltet hatte; er sah, daß ihre Augen groß waren und glänzten. Sie blickte weg, als sie seinem Blicke begegnete und machte sich wieder an der Kranken zu schaffen.

Gerland fragte die Alte, was eigentlich die Verschlimmerung im Zustande des Kindes herbeigeführt habe.

Schon immer habe die Kranke gebettelt, erfuhr er, man möchte ihr doch einmal ihre Lieblingsspeise zubereiten: ‚Quargkleesa mit Speck'. Bisher hatte es immer an Mitteln gefehlt, um dem Kinde den Wunsch zu erfüllen, endlich war soviel Geld im Hause gewesen, um sich einen allgemeinen Festtag zu gönnen. Zu einer Art Feier war dieses Mahl geworden; die Branntweinflasche hatte nicht gefehlt. Die besten Bissen wurden der Rekonvalescentin vorgelegt, und sie hatte mit Heißhunger gegessen. Mit

Vergnügen hatten sie alle zugesehen, wie es dem Christel schmeckte. Soviele gute und seltene Sachen: Quark, Zucker, Gewürz, Speck, meinten diese Thoren, müßten die Genesende vollends herstellen; sie ahnten nicht, was sie angerichtet in ihrer beschränkten Gutmütigkeit. Und als das Kind vor ihnen lag, vom Fieber geschüttelt, ächzend und in Schmerzen sich windend, standen sie ratlos da und begriffen nicht, was geschehen sei.

Der Vater des sterbenden Kindes hatte sich bei Gelegenheit dieses Festes einen Rausch angetrunken, von dem er noch nicht wieder erwacht war. —

Der Geistliche fühlte sich um eine Illusion ärmer. Das Verhältnis, in dem er zu dem kranken Kinde gestanden, hatte er von Anfang an als etwas Besonderes betrachtet, er war geneigt gewesen, seinem Gebete bedeutenden Einfluß auf die Genesung der Kranken zuzuschreiben; eine überirdische Macht schien ihre Hand im Spiele gehabt zu haben. Die Lösung, vor der er jetzt stand, war beredt. Die Trivialität dieses Abschlusses vor allem verletzte ihn.

Daß das Kind im Sterben liege, war kaum noch zweifelhaft.

Er äußerte, daß es gut sein möchte, die übrige Familie, vor allem die Eltern des Kindes, herbeizurufen. Alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß es sich hier nur noch um Viertelstunden handeln könne.

Die alte Hanne rief ihren Enkel, denselben, der Gerland heraufgeleitet hatte, herbei und gab ihm den Auftrag, die übrigen Familienmitglieder zu holen.

Im Nebenzimmer fing jetzt der Säugling an, gottserbärmlich zu schreien; mit seinem Gummilutsch alleinge-

lassen, mochte ihm die Zeit lang geworden sein. Die Alte lief sofort hinüber. Der Geistliche und Gertrud hörten, wie sie das Kind beruhigte. Als ihr dies gelungen war, schien sie Versuche zu machen, den Sohn aus seinem Rausche aufzuwecken.

Die Sterbende, welche für einige Minuten wie bewußtlos dagelegen hatte, bekam jetzt einen erneuten Anfall; die Augen erweiterten sich, der Augapfel trat aus seiner Höhle, sie krampfte die Bettdecke in ihren Händen zusammen und zog die Beine zum Oberkörper empor, biß die Zähne aufeinander, hin und wieder heisere Schmerzensschreie ausstoßend.

Dazwischen vernahm man das ärgerliche Keifen der Alten im Nebenzimmer und die unzufriedenen, grunzenden Töne des Betrunkenen, der sich nicht in seiner Ruhe stören lassen wollte.

Die Tochter des Arztes verlor ihre Ruhe nicht. Immer wieder zog sie der Kranken die Decke empor, welche die Fiebernde nicht mehr auf sich dulden wollte, stützte ihr den Kopf und strich das zerzauste Haar zurecht; mit jenem Instinkte der Frauen für das Wohlanständige, der sie selbst in außergewöhnlichster Lage nicht verläßt.

Gerland folgte voll wachsender Bewunderung jeder ihrer weichen, abgerundeten Bewegungen.

Die Kranke bäumte sich eben wieder hoch im Bette auf und wäre unfehlbar hinausgestürzt, wenn nicht Gertrud und der Geistliche sie mit vereinten Kräften gehalten hätten.

„Kann man denn gar nichts thun?“ rief Gerland entsetzt.

„Ich werde meinen Vater holen," sagte Gertrud in plötzlichem Entschlusse; sie setzte ihren Hut auf und erklärte der alten Hanne, die eben wieder eintrat, ihre Absicht.

„Ju ju — rufen se ack dan Vater, Gertrud — sein Se so gutt, vielleicht kimmt ar und ar bredt nuch woas mit dan Madel." —

Gertrud verließ das Haus.

Gerland bemerkte auf einmal, daß in der Kammer eine Schwüle herrschte, die er nicht länger ertragen zu können glaubte. Er trat vor die vordere Thür und blickte dem davoneilenden Mädchen nach, bis sie seinen Augen verschwand. Seine Gedanken folgten ihr noch weiter.

Nein, diese schlichten, kindlichen Züge konnten nicht heucheln; sie war das, was sie schien: liebevoll und gut. Und noch eine andere Überzeugung hegte er, daß sie unschuldig sei und unverdorben — rein wie ein Bergquell.

Und doch blieb sie ihm ein Rätsel.

Sie war nun einmal Doktor Haußners Tochter. Wie einen körperlichen Schmerz empfand der Geistliche diese Thatsache, als er an das liebliche, sympathische Geschöpf dachte, das eben von hier gegangen.

Immer wieder mußte er an den rätselhaften Ausdruck ihres Gesichtes zurückdenken, wie er es für einen Augenblick gesehen, als er sich vom Beten erhob. Es hatte noch mehr als Innigkeit in ihrem Blicke gelegen. Vielleicht legte er zuviel in diesen Ausdruck, sah etwas, das nicht vorhanden war — aber vergessen konnte er's nicht: die gefalteten Hände, die frommen, innigen Augen.

Dann erwog er, wie er dem Arzte, nach dem, was sich ereignet, gegenübertreten solle. Zurückhaltung schien das Gebotene. Doktor Haußner sollte keinen zweiten Triumph feiern; die Demütigung von neulich schmerzte noch. —

Er wurde durch die Angehörigen des kranken Kindes, die jetzt herbei kamen, aus seinem Sinnen gerissen; allen voran lief die Mutter, in bloßen Armen, ein Tuch über dem Haar.

Es war die höchste Zeit, daß sie kamen. Gerland bemerkte die außerordentliche Veränderung, die während der letzten halben Stunde mit dem Kinde vor sich gegangen. Das Gesicht schien verlängert, zeigte jetzt eine aschfahle Färbung, die Augen hatten den fieberischen Glanz verloren, der Körper lag ruhig — wie erstarrt.

Die Mutter rief das Kind mit ihrer rauhen Stimme bei Namen, faßte die Sterbende an der Schulter und rüttelte sie. Das Mädchen wandte den Kopf und starrte die Frau an; kein Zeichen in dem fahlen Gesichte deutete darauf, daß sie die Mutter wiedererkenne.

Nun kamen auch die Geschwister herbei, das älteste Mädchen mit einem ihrer Kinder auf dem Arme, die Kleineren mit verdutzten, unverständigen Mienen. Ein großes Weinen begann, als sie den Zustand der Schwester zu begreifen anfingen.

Auch der Vater, der seinen Rausch nun endlich ausgeschlafen, steckte den Kopf um die Ecke, dann wagte er sich, nur mit Hemd und Hose bekleidet, näher heran. Anfangs schien er nicht recht zu wissen, um was es sich handle, stimmte aber bald in das allgemeine Lamento ein.

Die Mutter des Kindes wahrte noch am meisten die Fassung. Sie äußerte zu Gerland über den Fall philosophierend: „Und doas kimmt nu alls vu dan Bissel Assen. Mer denkt, mer tut dan Kinde woas Gutts oan, und mer ließen se assen, weil's er su sihre schmacken dhat, doderweilen frißt se sich an Tud oan Hals. — Nee, aber och suwas — wer denkt denne gleich suwas." — Und sich zu ihrem Manne wendend, der jetzt in haltlosem Schmerze über der Sterbenden lag und sie jammernd liebkoste: „Moan, laß ack dos Kind in Ruha, laß se ack. Mit dar wird nischt mih, das sah'ch nu schun. Laß se ack in Frieden gihn."

„Mei Christel — nee, du gutts, kleens Dingla," heulte der Vater, „gih ack ne vun uns, mir hoan dich ju alle su lieb!"

Die alte Hanne war an den Geistlichen herangetreten, ihr weißes Haupt zitterte; sie faßte seine Hände und meinte: „Wulln Se nich a Gebat für se sprecha, zum Heilande."

Gerland entsprach ihrem Wunsche; nachdem er sich Ruhe verschafft, sprach er das „Jesus meine Zuversicht". Er fügte dem Liede ein paar kurze Worte hinzu und schloß mit dem Vaterunser, in das er die Anwesenden einzufallen aufforderte.

Mit bebenden Lippen sprachen sie ihm das Gebet des Herrn nach; zerknirscht, als elende Schächer standen sie da. Sie fühlten die Schwingen des Todesengels über dem Haupte. Hier, wo der Gedanke an die eigne Hinfälligkeit so unabweisbar vor sie hintrat, wo das Grauen vor der ewigen Nacht, in die auch sie einmal hinabgestoßen werden sollten,

sie überwältigte, in diesem Augenblicke waren sie wirklich fromm, da beugten sie die Kniee. Die sonst so leichtsinnigen, gleichgiltigen, stumpfen Geister waren im innersten ergriffen und zerknirscht, bereit zu glauben und zu thun, was immer für ihr Seelenheil ersprießlich schien.

Es war nicht das erste Mal, daß Gerland diese Erscheinung an Sterbelagern beobachtete. —

Die lautlose Stille, die nach dem gemeinsam gesprochenen Gebete eingetreten, wurde durch Schritte im Gange und ein kräftiges Pochen an der Thür des vordern Zimmers unterbrochen. Gerland wußte, wer draußen stehe.

Doktor Haußner trat in die Holzstube, gefolgt von Gertrud. Mit seinen grauen Stahlaugen, die etwas von der Sonde an sich hatten, musterte er die Anwesenden; ein rascher Seitenblick streifte auch den Geistlichen. Gerland wartete, ob der Arzt ihn grüßen werde. Da er nichts dergleichen wahrnahm, blieb auch sein Rücken steif.

Gertrud hatte inzwischen den Vater zu der Kranken geführt. Das Kind lag da, den Hinterkopf in die Kissen gebohrt, mit erhobenem Kinn, zusammengebissenen Zähnen, die Augen starr nach aufwärts gerichtet.

Haußner musterte die Erscheinung, er sagte kein Wort. Eine ihrer Hände ergriff er am Gelenk mit prüfender Miene; er hob die Hand wie einen Gegenstand und ließ sie los — sie fiel schwer auf die Decke zurück.

„Hm," — meinte er dann, sich zu seiner Tochter wendend, „ich bin umsonst gekommen, mein Kind."

Die Familienmitglieder drängten sich heran; einzelne hatten noch nicht begriffen, was geschehen. Die alte Großmutter fragte, ob der Arzt nicht was verschreiben wolle.

„Hier hilft keine Arznei mehr," meinte Haußner trocken, „das Kind ist tot." —

Schrecken und Schmerz äußerten sich sehr verschieden bei den Einzelnen. Gerland hatte nur Augen für eine: Gertrud.

Er sah eine sanfte Röte ihr weißes Gesicht überziehen und ihre großen Augen sich mit Thränen füllen; kein Zeichen von Angst oder Entsetzen trübte die kindlichen Züge. Ihr Kinn erzitterte, und ein paar Thränen liefen über die Wangen; das war alles, dann hatte sie auch schon ihr Gleichgewicht wiedergefunden.

Gerland sah sie zu der alten Hanne treten, die wie vom Schlage gerührt, starr, mit leeren Augen an der Leiche stand.

Die andern liefen kopflos umher, jammerten und schwatzten sinnlos durcheinander, stellten Fragen an den Arzt und den Geistlichen, ohne Antwort abzuwarten.

Haußner machte eine kurze, ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe; er schien unzufrieden, daß er zwecklos gerufen worden war. Er gab seiner Tochter ein Zeichen, daß er zu gehen wünsche. Gertrud verließ sofort die alte Frau und kam zu ihm — ein gehorsames Kind.

Als würde etwas Teures unwiederbringlich von ihm gerissen, war es dem Geistlichen, als er sie mit dem Vater von dannen gehen sah.

VIII.

In der Kreisstadt war Missionsfest angesagt, Gerland hatte eine Aufforderung dazu erhalten. Ihm war die Gelegenheit willkommen, die Amtsbrüder der Umgegend kennen zu lernen, dann wollte er auch dem Superintendenten der Diözese seine Aufwartung machen.

Er nahm für zwei Tage Abschied von Breitendorf und fuhr nach der Stadt.

Superintendent Großer war derselbe, wie ihn Gerland bereits von seiner Einweisung her kannte. Dem jungen Geistlichen war es bekannt, daß er sich gern sprechen höre und so ließ er denn mit Vorbedacht dem Redefluß seines Oberen freien Lauf.

Während Gerland mit scheinbarer Andacht den Worten des Superintendenten lauschte, wurde diesem ein anderer Geistlicher gemeldet: Pfarrer Polani.

Das Alter des Neueintretenden war schwer zu bestimmen; er mochte ein angehender Vierziger sein. Sein Gesicht war glatt rasiert, das dunkle, seidenartig glänzende

Haar lang und gut gepflegt. Pfarrer Polani schien Wert auf äußere Erscheinung zu legen; seine Halsbinde zeigte die Weiße des frischgefallenen Schnees, der lange, schwarze Rock war durchaus pastoral und entbehrte dabei nicht eines gewissen Chics.

Gerland, der jeden Amtsbruder mit besonders kritischen Augen betrachtete, entgingen solche Äußerlichkeiten keinesfalls. Er mußte sich sagen, daß Polani mit seiner schlanken Figur und dem scharfgeschnittenen, intelligenten Gesichte eine äußerst ansprechende Persönlichkeit sei.

Polani blieb nur wenige Minuten. Er entschuldigte die Kürze seines Besuches damit, daß er beim Landrat zu Mittag speise. Es schien, als lasse er diese Bemerkung nicht absichtslos fallen. Nachdem er sich vom Superintendenten verabschiedet, kam er auf Gerland zu, reichte ihm die Hand und meinte: „Wir werden uns hoffentlich ein andermal näher kennen lernen, Herr Amtsbruder.“ Darauf trug er seinen schwarzen Rock und den glänzenden Cylinder mit vielem Anstand zur Thür hinaus.

Das Gespräch wandte sich sofort auf den Gegangenen. Gerland erfuhr, daß Polani in einem Badeort der Nähe Pfarrer sei. Der Superintendent meinte, daß er eine besonders schwierige Stelle inne habe, weil die überwiegende Mehrheit der dortigen Bevölkerung katholisch sei. „Polani ist ein Diplomat, und darum besonders geeignet für diesen Außenposten, in partibus infidelium,“ sagte der Superintendent; und Gerland that seinem Oberen den Gefallen, über die Bemerkung zu lächeln.

Superintendent Großer ließ sich noch weiter über Polani aus. Nach ihm war jener einer der tüchtigsten

und brauchbarsten Geistlichen der Provinz. Er sei ein hervorragender Kanzelredner, ein äußerst gelehrter und belesener Mann, dabei ein liebenswürdiger Gesellschafter, und auch bei den weltlichen Behörden ausgezeichnet angeschrieben.

Noch andere Einzelheiten erfuhr Gerland über diesen interessanten Pfarrer. Polani besaß eine schöne und wohlhabende Frau und hielt sich Equipage.

Als sich Gerland nach einer halben Stunde von dem Superintendenten verabschiedet hatte, klang ihm Polanis Leumund noch in den Ohren nach. Er nahm sich vor, den Mann, wenn irgend möglich, näher kennen zu lernen. —

Gerland war in dem größten Gasthofe abgestiegen, der dem Rathause gegenüber am Ringe lag. Die Stadt war überfüllt von Leuten, die dem Feste beiwohnen wollten.

An der Wirtstafel hatte man für die zahlreich erschienene Geistlichkeit besonders gedeckt.

Gerland saß als der Letzte einer langen Reihe von Schwarzröcken; neben ihm waren noch eine Anzahl Stühle frei. Einige Geistliche erschienen erst, als man bereits beim Braten angelangt war. Ein hochbetagter Mann wurde Gerlands Nachbar. Von Anfang an bestach ihn der Neugekommene durch seine würdige Erscheinung; milchweißes Bart- und Haupthaar umrahmten ein mildes Patriarchengesicht. Die Figur schien vom Alter nur wenig gebeugt. Der Alte war eine von den seltenen Erscheinungen, auf welche die Jahre mehr einen verschönenden als zerstörenden Einfluß ausüben.

Gerland entdeckte zu seiner Freude sehr bald, daß

persönliche Liebenswürdigkeit bei dem Greise Hand in Hand gehe mit einnehmender Erscheinung. Es entwickelte sich ein Gespräch zwischen ihnen.

Der Alte war Landgeistlicher, er nannte den Namen seiner Parochie. Vorm Jahre habe er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, berichtete der Greis. Wie's schien, hegte er aber keineswegs die Absicht, sich emeritieren zu lassen; seine Gemeinde müsse ihm Weib und Kind und alles ersetzen, da er Witwer sei und Gott ihm keine Kinder beschert habe.

Man berührte im Laufe des Gespräches die verschiedensten Gebiete. Der alte Mann hatte durchaus nichts Geistreiches an sich, seine Ansichten trugen den Stempel des Altmodischen, bei einer Gelegenheit gestand er seine Unbekanntschaft mit einer allgemein bekannten theologischen Frage offen ein. Aber die Herzlichkeit und schlichte Ehrlichkeit, die aus jedem Worte dieses Mannes sprach, ersetzte reichlich, was ihm an Kenntnissen und Geisteskultur abgehen mochte. „Ich habe fünfzig Jahre unter Bauern gelebt," meinte er entschuldigend, „und um mir Bücher anzuschaffen, dazu reichte das Gehalt nicht, und so bin ich etwas ins Hintertreffen geraten." Schon vorher hatte er angedeutet, daß er eine sehr kleine Stelle innehabe. „Solche Gelegenheit, wie heute, wo man viele gelehrte Leute trifft und stets etwas Neues hört, benutze ich daher um so lieber, meine Kenntnisse aufzufrischen."

Er sprach mit großem Respekt von der Gelehrsamkeit, welche die jungen Leute sich jetzt auf den Universitäten aneigneten; und Gerland hörte es nicht ungern, daß der Alte auch ihn zu diesen jungen, gescheiten Leuten rechnete.

Es lag etwas Kindliches in seiner naiven Bewunderung für das Wissen, das er selbst nicht besaß.

Was aber Gerland am meisten an dem greisen Amtsbruder bewunderte, war die echte und tiefe Begeisterung, die er für seinen Beruf empfand. Glauben und Pflicht schienen sich bei ihm in schönster Weise zu decken. Er hatte kein Kompromiß zwischen Überzeugung und Lebensklugheit nötig. Und dieser Mann war grau im Dienste der Kirche geworden. Eine solche Erscheinung hatte etwas ungemein Tröstliches. Während Gerland auf dieses ehrwürdige Haupt, auf die gutmütigen, kindlichen Züge blickte, fühlte er die Hoffnung in sich wachsen, daß auch er noch in dem erwählten Stande Befriedigung finden möchte.

Gerland hielt bei dem Alten aus, als dieser seine Mahlzeit längst beendet und die anderen sich zum großen Teile entfernt hatten.

Sie waren schließlich auf Land und Leute zu sprechen gekommen; der Alte konnte dem Jüngeren manche interessanten Aufschlüsse geben. Auch von Gerlands Vorgänger, dem Pastor Menke, wußte er zu erzählen.

Sein Urteil schien Gerland besonders gewichtig, weil er durchaus parteilos war. Die Runzeln in diesem milden Greisenangesicht waren gewiß nicht durch Neid und Haß dort eingegraben worden.

Gerland stutzte, als der Amtsbruder gelegentlich erklärte, Pastor Menke habe durch Intoleranz viel Unheil gestiftet. Das klang besonders bedeutungsvoll aus diesem Munde. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Amtsbruder zu fragen, ob ihm ein gewisser Doktor Haußner bekannt sei, der in Eichwald wohne.

Das freundliche Gesicht des Alten nahm bei Gerlands Frage einen ernsten Ausdruck an.

„Ob ich Haußner kenne? — Seine Frau war meine Nichte." —

Gerland war aufs höchste überrascht. Also hatte er die ganze Zeit über ahnungslos mit Pastor Valentin gesprochen, dessen Namen er mehr als einmal in Verbindung mit dem Haußners gehört.

„Mit dem Falle Haußner verknüpfen sich für mich sehr traurige Erfahrungen." Gerland hörte den Alten seufzen; er war auf einmal schweigsam und nachdenklich geworden und schien alten Erlebnissen nachzusinnen.

Gerland hätte nur zu gern noch mehr über das angeregte Thema erfahren. Nun war er ja endlich an die richtige Quelle gekommen; hier war jemand, von dem man ein maßgebendes Urteil über Doktor Haußners Vergangenheit erwarten durfte.

Sehr zu Gerlands Verdruß kam jedoch die Zeit heran, wo man an Aufbruch denken mußte; der Festgottesdienst war um zwei Uhr Nachmittags in der evangelischen Hauptkirche des Ortes angesagt. Ein Geistlicher aus der Provinzialhauptstadt hatte die Festpredigt übernommen.

* * *

Als Schauplatz für das Fest war ein Garten außerhalb der Stadt gewählt worden, in welchem für gewöhnlich Vogelschießen und andere profane Festlichkeiten abgehalten wurden. Der Platz lag auf mäßiger Anhöhe, die in früheren Zeiten eine Bastion gewesen sein mochte. Man genoß von

da aus einen guten Blick auf das Städtchen mit seinen verschiedenen Kirchen, von denen sich die evangelische Hauptkirche durch ihren Zwillingsturm auszeichnete, dem altertümlichen Rathause, dem Reste der alten Umwallung, dessen graues Gemäuer hier und da noch zwischen den Häusern zum Vorschein kam, und einem Gewirr von verzweigten Gassen und Gäßchen.

Nach diesem Platze wurde von der Kirche aus in feierlicher Prozession gezogen. Man verfuhr dabei nicht ohne berechnete Ostentation. Der Ort war paritätisch, und man ließ eine solche Gelegenheit nicht gern vorübergehen, ohne den Katholiken zu zeigen, wie stark der evangelische Anhang sei. Der Zug stellte sich in einer engen Seitengasse neben der Hauptkirche auf und bewegte sich dann über den Ring, eine Zeit lang der städtischen Promenade folgend, hinaus nach dem Festplatze.

Die Geistlichkeit marschierte geschlossen an der Spitze, voran der Festredner, der Superintendent und andere Würdenträger.

Vergebens suchte Gerland nach Polanis schlanker Gestalt; der mochte wohl noch beim Landrat sein. Dafür traf sein Auge auf eine andere ihm wohlbekannte Persönlichkeit. Der breite Rücken mit dem fleischigen Halse, in den zusammengebackene Strähnen hellblonden Haares hinabhingen, konnte keinem anderen gehören, als Dornig. Gerland hatte von ihm nichts mehr gesehen und gehört, seit er neulich so plötzlich die Taufhandlung des Färbersbacher Amtsbruders verlassen.

Es war nicht unmöglich, daß Dornig ihm das übelgenommen hatte. Gerland beschloß nichtsdestoweniger, ihn

anzureden. In der That zeigte sich Dornig anfangs äußerst kühl. „Wirklich, bist du auch da — du machst dich ja sonst sehr rar — wirst's wohl hier auch nicht lange aushalten?" —

Gerland achtete nicht auf die versteckten Spitzen. Er wollte den Schatten, der letzthin zwischen ihn und den alten Schulkameraden gefallen war, auf jeden Fall bannen.

Dornig schien auch nicht gewillt, lange zu zürnen. Bald war der vertrauliche Ton zwischen ihnen wieder hergestellt. Der Pfarrer von Färbersbach war froh, einen Neuling in der Gegend gefunden zu haben, dem er die anwesenden Persönlichkeiten erklären konnte.

Man war inzwischen, durch mehr als eine laubumwundene Ehrenpforte schreitend, auf dem Festplatze angekommen. Hier spielte Musik, ein gemeinsamer Choral wurde abgesungen. Auf einem Brettergerüst gegenüber der Rednertribüne hatten sich weltliche und geistliche Honoratioren zusammengefunden.

Gerland erfuhr, daß jene starke Dame in heller Toilette die Landrätin sei, neben ihr saß die Frau des Bürgermeisters; auch der Landadel der Umgegend war vertreten.

Auf eine große, auffällig gekleidete Brünette weisend, fragte Dornig: „Würdest du die dort, mit den roten Mohnblumen, für eine Pastorsfrau halten?"

„Ist das etwa die Frau des Pfarrers Polani?"

„Woher weißt du denn etwas von dem?"

„Ich habe ihn heute früh beim Superintendenten getroffen."

Gerland blickte mit Interesse nach der Frau hin, die ihm als Pastorin Polani bezeichnet worden war. Sie saß

im Gespräche mit zwei niedlichen, im Backfischalter stehenden, jungen Dingern — Komtessen, wie Dornig erklärte.

„Die Polanis werfen sich immer an die Vornehmen heran," flüsterte Dornig voller Gift. „Sie ist eine Fabrikantentochter aus —" er nannte ein durch seine Leinwandindustrie bekanntes Städchen. „Eine pompöse Ausstattung hat sie mitgebracht. Jeden Tag wird bei Polanis Champagner getrunken; das hat sie sich vor der Hochzeit ausgemacht."

Ihre Erscheinung fesselte Gerlands Aufmerksamkeit, er mußte immer und immer wieder nach den großen, lebhaften Augen blicken. Sie trug ein dunkles Kleid, einen schwarzen Strohhut mit roten Blumen darauf. Gerland kam es vor, als sei sie von den anwesenden Damen am gewähltesten gekleidet.

Die Hauptnummer des Programms, das eigentliche Zugstück, bildete die Rede eines Missionars, der, aus Afrika zurückgekehrt, gegenwärtig in einer Herrenhuter Kolonie der Nachbarschaft weilte. In wenigen Wochen wollte er an die Stätte seiner Wirksamkeit zurückkehren. Inzwischen hatte er sich eine Braut erwählt, die ihn als Lebensgefährtin auf dem gefahrvollen Pfade begleiten sollte. Das Mädchen, in ihrem Konfirmationskleide, mit der roten Korallenkette um den Hals, machte den Eindruck eines halben Kindes.

Der Missionar, ein kleiner und wenig schöner Mann, sprach ohne Redebegabung, häufig stockend, oder sich überhastend; aber auf Gerland machten seine Worte Eindruck. Es steckte Leidenschaft in dem Manne — eine heiße, innere Glut für die Sache. Der kleine Mann mit dem sommersprossenbedeckten Gesichte und dem struppigen roten Barte, der seine schwerfälligen Satzgefüge mit ein und derselben

hämmernden Bewegung des rechten Armes begleitete, war kein Phrasenheld, vielmehr ein Mensch, der bereit war, seinen Glauben mit dem Leben zu bekennen. Der Ernst, welcher ihn vom Scheitel bis zu den Füßen erfüllte, gab dieser unbedeutenden Erscheinung eine gewisse Schönheit. So mochte auch seine Braut denken; Gerland bemerkte voll Rührung, wie ihre Blicke bewundernd an diesen abstoßenden Lippen hingen. —

Nach dem Missionar sprach Superintendent Großer, den starken Wein, den jener geboten hatte, durch breite Geschwätzigkeit verwässernd.

Schließlich trat auch Pastor Polani auf die Tribüne. Gerland empfand eine gewisse Bangigkeit — würde dieser Mann sich kleiner zeigen, als er ihn taxiert hatte?

Polani erklärte, er wolle einige Briefe, die er kürzlich von einem Missionar aus Indien erhalten habe, verlesen. „Polani muß natürlich was Besonderes haben," raunte Dornig seinem Nachbar ins Ohr. Nach Vorlesung der Briefe, die von Missionsangelegenheiten handelten, gab der Redner einen gedrängten Überblick über den Kulturzustand unter den Drawidavölkern. Er wußte mancherlei über eigentümliche Gebräuche, Lebensweise, Religion und Litteratur der Bevölkerung des Deckhans zu berichten. Schließlich verlas Polani einen von ihm selbst übersetzten Lobgesang auf den Heiland, den ein zum Christentum bekehrter Tamule verfaßt hatte.

Gewählt wie sein Äußeres, war auch die Sprechweise des Geistlichen. Er erntete reichen Beifall, vor allem von seiten der Damenwelt.

Die Reden nahmen sobald kein Ende. Aber die

Aufnahmefähigkeit des Publikums schien erschöpft, man sprach und lachte durcheinander und schenkte den Vortragenden nur geringe Aufmerksamkeit. Einzelne Gäste fingen an sich zu entfernen.

Dornig holte Gerlands Ansicht ein, wie man den Abend verbringen solle; denn da man einmal in der Stadt sei, müsse man die Gelegenheit auch ausnützen. Gerland war nicht im Zweifel, was er unter dem „die Gelegenheit ausnützen" verstehe. Seine Annahme wurde bestätigt, als er bald darauf den wohlgenährten Amtsbruder in lebhaftem Disput mit einigen jüngeren Geistlichen, über die Güte des Bieres in den verschiedenen Lokalen des Ortes, begriffen fand.

Gerland empfand wenig Lust, in dieser Gesellschaft einen Abend zu verderben. Er erwog im stillen, ob er nicht sogleich den Rückweg nach Breitendorf antreten solle.

Während er sich von der Menge nach dem Ausgange des Festplatzes schieben ließ, berührte ihn plötzlich eine Hand. Zu seinem Erstaunen erkannte er Polani.

„Ich suchte Sie, Herr Pfarrer."

Das Gedränge ersparte dem verdutzten Gerland die Antwort, um die er auch in diesem Augenblicke verlegen gewesen wäre.

Als sich die beiden auf einen ruhigeren Fleck gerettet, meinte Polani: „Zunächst gestatten Sie mir, daß ich Sie meiner Frau vorstelle — Sie ist hier in der Nähe." —

Der rote Sonnenschirm war nicht zu übersehen in der dunklen Menge; sie steuerten auf die Pastorin zu.

„Ich suchte dich!" rief sie, sobald sie des Gatten an-

sichtig wurde. „Wollen wir nicht gehen? Es fängt an langweilig zu werden."

Polani machte sie auf Gerland aufmerksam. Sie reichte ihm sofort die Hand, lächelte entgegenkommend und erklärte, daß sie sich sehr freue. Gerland empfand die Notwendigkeit, irgend etwas zu sagen.

Er begann von dem, was ihr voraussichtlich am meisten gefallen mußte: von dem eben erlebten Erfolge des Gatten.

Sie gab sofort zu verstehen, daß auch sie sich lebhaft für die Drawidavölker interessiere, kramte allerhand Kenntnisse auf diesem Gebiete aus. Im großen und ganzen wiederholte sie das, was ihr Mann über das Thema gesagt hatte, hier und da ein wenig ausschmückend und nach Frauenart Ungenauigkeiten begehend.

So schritt man langsam in der vorwärts drängenden Menge der Stadt zu.

Gerland durchströmte ein sanftes Wohlbehagen; er hatte so lange alle feinere Geselligkeit entbehrt. Die Unterhaltung mit ihr war bequem, man brauchte sich nicht besonders anzustrengen, sie besaß Phantasie und verlangte keine Gründlichkeit. Und so floß das Gespräch leicht und gefällig, wie ein angenehm plätscherndes Wasser dahin, nicht so tief, daß man den Grund nicht hätte erkennen können — und dazu die lebhaften Augen der Frau Pastorin, die auf manches an sich ganz unbedeutende Wort ein Schlaglicht setzten.

Polani ging hinter den beiden her, im Gespräche mit zwei Herren, die Gerland nicht kannte.

Man war auf das schlechte Pflaster des Städtchens gekommen.

Da die Drawidavölker nunmehr durchgesprochen waren, traf sich's günstig, daß die Hauptkirche mit ihrem gotischen Portale soeben ins Gesichtsfeld kam. Nun fand Gerland Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen. Er sprach über die Gotik im allgemeinen und über ihre Abart in dieser Gegend im besondern; und sie hatte die Liebenswürdigkeit, auch hierfür Interesse vorzugeben.

Polani war inzwischen frei geworden und kam zu den beiden. Es stellte sich heraus, daß man in demselben Gasthofe abgestiegen war.

„Was unternehmen Sie heute abend?" fragte Polani.

„Ich wollte eigentlich noch nach Breitendorf zurück, wenn's geht."

„Und wenn es nicht geht?"

„Dann bleibe ich hier über Nacht und gehe morgen früh bei Zeiten hinaus."

„Ein tüchtiger Marsch."

„Ich bin ein guter Fußgänger."

Die Pastorin mußte ihrem Gatten ein geheimes Zeichen gegeben haben; nach kurzer Pause meinte er: „Wissen Sie was, lieber Pastor! Kommen Sie mit zu uns nach Annenbad, in meinem Wagen ist Platz für dreie. Wir fahren noch heut abend; dann haben wir morgen einen reizenden Tag zusammen, und ich lasse Sie nach Breitendorf zurückfahren, wann Sie wollen."

Gerland machte allerhand Ausflüchte; er könne das nicht annehmen, meinte er.

„Was wollen Sie denn heute abend hier anfangen?" fragte Polani. „Zu Biere gehen mit den andern in den

Ratskeller? — Sie sehen mir nicht danach aus, als sei das Ihr Geschmack."

Gerland fühlte sich geschmeichelt; er schwankte bereits. Und nun fiel auch noch die Pastorin ein: „Bei uns ist es gar nicht übel. — Sie werden mal sehn! Zum mindesten werden wir eine reizende Fahrt haben, heut abend."

Gerland stand schon ganz und gar unter dem Banne ihrer dunklen Augen; er willigte ein.

Während er seine Handtasche packte, gereute es ihn beinahe, so schnell zugesagt zu haben. Bedenken überkamen ihn. Was er that, war zum mindesten unvernünftig.

Aber warum sollte man denn nicht einmal unvernünftig sein — einmal nur, für einen Tag; und dann beseelte ihn auch Neugier. Daß er da auf ein Paar nicht ganz alltäglicher Vögel gestoßen sei, wußte er jetzt schon.

Es war ihm sehr lieb, daß er seine besten Kleider auf sich hatte; die Pastorin machte den Eindruck, als wisse sie den guten Sitz eines Rockes zu würdigen.

Als er herunterkam, stand die offene Halbchaise des Geistlichen bereits vor der Thür, zwei stattliche Braune vorgespannt, ein Kutscher in anspruchslos dunkler Livree auf dem Bocke.

Während Polani und Gerland vor dem Gasthofe standen, auf die Pastorin wartend, kam ein alter Mann auf sie zu, in dem Gerland, erst als er den Hut grüßend abnahm, Pfarrer Valentin wiedererkannte. Es fiel ihm selbst auf, wie schnell er den Alten über der neuen Bekanntschaft vergessen hatte.

Pastor Valentin blieb bei den beiden Amtsbrüdern

stehen. Er sprach seine lebhafte Freude über das aus, was er im Laufe des Nachmittags gehört hatte. Sein gutes altes Gesicht leuchtete von ehrlicher Bewunderung, als er auf die außerordentliche Gelehrsamkeit zu sprechen kam, die Polani in seinem Vortrage entwickelt habe. Er meinte, daran werde er nun wieder für Wochen zehren. Dann bat er Gerland, ihn doch ja einmal in Göhdaberg aufzusuchen. Gerland versprach, der Einladung Folge zu leisten.

Inzwischen war die Pastorin heruntergekommen, sie bat um Entschuldigung, daß sie solange habe warten lassen, und stieg ein. Gerland mußte sich auf Wunsch des Ehepaares neben die Frau Pastorin in den Vordersitz setzen. Polani nahm ihnen gegenüber auf einem niedrigen Sitze Platz. So ging es rasselnd über das holperige Pflaster des Ringes, zur Stadt hinaus.

*. * *

Die Fahrt versprach schön zu werden. Die drückende Hitze des Tages wich eben einem klaren, windfrischen Abende. Nicht eine Wolke war zu entdecken, der Wagen flog angenehm federnd auf der Landstraße dahin, die Pastorin in einem vom Luftzuge leicht geschwellten Staubmantel lehnte bequem in die Kissen zurück, den Schirm über sich, von roten Strahlen umflutet. Die Gegenwart der schönen Frau erfüllte den jungen Mann mit einem wohligen Gefühle von Behagen.

Man fuhr an einzelnen Villen, die aus der Stadt herausgebaut waren, an Gärten und Fabriken vorüber. Die

dreie waren in der Laune, alles schön und bemerkenswert zu finden. Man besprach, was sich zeigte, lernte einander dabei kennen, ohne sich auszuforschen.

Die Landstraße lief in einem breiten Thale hin, dem Laufe eines Flüßchens entgegen, das sich weidenbesäumt durch flache Wiesen schlängelte. Durch Dörfer gings, mit manchem schönen Herrensitze, der stolz über Bauerngehöfte und Gärtnerwohnungen emporragte.

Baumgruppen und Häuser schwammen in der Ferne bereits ineinander, über den Wiesen schwebte ein leichter Dunst; der Himmel erschien heller als zuvor und leuchtete am Horizonte in gelbweißer Färbung.

Die Pastorin hatte ihren Schirm vor einer ganzen Weile herabgespannt und hüllte sich enger in ihren Staubmantel. Die beiden Männer zogen die Überzieher an; vom Wasser her kam ein kühler Zug.

Plötzlich wendete sie sich wieder an Gerland: „Mein Mann erzählte mir schon heute früh von Ihnen, als er Sie beim Superintendenten kennen gelernt hatte." — Sie stockte, legte ihrem Gatten die Hand aufs Knie und fragte: „Arthur, darf ich?" —

„Erzähle nur, wenn du willst. Ich habe ja, soviel ich mich entsinne, nichts Ungünstiges über Pfarrer Gerland geäußert."

„Mein Mann erzählte mir, er habe soeben einen Amtsbruder kennen gelernt, dessen Erscheinung und Wesen — so sagtest du, glaube ich — ihm sofort aufgefallen sei, und dessen Bekanntschaft er gern weiterpflegen möchte."

„Ich hatte genau dieselbe Empfindung Ihrem Gatten gegenüber," versicherte Gerland.

„Ach, sehen Sie, und darum freue ich mich so, daß Sie unsere Einladung angenommen haben."

Die Dämmerung, welche den Gesichtsausdruck zu verhüllen begann, begünstigte die Offenheit, mit der die Unterhaltung jetzt geführt wurde. Allen dreien that die gegenseitige Anerkennung wohl. Für Gerland war die Zuvorkommenheit dieser Frau wie ein süßer Trank, der ihn mit sanftem Rausche umnebelte.

Von der Bedenklichkeit, die ihm Frauen gegenüber sonst eigen war, fühlte er sich heute ganz befreit; er legte auf einmal Talent zur Unterhaltung an den Tag. Da sie ihn nach seiner Familie und seinem früheren Leben fragte, erzählte er eine Menge Dinge, über die er kaum jemals zu irgend einem Menschen gesprochen hatte. Voll geheimem Entzücken merkte er, daß er fessle mit seinen Erzählungen.

Auch über Breitendorf und seine jetzige Lebensweise wollte sie hören. Merkwürdig, er berichtete darüber in komischem Tone. Noch nie war es ihm bisher eingefallen, seine Umgebung von der lächerlichen Seite zu betrachten. Das Lachen dieser Frau verführte ihn dazu. Die Sprache der Leute, ihre hinterwäldlerischen Sitten und Gewohnheiten, mußten herhalten, um sie zu unterhalten. Auch über die Pastorin Menke machte er sich lustig. Sie fragte sofort, wie alt diese Frau sei, und neckte ihn mit der reizenden Witwe.

Von Doktor Haußner und seiner Tochter erzählte Gerland nichts, obgleich es ihm ein paar mal auf der Zunge lag, auch davon anzufangen. Wie unendlich weit schien ihm alles gerückt, was sonst sein Interesse am

lebhafteſten in Anſpruch nahm; er befand ſich in einem beſeligten Taumel — ſo leicht, ſo frei, ſo zum Leichtſinn aufgelegt.

Man hatte inzwiſchen das Flußthal verlaſſen und fuhr über einen bewaldeten Bergrücken. Als der Wald aufhörte, zeigten ſich rechts und links der Straße wieder Häuſer, im Villenſtil gehalten, und in abgeſchloſſenen Gärten gelegen. Dann kreuzte man eine Promenade; von einem erleuchteten Gebäude her ertönte Muſik. Der Kurſaal, wie Polani erklärte. Man war in Annenbad angelangt.

Die evangeliſche Kirche lag am äußerſten Ende des Städtchens, das Pfarrhaus dicht daneben.

Ein Mädchen öffnete; man begab ſich in ein Parterrezimmer. Hier ſtand der Tiſch gedeckt, die Paſtorin legte eigenhändig ein drittes Couvert auf. Auf einem Nebentiſche glänzte der Theekeſſel, deſſen Waſſer bald zu brodeln anfing.

Etwas wie Neid ſtieg in Gerland auf gegen Polani, der alles dies ſo als ſelbſtverſtändlich hinnahm, mit ruhiger Würde ſein Abendbrot verzehrte und gar nicht zu empfinden ſchien, welch entzückendes Weſen ihm den Thee zurecht machte.

Seit drei Jahren waren ſie verheiratet. Kinder ſchienen ſie nicht zu haben — Gerland hatte mehrfach an dieſe Möglichkeit gedacht, aber nicht zu fragen gewagt.

Die Tafel war reich beſetzt. Gerland erneuerte alte Bekanntſchaften mit Delikateſſen, die er in ſeiner Breitendorfer Eremitage nie zu ſehen bekam. Das Geſchirr, die Ausſtattung des Zimmers waren eleganter, als Gerland ſie je zuvor in einem evangeliſchen Pfarrhauſe geſehen.

Manches von Dornigs hämischen Bemerkungen stieg jetzt wieder in Gerlands Erinnerung auf. Etwas Kaltes lag in Polanis Zügen, das Auge war nicht seelenvoll, der Mund konnte Härte ausdrücken. Mit dem überscharfen Auge des Eifersüchtigen beobachtete Gerland den Verkehr der beiden Eheleute. Polani bat um ein Stück Brot; sie sprang auf und schnitt es am Büffett. Gerland nannte dies Tyrannei in seinem Herzen. Sie bot sich an, dem Gatten die Kartoffeln zu schälen; der Eifersüchtige fand, daß er sich bedienen lasse, wie ein Pascha.

Polani ließ es sich schmecken, er zog das Mahl in die Länge. Auf seinen Befehl wurde noch eine Flasche besonderen Rheinweins aus dem Keller hervorgeholt. Der Wirt stieß auf das Wohl des Gastes an. Seine Kordialität erweckte nur Gerlands ärgerliche Mißbilligung; es schien also doch wahr, Polani war in Materialismus versunken.

Gerland war einsilbig geworden; Polani leitete jetzt das Gespräch. Anknüpfend an eine auf der Fahrt gemachte Bemerkung, sprach er über die Gegenreformation und besonders über die Thätigkeit des Jesuitenordens. Gerland konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der andere große Kenntnisse besitze und sie interessant vorzubringen wisse. Aber der Gedanke, daß all dies angelerntes Wissen und daß Polani im Grunde doch nur ein Doktrinär sei, tröstete ihn geradezu.

* * *

Erst gegen Mitternacht fand sich Gerland auf seinem Schlafzimmer allein. Es erschien ihm unnütz, zu Bett zu

gehen; er kannte sich darin, in solcher Stimmung konnte er nicht einschlafen. Von einem bequemen Lehnstuhle aus, das großblumige Muster der Tapete verfolgend, ließ er sich von der Flutung seiner Gedanken tragen.

Wie schnell sich Beziehungen zwischen Menschen anknüpfen! Vor zwölf Stunden hatte er nichts davon geahnt, daß diese Frau überhaupt in der Welt lebe, und jetzt war es ihm schon, als sei er seit Jahren mit ihr befreundet.

Immer wieder durchlebte er den verflossenen Nachmittag, wog jedes ihrer Worte, wie einen Schatz, den der Finder liebäugelnd nach allen Seiten dreht und wendet. Er hatte Eindruck auf sie gemacht, er gefiel — sie bewunderte ihn wohl gar — das schien aus ihren Worten und noch mehr aus ihren Blicken — diesen besonderen Blicken, die sie für ihn gehabt — hervorzugehen. Wie süß dieses Bewußtsein war, sich verstanden zu wissen von einer Frau. Er nannte es vor sich selbst „verstanden".

Einzelne Gedanken standen als Ankläger gegen ihn auf. Sein Verhalten war sittlich nicht zu rechtfertigen, aber es gab Entschuldigungen für ihn. War eine Seelenfreundschaft etwas Verbotenes? — Würden nicht einem solchen Verhältnisse die edelsten Keime entsprießen? Was ihn heute erhoben und beseligt hatte, konnte unmöglich schlecht sein.

Und doch konnte er sein Verhalten mit der Lehre des Heilands nicht in Einklang bringen. Es herrschte wieder jener Zwiespalt in seiner Seele, wie in allen wichtigen Augenblicken des Lebens. Das Christentum beherrschte eben doch nicht sein Dasein, so wie er es fordern mußte. Von hundert seiner Gedanken waren gewiß neunundneunzig

weltlicher Natur. Dieses Bewußtsein, das ihn als jungen Menschen zu blutigen Thränen und leiblichen Kasteiungen getrieben hatte, überfiel ihn auch jetzt wieder mit ganzer Trostlosigkeit.

Er war lange nicht schlicht genug, ihm fehlte jene Demut und Einfalt, wie sie die ersten Christen ausgezeichnet haben mochte. Unter tausend äußeren Interessen verlor sich bei ihm jene große, starke Liebe, die den ganzen Menschen durchdringen soll. Er war viel zu sehr moderner Mensch, voll Skepsis und Nervosität.

All dem ansteckenden Wesen hatte er entfliehen wollen. Aus dem Gefühle dieser Krankheit heraus war in ihm der Wunsch nach Einsamkeit, Weltabgeschiedenheit, einfachen Menschen erwachsen; deshalb war er nach Breitendorf gegangen.

Was hatte es ihm genützt! Die Versuchung, der er entwichen, war ihm nachgezogen; oder vielmehr, er hatte ihre Keime mit sich hinausgetragen. Wieder war das Gleichgewicht seiner Seele gestört. Das Fleisch, das er kreuzigen sollte, wollte leben. Und in alter bekannter Gestalt standen die Gespenster des Zweifels um ihn. —

IX.

„Lieber Pastor!“ meinte Polani beim Frühstück. „Sie haben die Wahl, wollen Sie sich mir anschließen, ich habe einen Gang vor in die Parochie; oder ziehen Sie vor, in Gesellschaft meiner Frau sich unseren Ort anzusehen? — Aber, wie gesagt — ganz wie Sie wollen.“

Die Pastorin antwortete an seiner Stelle: „Laß Herrn Gerland nur mit mir gehen, Arthur; er muß doch den Kursaal sehen und die Promenade. Nicht wahr, Herr Gerland, das macht Ihnen mehr Spaß, als langweilige Krankenbesuche; gestehen Sie es nur offen!“

„Von einer freien Wahl ist da kaum mehr die Rede,“ meinte der Gatte spottend.

Polani machte sich sofort nach dem Frühstück auf den Weg.

Die Pastorin lief ihm nach, als er schon in der halbgeöffneten Thür war und umarmte ihn. Polani lächelte, küßte sie mit kühler Miene auf die Stirn und ging dann.

Sie kehrte errötend zu Gerland zurück. Befangenheit beherrschte die beiden während der nächsten Minuten. Die Frau war voll unnatürlicher Gesprächigkeit; dann kam sie auf einen Einfall, der beiden wie eine Erlösung erschien:

„Ich will Ihnen doch mal unser Haus zeigen.“ —

Sie führte ihn durch eine Flucht von Zimmern. Vor allem in ihrem Salon gab es viel zu sehen. Als er die bunte excentrische Einrichtung dieses Raumes betrachtete, überkam ihn ein Gefühl des Befremdens; er faßte sich ein Herz und sagte ihr, daß er solchen Luxus in Pfarrhäusern nicht gewohnt sei.

Sie lachte, seine Bemerkung schien ihr nicht zu mißfallen. „Ich bin auch keine gewöhnliche Pastorsfrau — will es gar nicht sein,“ meinte sie und sah ihm übermütig in die Augen; dann etwas ernster: „Machen Sie mir wirklich einen Vorwurf daraus, daß ich ein wenig Geschmack besitze? Sehen Sie, man muß doch einen Spaß haben in der Welt!“

Das Studierzimmer des Pastors lag neben ihrem Salon; es war einfacher eingerichtet. Eine ansehnliche Bücherſammlung nahm den größten Teil der Wände ein. Gerland konnte sich eines Ausrufes staunender Freude nicht enthalten, als er die wohlgeordneten Reihen sah. Der bloße Anblick dieser prächtigen Rücken sprach für Echtheit und Gehalt der dickleibigen Bände. Er wollte sich daran machen, die Titel zu studieren; aber sie rief ihn davon weg, nach dem Schreibtische des Gatten. Hier standen Photographieen in glänzenden Rahmen. Sie nahm eines der Bilder zur Hand und wischte den Staub davon; sie

selbst war es, im Ballkleide mit bloßen Schultern und Armen. „Das bin ich als Mädchen," sagte sie und reichte ihm das Bild. „Seit ich verheiratet bin, habe ich keinen Schritt mehr getanzt. — Würden Sie Ihrer Frau das Tanzen verbieten, Herr Gerland?" —

„Ich glaube — ja!"

„Ach, wie langweilig!" — Sie setzte das Bild schnell wieder an seinen Ort. Er wollte seine Ansicht begründen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Lassen Sie nur, ich sehe schon, Sie sind auch so — wie soll ich sagen —"

Dann sprang sie auf ein anderes Thema über. „Dort ist die Bücherssammlung; das ist Arthurs ganze Passion. Er ist der reine Bücherwurm, sage ich Ihnen. Er kann es gar nicht vertragen, wenn ich ihn beim Lesen störe. Das ist, glaube ich, das einzige, womit man ihn wirklich böse machen kann. — Ich lese übrigens auch sehr viel, er hat mich damit angesteckt. Was soll man schließlich den ganzen Tag anfangen!"

„Was lesen Sie hauptsächlich, wenn ich fragen darf?"

„Alles, was er mir giebt. — Wissen Sie, Herr Gerland, mein Mann ist ein sehr gescheiter Mensch, das glauben Sie wohl gar nicht?"

Gerland erklärte, daß er sich davon in den ersten zehn Minuten der Bekanntschaft überzeugt habe.

Sie begann ihren Mann zu preisen, geradezu, als wolle sie ihn verteidigen — gegen wen, war nicht abzusehen.

Dann plötzlich rief sie: „Jetzt wollen wir ausgehen; bitte, warten Sie hier einen Augenblick, ich will mich zurechtmachen."

Sie blieb lange weg. Gerland fand inzwischen Muße, die Bücherſammlung zu muſtern; theologiſche Schriften wogen vor. Er fand da von den Kirchenvätern und den Reformatoren die hervorragendſten Namen vertreten. Dann die mittelalterliche Scholaſtik und Myſtik. Von den Philoſophen: Wolf, Leibnitz, Spinoza, Kant, Jacobi, Herder, Fichte; von den neueren: Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, Lange, die Tübinger Schule, die engliſchen Moraliſten, den Rationalismus in ſeinen bedeutendſten Vertretern, bis herab zur modernſten Theologie. —

Manches Buch war da, das man nicht auf dem Bücherbrette eines Geiſtlichen geſucht hätte. Franzöſiſche, engliſche und deutſche Unterhaltungsbücher ſtanden in einer beſonderen Abteilung.

Die Paſtorin trat jetzt in das Zimmer, in hellem Promenadenkleid; Hut und Schirm von gleicher Farbe.

Sie verließen das Haus durch die Hinterthür und ſchritten durch den Pfarrgarten. Gerland ſprach ſeine Bewunderung über die Blumen aus; ſie bekundete keinerlei Intereſſe dafür. „Das beſorgt alles eine Frau von nebenan,“ meinte ſie.

„Wollen Sie etwa die Kirche ſehen?“ fragte ſie ſtehenbleibend. „Viel iſt nicht daran; übrigens, das können Sie auch ein andermal, wenn Sie wiederkommen. Und dann müſſen Sie Arthur predigen hören; während der Badeſaiſon iſt die Kirche immer ſo voll, daß kein Apfel zur Erde kann.“ —

Durch ein Pförtchen am Ende des Gartens gelangte man direkt in die Anlagen des Badeortes.

Gerland ſah unter ihrer Führung die Hauptſehens-

würdigkeiten: das Kurhaus, die Wandelbahn, das Brunnenhaus. Auf Veranlassung der Pastorin mußte er auch einen Becher des Hauptquells trinken.

Auf der Brunnenpromenade erregte ihre Erscheinung ein gewisses Aufsehen, von vielen wurde sie gegrüßt.

Man schritt jetzt eine schattige Kastanienallee hinab, daneben lief die Fahrstraße. Die Aufmerksamkeit der Pastorin wurde plötzlich durch einen eleganten Zweispänner in Anspruch genommen, der die Straße herab kam. Ein Herr in hellem Anzuge saß auf dem Bocke, hinter ihm der Kutscher in dunkelblauem Livreerock mit verschränkten Armen.

Der Herr auf dem Wagen schien die Pastorin erkannt zu haben. Er parierte die Pferde aus stärkstem Trabe, warf dem Kutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen und kam über den frisch angesäten Rasenstreifen, der die Promenade begrenzte, auf sie zugeschritten. Schon von weitem zog er den Strohhut, riß sich die Fahrhandschuhe von den Händen. Dann als er vor ihr stand, verbeugte er sich tief und küßte ihr die Hand.

Der Herr mochte Ende der zwanzig sein. Er war von großer, hagerer Figur mit langgezogenem, bartlosem Gesicht von braunroter Farbe, aus dem eine scharfe Hakennase weit vorsprang. Beim Lachen zeigte sein großer Mund starke, gesunde Zähne. Der Kopf war auffällig und glich in seiner vornehmen Häßlichkeit einem rassigen Pferdegesicht. Das Haar war fast bis auf die Kopfhaut herab geschoren, der magere Hals mit dem ausgeprägten Kehlkopfe ragte aus einem blauen Hemdkragen hervor. Die außerordentliche Magerkeit dieser langen Ge-

stalt wurde etwas durch den weiten, bauschigen Flanell anzug verdeckt.

So stand er vor der Pastorin, Hut in der Hand. Sie bat ihn schließlich, sich zu bedecken. Sie machte die Herren miteinander bekannt; zu Gerlands Staunen hörte er den Namen: Graf Mahdem.

Hatte er in diesem jungen Manne wirklich seinen Patronatsherrn vor sich? Dem Alter nach konnte er es immerhin sein. Gerland hatte kurz nach seinem Antritt dem Patron von Breitendorf den schuldigen Besuch auf seiner Herrschaft Althaus gemacht, ohne ihn anzutreffen. Es hieß damals, der Graf sei noch nicht von Berlin zurück.

Man schritt jetzt die Allee zu dreien herab. Gerland war verwundert über den kordialen Ton, den Graf Mahdem der Pastorin gegenüber anschlug. Die Hände in den Rocktaschen, schritt er nachlässig neben ihr her, halb ihr zugewandt und ihr unverfroren ins Gesicht blickend.

Sie schien sein Benehmen nicht unpassend zu finden. Leicht und elastisch schritt sie dahin, sah sich selbstbewußt um, nicht unangenehm berührt, daß die Blicke der zahlreichen Spaziergänger auf sie und die außergewöhnliche Erscheinung ihres Begleiters gerichtet waren.

So bummelte man wohl ein halbdutzendmal auf und ab; der Graf klemmte hin und wieder sein Monocle ein und musterte die Badegäste. Aus einigen Bemerkungen, die er machte, erfuhr Gerland, daß die Hauptquelle des Badeortes Eigentum des Grafen sei.

Am unteren Ende der Allee erschien jetzt Polani zu Gerlands großer Freude, der sich so ganz außerhalb der

Unterhaltung in peinlicher Lage befand. „Ah, da ist ja auch der Gatte," rief der Graf.

Polani schien ebenfalls gut mit dem Grafen bekannt zu sein. Man schüttelte sich lebhaft die Hände. „Ich habe wirklich fabelhaftes Glück," meinte der Graf, „komme hierher, um mal den Brunnen zu visitieren, und treffe gleich Herrn und Frau Pastor."

„Sie kommen doch zu Tisch zu uns, Herr Graf," bat die Pastorin. Der Eingeladene verbeugte sich tief.

„Also um zwei Uhr," meinte sie. „Sie sehen, wir halten an der spießbürgerlichen Mittagsstunde fest."

Graf Mahdem verabschiedete sich von ihr, indem er ihr abermals den Handschuh küßte, dann trat er zu Gerland, der bis dahin nicht für ihn existiert hatte; er reichte ihm die Hand und meinte: „Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben, Herr Pastor; habe sehr bedauert, daß Sie sich im Frühjahr umsonst nach Althaus bemüht haben. Hoffe ein andermal!" —

Damit riß er den Hut noch einmal vom kahlgeschorenen Kopfe und eilte dann im Laufschritt nach seinem Wagen, der auf der Straße nebenan hielt.

Gerland hatte sich seinen Patronatsherrn etwas anders vorgestellt. Er äußerte diese Ansicht unverhohlen Polani gegenüber.

„Machen Sie mir den nicht schlecht," fiel die Pastorin ein; „er ist ein ganz reizender Mensch."

Auch Polani rühmte ihn. Nach seiner Aussage war der Graf ein junger Mann von nicht alltäglicher Begabung.

Im Laufe des Gespräches erfuhr Gerland daß Polanis

Bekanntschaft mit dem Grafen älteren Ursprungs sei. Polani war in seiner Kandidatenzeit Erzieher in einem Magnaten-Hause gewesen, dort hatte er den jungen Grafen Mahdem, einen Verwandten, mit erzogen.

Man schritt jetzt dem Pfarrhause zu. Die Pastorin wollte, wie sie sagte, noch einige Vorbereitungen für den unvorhergesehenen Gast treffen.

„Ich habe Diakonus Fröschel für heute zu Tisch gebeten, Agathe," erwähnte Polani.

„Den Diakonus!" rief sie und blieb mitten auf dem Wege stehen.

„Ja, ich wünschte, daß Pastor Gerland ihn kennen lernen solle."

„Gerade heute, wo der Graf bei uns speist, diesen Menschen! — Kannst du das nicht rückgängig machen?"

„Nein! Das wäre eine Beleidigung, die ich Fröschel nicht anthun will."

„Ach, bei dem kommt's nicht darauf an. Bestelle ihn doch auf ein andermal."

„Nein, Agathe, das geht nicht!" sagte er sehr bestimmt.

„Das ist wirklich zu fatal!" rief sie, verzog das Gesicht und warf dem Gatten einen feindseligen Blick zu.

Polani zuckte nur die Achseln.

„Nun ist mir der ganze Spaß verdorben." Gerland bemerkte Wasser in ihren Augen.

* * *

Bei Tisch war sie wieder in der besten Laune. In einem ausgeschnittenen, schwarzen Kleide, das ihren schönen

Hals zur Geltung brachte, saß sie zwischen dem Grafen und Gerland. Von ihrem vorigen Grame war nicht das geringste zu bemerken.

Graf Mahdem im Gehrock, mit hohem, steifem Kragen und mattleuchtender Perle in der seidenen Krawatte, sah jetzt einem Standesherrn entschieden ähnlicher als zuvor.

In Diakonus Fröschel hatte sich ein unansehnlicher, blasser Mensch vorgestellt, der eine Brille trug und sich linkisch verbeugte. Es lag etwas Frühreifes, vorzeitig Gealtertes in diesem kleinen, runden Gesicht, das die kurzen, unausgeprägten Formen eines Kinderkopfes trug. Als er mit seinem abgetragenen Rock und den plumpen Stiefeln eintrat, begriff Gerland das Benehmen der Pastorin. Ihre Miene nahm einen nervös ängstlichen Ausdruck an, als der Diakonus dem Grafen vorgestellt wurde. Aber dieser reichte auch ihm huldvoll seine lange, magere Hand.

Im übrigen existierten weder Gerland noch Fröschel für den Grafen. Seine Aufmerksamkeit war völlig durch die Pastorin in Anspruch genommen. Er berichtet ihr vom Leben der Berliner Hofkreise, und sie hing an seinen Lippen. Ein paar Anekdoten erzählte er, die eine starke Zumutung an ihre Leichtgläubigkeit bedeuteten. Sie lachten beide viel, auch wenn wenig Grund dazu vorlag. Ein bewußter Übermut schien sie zu beseelen. Die triumphierenden und dabei doch schuldbewußten Blicke, die sie hin und wieder nach dem Gatten und Gerland gleiten ließ, schienen zu forschen, ob ihr Benehmen jenen auch den erwünschten Verdruß bereite.

Gerland blickte voll Neugier auf Polani. Dessen

Mienen blieben völlig kalt, nichts in seinem Wesen deutete auf Eifersucht.

Diakonus Fröschel beteiligte sich nicht an dem Gespräche, obgleich Polani wiederholt den Versuch machte, den bleichen, stillen Menschen in die Unterhaltung zu ziehen. Aber jener schien sich auf das Zuhören beschränken zu wollen. Mit kleinen, tief im Kopfe lagernden Augen, blickte er um sich, lächelte hin und wieder trübe zu einzelnen Bemerkungen. Es war merkwürdig, diese Züge wurden durch ein Lächeln nicht aufgeheitert, sie erschienen noch um einen Grad melancholischer.

Polani legte eine Belesenheit und Detailkenntnis an den Tag, welche Gerland sehr bald zwang, die Rolle des Zuhörers anzunehmen. Dann wurde durch eine plötzliche Wendung des Gespräches naturwissenschaftliches Gebiet gestreift. Hier zeigte Polani eine gewisse Reserve, die Gerland nicht entging. Daß er die Ergebnisse der neuesten Forschung kenne, und daß er Stellung dazu genommen, nahm Gerland von einem Manne, wie Polani, an. Es reizte ihn ungemein, gerade hierhin die Ansichten des älteren Amtsbruders zu erkunden; daß Polani ein Mensch sei, der sein Innerstes mit vielfachen Verkleidungen verschanzt hielt, war ihm nachgerade klar geworden.

Gerland machte einige Bemerkungen, die als Köder dienen sollten, auf den jener stoßen möchte. „Das scheint mir die größte Frage für den gebildeten Christen," meinte er, „ja vielleicht die größte Frage unserer Zeit überhaupt: wie setzt man sich mit der naturwissenschaftlichen Weltanschauung auseinander? Wie stellt man sich zu den Resultaten der Forschung? Denn daß Resultate,

ganz bedeutende Resultate, vorliegen, das können und dürfen wir doch nicht leugnen, wenn wir ehrlich sein wollen."

Noch ehe Polani geantwortet, mischte sich hier auf einmal die Pastorin ganz unerwarteter Weise ins Gespräch:

„Naturwissenschaftliche Forschung?" ließ sie sich vernehmen, „damit meinen sie wohl Darwin? Pfui! von dem mag ich gar nichts hören. Vom Affen stammen wir nicht ab — das ist ja zu geschmacklos."

Gerland konnte sich nicht enthalten, zu lachen. Diakonus Fröschel rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und rieb sich nervös die Hände.

„Meine Ansicht ist die," sagte der Graf, von der andern Seite des Tisches, „daß man mit solchen Dingen nicht spaßen soll; dazu sind sie viel zu ernst." Sein Gesicht nahm dabei einen indignierten Ausdruck an.

Gerland glaubte, daß diese Bemerkung seines Patronatsherrn auf ihn gemünzt sei; er sann noch über eine passende Antwort nach, als zu seinem nicht geringen Staunen Diakonus Fröschel das Wort ergriff:

„Natürlich sind das sehr ernste Dinge, die ernstesten, die es überhaupt giebt. Aber gerade deshalb soll man sich mit ihnen abgeben, nicht sie totschweigen. — Ein Vogelstraußverfahren ist hier geradezu Verbrechen."

Der Diakonus hatte das hastig hervorgestoßen; er war noch bleicher als sonst, und Gerland fühlte ihn neben sich zittern.

Das lange Gesicht des Grafen wurde noch länger; er öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen.

Die Pastorin, wohl in der Absicht, der fatalen

Situation ein Ende zu bereiten, rief: „Daß solche Bücher überhaupt gedruckt werden dürfen, begreife ich gar nicht!“

„Welche Bücher?“ fragte Gerland.

„Nun eben solche — das müßte verboten werden.“

„Allerdings eine einfache Lösung der Frage,“ meinte Fröschel halblaut.

Graf Mahdem hatte sich inzwischen so weit von seinem Staunen erholt, daß er eine Antwort geben konnte. „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß freie Ansichten selbst unter den Theologen Anhänger zu finden scheinen. Kein Wunder dann, allerdings, wenn die Verwilderung im Volke erschreckende Fortschritte macht.“

Er sah sich herausfordernd um, ob jemand hierauf noch etwas erwidern würde.

Fröschel wollte etwas sagen, verstummte aber plötzlich; das traurige Lächeln erschien wieder auf seinem kränklichen Gesichte, während er in sich zurück sank.

Der Graf schien sich als Sieger zu betrachten, er nahm eine selbstzufriedene Miene an, und bald darauf hörte Gerland, wie er die Pastorin fragte: „Haben Sie „Auf Gottes Wegen“ gelesen, gnädige Frau? Ein wirklich gutes Buch, von einem positiven Christen geschrieben; wenn Sie gestatten, schicke ich es Ihnen zu.“ —

* * *

Im Salon der Pastorin, wo man nach Tisch den Kaffee einnahm, hatten sich Gerland und Diakonus Fröschel, abseits von den anderen, in einer Fensternische zusammen-

gefunden. Jeder von ihnen hatte viel Unausgesprochenes auf dem Herzen behalten.

Mit Staunen sah Gerland, wie der stille Mensch, der ihm einen knabenhaft unbedeutenden Eindruck gemacht hatte, sich als eine höchst eigenartige Individualität entpuppte. Schmalschultrig, mit gekrümmtem Rücken, stand der kleine, gebrechliche Mann vor ihm, nervös die Finger gegeneinander reibend. Das Tischgespräch hatte Fröschel offenbar an einer empfindlichen Stelle verletzt. Auf seinen Backen zeigte sich etwas wie Röte; die kleinen, versunkenen Augen funkelten unstät hinter den Brillengläsern.

Man hatte zunächst einige allgemeine Bemerkungen gewechselt: über Herkunft, Studienzeit und gemeinsame Bekannte. Aber das waren nur Präliminarien; jeder wußte von dem anderen, daß er ihm Bedeutsameres mitzuteilen habe, und jeder wartete auf den anderen, daß er den Anfang machen solle.

Nachdem man so eine Weile Fühler nach einander ausgestreckt hatte, nahm plötzlich Fröschel die Hände auf den Rücken, richtete sich auf und blickte Gerland mit einem scharfen Blicke an. „Sie sprachen da vorhin von dem Gegensatze zweier Weltanschauungen," sagte er, „der religiösen und der wissenschaftlichen — so will ich mich einmal der Kürze wegen ausdrücken. — Sie schienen beiden Anschauungen Existenzberechtigung zuzugestehen. — Habe ich Sie darin recht verstanden?"

„Allerdings! Und ich sagte, daß es mir das größte Problem der Zukunft erscheine, wie diese beiden sich scheinbar ausschließenden Weltanschauungen zu vereinigen seien." —

„Die eine Weltanschauung wird die andere vernichten, das scheint mir die einzig mögliche Lösung."

„Sie halten ein Aufgehen in einander, für ausgeschlossen?"

„Für völlig ausgeschlossen! Ebensogut könnten Sie hoffen, daß sich Wasser und Feuer dermaleinst zu einem neuen Elemente vereinigen lassen möchte. Freilich, bei Gott ist alles möglich; aber das werden Sie mir zugeben, Wunder sind keine Argumente — und, wie eine derartige Vereinigung ohne ein Wunder eintreten könnte, kann ich nicht absehen."

Gerland blickte mit wachsendem Staunen auf den Sprecher. Auf was für einen merkwürdigen Gesellen war er da gestoßen!

„Entweder man glaubt," rief Fröschel, „oder man glaubt nicht. Tertium non datur! Die eine Weltanschauung schließt die andere aus."

Er blickte Gerland herausfordernd an und wippte sich auf den Spitzen seiner plumpen Stiefeln.

„Erlauben Sie," erwiderte ihm Gerland, „hier handelt es sich doch eigentlich gar nicht um verschiedene Weltanschauungen."

„So, um was denn?"

Gerland suchte für einen Augenblick nach Worten, um einen ihm selbst noch nicht geläufigen, eben erst gefundenen Gedanken auszuprägen. „Nicht um eine Weltanschauung handelt es sich, sondern um eine Fähigkeit, um eine Disposition der Seele, wenn Sie so wollen. Glaube, das heißt in diesem Sinne Fähigkeit, sagen wir: Wille zum Glauben. Den objektiven Glauben, das Dogma, allerdings

wird man schwer vereinigen können mit den Resultaten moderner Forschung. Hier steht eben Theorie gegen Theorie, System gegen System. Aber der Glaube, von dem ich spreche, ist ein subjektiver, eine Fähigkeit, ein bestimmter Zustand der Seele."

„Also, Ihr Glaube wäre am letzten Ende einer Kantschen Kategorie sehr ähnlich —"

„Jetzt haben wir uns verstanden."

„Was Sie da sagen, klingt nicht gerade sehr lutherisch; damit kommen wir auf die trostloseste aller Lehren, die Prädestinationslehre. Der eine ist von vornherein zum Glauben befähigt, der andere zum Unglauben — kann es etwas Gröberes, etwas Roheres geben? Der Mensch ist der Spielball höherer, parteiischer Mächte. Dann ist alles Zufall. Persönliche Freiheit, Individualität, Selbstzucht, haben damit ein Ende. Glauben Sie mir, in den Abgrund dieser Frage habe ich geblickt. Der Glaube ist eine Fähigkeit; damit verdammen wir alle Suchenden, alle Zweifelnden, die nach neuer Wahrheit dürsten — also die Besten. Die alle werden, wenn Ihr Wort wahr ist, in Verzweiflung getrieben."

„Natürlich, die Fähigkeit zum Glauben kann auch verscherzt werden," meinte Gerland voll Eifer, „wie alle guten Eigenschaften, die Gott in uns gelegt. Nicht umsonst sagt Christus: ‚Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet'."

„Und Paulus sagt: ‚So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will,'" erwiderte Fröschel. „Sie sehen, ich kenne mein Neues Testament auch."

„Ich kann mein Herz verstocken gegen die göttliche Gnade. Wer nicht glaubt, verfinstert sein Gewissen."

Fröschel blickte den anderen mit schnellem, forschendem Blicke von der Seite an, als wollte er fragen: ‚Meinst du das wirklich aufrichtig?' Dann flog ein Zug von Spott um seinen Mund. „Um so schlimmer für den armen Schächer von Menschen! Vielleicht ist ihm die Fähigkeit zum Glauben, von der Sie sprachen, von Natur versagt, dann kann er sich von vornherein die Worte über Dantes Infernum zum Wahlspruche nehmen. Oder er gehört zu den Auserwählten — auch dann ist er nicht sicher, in der Gotteskindschaft zu bleiben. — Nein, mit Ihrer Erklärung kommen wir nicht weiter. Sie übersehen, daß der Glaube zwei Seiten hat, von denen die eine nicht ohne die andere bestehen kann; subjektiver und objektiver Glaube müssen sich decken. Ich habe alles zu glauben oder nichts. Denn die christliche Lehre ist ein System, und man kann nicht willkürlich einzelne Steine herausreißen, ohne das Ganze zum Sturze zu bringen. Behaupten, daß man nicht an die Empfängnis durch den heiligen Geist und die Himmelfahrt glauben könne, wohl aber an die Auferstehung und Erhöhung, das ist entweder Mangel an Logik oder Mangel an Wahrhaftigkeit. Es kommt eben schließlich doch auf das heraus, was ich behauptet habe. Unglaube und Glaube schließen einander aus. Darüber giebt es nur zwei Brücken, und beide sind schlecht. Kompromiß heißt die eine — unsere weichliche, verbildete Generation benutzt sie mit Vorliebe — den ernstlich Suchenden, der nicht Bequemlichkeit will, sondern Wahrheit, den trägt diese Brücke nicht.

Das andere Mittel, den Abgrund zu verdecken, ist das schlimmere: die Lüge. Ich spreche hier nicht von Selbstbetrug, verstehen Sie mich wohl; von der Lüge, der bewußten Lüge, spreche ich. Ich könnte Beispiele anführen, wenn ich wollte, aus nächster Nähe. Man kann sehr hochangesehen sein und über und über von Tugend und Ehrbarkeit glänzen — und dabei ein Lügner und Schauspieler sein durch und durch!" —

Der kleine Mann war sehr erregt, auf seinen Backenknochen zeichneten sich runde, rötliche Flecke ab. Es lag etwas persönlich Gereiztes, Giftiges in seinen letzten Worten. Er sprach hastig und mit gedämpfter Stimme, häufig nach dem anderen Ende des Zimmers blickend, wo Polani, der Graf und die Pastorin bei Kaffee, Cigarre und Liqueur um einen kleinen, niederen Tisch saßen. Es war keine Gefahr vorhanden, daß jene ihn hören konnten, sie waren ganz mit sich selbst beschäftigt und schienen sich, ihrem häufigen Lachen nach zu schließen, vortrefflich zu unterhalten.

Gerland folgte unwillkürlich Fröschels Blicken. Wen meinte er — den Grafen? — Daß er von Polani in dieser Weise sprechen könne, wollte Gerland nicht in den Sinn.

Wie eine Antwort darauf erklang es aus Fröschels Munde: „Tausendmal lieber, als solche Schlangen, sind mir Leute, wie der Graf dort. Sie werden sich vielleicht gewundert haben, daß ich heute Mittag auf seine letzte Bemerkung nichts erwiderte. Es giebt ein Stadium des Dünkels, das unangreifbar ist. Aber solche Leute sind wenigstens konsequent und aus einem Gusse in ihrer beschränkten Sphäre. Wohl ihnen! Sie sind die eigentlich

Zufriedenen; sie besitzen die Wahrheit handgreiflich, — so wie man Geld und Gut besitzt. Sie sitzen auf ihren wohl mit Positivismus gefüllten Säcken. Es fällt mir gar nicht ein, ihnen diesen ihren Seelenzustand zu verargen — im Gegenteil, ich könnte sie beneiden. Mit solcher Veranlagung muß sich's sehr bequem leben. Aber ganz was andres ist es, wenn einer genau weiß, daß diese Säcke Sand enthalten und trotzdem vorgiebt, es sei lauteres, unverfälschtes Gold darin; den Ruin der Firma kennen und dennoch weiterwirtschaften mit glattem, ruhigem, freundlich lächelndem Gesichte — so thun, als wäre alles in schönster Ordnung — keine Gefahr vorhanden, keine Fäulnis — nicht alles in Zersetzung begriffen, in Auflösung — die alten Werte längst morsch und wurmstichig, durch und durch — erstarrte Götzenbilder mit thönernen Füßen, ohne Herz, mit wackelnden Köpfen — und helfen, diesen Puppen immer wieder neue Kleider anfertigen, um ihre lächerliche Nacktheit zu verstecken — recht eigentlich, Flicken auf Flicken nähen und Risse verkleistern — Sehen Sie, das ist in meinen Augen die Thätigkeit des modernen Theologen." —

Es war schwer zu sagen, ob er aus Mangel an Atem hier abbrach, oder weil ihn die Wucht seiner Empfindungen überwältigte.

Auch Gerland war still; er brauchte einige Zeit, um sich von seinem Staunen zu erholen. „Das müssen Sie mir erklären." Aber Fröschel wollte auf keine Fortführung des Gespräches eingehen; fast schien es, als bereue er, zuviel von seinem Innersten gezeigt zu haben.

Gerland meinte, da man so viele Berührungspunkte

gefunden, dürfe man nicht scheiden, ohne sich ganz ausgesprochen zu haben. —

Fröschel schüttelte eigensinnig den Kopf: „Es hat keinen Zweck — gar keinen Zweck."

Graf Mahdem unterbrach sie; er hatte seinen Wagen bestellt und kam jetzt auf Gerland zugeschritten. „Ein paar Worte mit Ihnen, mein Herr Pastor!"

Der Graf zeigte sich jetzt weit weniger zugeknöpft, als zuvor; das Diner und die Unterhaltung mit der Pastorin hatten ihn offenbar in joviale Stimmung versetzt. Er habe bisher wenig Gelegenheit gehabt, sich um die kirchlichen Verhältnisse auf seinen Besitzungen zu kümmern, erklärte er; aber das habe seinen Grund nicht in Mangel an Interesse. „Im Gegenteil, ich interessiere mich außerordentlich für das Religiöse. Ich halte die Kirche für die wichtigste Institution in unserer Zeit; für die Institution, mit der wir stehen und fallen. Ordnung und Moral und alles Übrige" — dieses Übrige sollte eine vage Handbewegung ausdrücken — „alles das ruht eben doch schließlich auf der Religion."

Der Graf begann sich dann näher nach der Gemeinde zu erkundigen. Im allgemeinen schien er nicht viel von den Breitendorfer Verhältnissen zu wissen; nur über zweierlei fand ihn Gerland genauer unterrichtet: daß Pastor Menke seine ehemalige Wirtschafterin geheiratet habe; und: „das skandalöse Benehmen dieses atheistischen Doktors — wie heißt er doch gleich?"

„Der Herr Graf meinen jedenfalls Doktor Haußner in Eichwald."

„Haußner, ganz recht!" —

Graf Mahdem erging sich darauf des weiteren über den bekannten Zwist des Arztes mit den kirchlichen Organen; er bezeichnete Haußner als den „Schandfleck der Gegend" und erklärte, daß er viel darum geben würde, wenn man ihn auf irgend eine Weise „fortgraulen" könne.

Gerland hielt es nicht für nötig, anzudeuten, daß er mit Haußner in persönliche Berührung getreten sei. Er verhielt sich dem Grafen gegenüber vorsichtig. Diese plötzliche, unvermittelte Leutseligkeit seines Patronatsherrn war verdächtig; er hatte das Gefühl, daß ihm auf den Zahn gefühlt werden solle.

„Der Kirchenbesuch ist doch hoffentlich gut?" fragte der Graf. Gerland bejahte. „Das freut mich zu hören — freut mich sehr; denn das ist ja doch schließlich die Hauptsache." — Er nickte. „Wie gesagt, ich werde nächstens einmal nach Breitendorf kommen und mich persönlich vom Stande der Dinge überzeugen. Bis dahin auf Wiedersehn, mein Herr Pastor." — Mit verbindlicher Miene reichte er Gerland die Hand.

Mit Handkuß und einem besonderen Blicke nahm der Graf Abschied von der Pastorin.

Gerland sah sich nach Fröschel um; der Diakonus war bereits gegangen.

Gerlands Abschied von der Pastorin war kurz und frostig. Polani begleitete den Amtsbruder bis vor den Ort, um ihm den Weg nach Breitendorf zu zeigen. „Nun, was sagen Sie zu meinem Diakonus?" fragte er. „Ein merkwürdiger Mensch — was?" Dann rühmte er Fröschels Kenntnisse und stellte seiner Begabung ein ausgezeichnetes Zeugnis aus. Gerland wartete auf das „aber", das vor-

aussichtlich diesen Lobsprüchen folgen würde — und richtig, es kam.

„Schade, schade, um den jungen Menschen!“ meinte Polani; „er zersetzt sich in seiner eigenen Schärfe. Das taugt nicht für einen Theologen.“

Bald darauf trennte man sich. Polani sprach noch einmal die Bitte aus, daß Gerland nach Annenbad herüberkommen möge, so oft immer es seine Zeit erlaube. —

Auf dem mehrstündigen Heimwege fand Gerland reichlich Zeit, den Eindrücken der beiden letzten Tage nachzuhängen; er hatte mehr denn einen interessanten Menschen kennen gelernt. Aber unter all den neuen Gesichtern, die in der Erinnerung dieser zwei Tage vor ihm auftauchten, war doch die merkwürdigste und nachdenkenswerteste Erscheinung der kleine Diakonus mit dem blassen Kindergesicht, den versunkenen Augen und dem bitteren Leidenszug um die schmalen Lippen.

X.

Es war Sonntag. Pfarrer Gerland saß in seiner Gartenlaube und las; er hatte wieder einmal seinen Kant vorgenommen, der sonst auf dem Bücherbrette verstaubte. Die Laube in der Ecke des Gartens war sein Lieblingsplatz, hier konnte er lesen, von niemandem belauscht und von nichts gestört, als höchstens einmal von einem Falter, der sich zu ihm verirrte und ihn mit Surren umschwärmte. Hinter ihm schlief das Dorf, kein Wagen rasselte zum Feiertage auf der Dorfstraße, kein Webstuhl klapperte, nur hin und wieder schlug ein Hund an, weithin hörbar durch die Stille und von der Turmuhr fiel der Stundenschlag in regelmäßigen Zwischenräumen. Gerland liebte es, in dem Stahlbade Kantscher Philosophie von Zeit zu Zeit seinen Geist zu stärken; aber heute kam der junge Geistliche zu keiner rechten Aufmerksamkeit. Vor ihm auf dem wackeligen Holztische lag das alte Buch, das er als Student antiquarisch erworben hatte. Er blickte über die gelben Blätter hinaus in den Garten nach seinen Rosenstöcken,

die eben zum zweiten Male blühen wollten. Jeder Windhauch, der durch die offene Thür zu ihm hereindrang, war geschwängert mit betäubendem Blütenduft. Jetzt ging die Thür im Pfarrhause, die Klingel spielte die ihm so wohl bekannte Tonleiter auf und abwärts; er lauschte, Schritte näherten sich. Die kräftige Gestalt der Pastorswitwe erschien in der Thür; sie trug ein bunt karriertes Kleid und einen Hut mit rosa Blumen. Gerland hatte sich schon oft im stillen über ihre Vorliebe für schreiende Farben belustigt. „Ich gehe aus," sagte sie und verschwand lächelnd. Er hörte, wie sie durch das Gartenthor schritt; sie ging wohl zu ihren Freundinnen ins Dorf in diesem Aufzuge. Seine Gedanken sprangen von ihr auf den verstorbenen Pastor über. Menke hatte diese Laube angelegt. Sie hatte ihm gesagt, wie manche Stunde sie hier mit ihrem Seligen zugebracht habe. Wenn die Laube erzählen könnte! — — Gerland hatte ein Bild von Menke gesehen: ein grobsinnliches Gesicht, aus dem nichts sprach, als niedere Triebe — Weg damit! Er wollte lesen. —

Bald störten ihn ein paar kleine Vögel, die im Weißdorn nebenan mit impertinentem Zwitschern sich belustigten. Er stand auf; es schienen Graumeisen zu sein. Wieder setzte er sich und fuhr zu lesen fort, wo er aufgehört hatte. Wie kam es nur, daß, alle diese nüchternen, gedruckten Zeichen verlöschend, plötzlich die Gestalt der schönen Pastorin von Annenbad vor ihm stand, mit roten Lippen und unkeuschen Augen, wie sie ihn häufig bei Tag- und Nachtzeiten verfolgte. Aber heute sollte ihn diese Vision nicht stören; er zwang seine Gedanken in das Buch.

Doch er war nicht in der Stimmung für methaphysische

Studien. Diese fleischlosen Abstraktionen sahen ihn an, wie Leichengesichter — eine Gesellschaft, in der er nichts zu suchen hatte.

Der Duft von Rosen und Reseda schien stärker zu werden, je mehr der Abend hereinsank; die Vögel lärmten in den Büschen. Die Dämmerung verwischte die Zeilen vor seinen Augen; er legte das Buch weg und träumte in den Abend hinein. —

Jetzt ertönten Schritte auf dem Fußsteige draußen, der an dem pastorlichen Gartenzaune vorbeiführte; junge Mädchen mußten es sein, sie schwatzten und kicherten. Nicht lange darauf kam ein Troß Burschen lachend und lärmend desselben Weges. Gerland wußte, wo sie sich hinbegaben. Der Weg führte auf eine bewaldete Kuppe hinter dem Dorfe, welche Gemeindeeigentum war. Dieses Büschchen bildete ein beliebtes Stelldichein für die Jugend des Ortes. Jeden Sonntag, im Laufe des Sommers, sah er die Jünglinge und Jungfrauen von Breitendorf gegen Abend dort hinausziehen.

Er hatte mit dem Gemeindevorsteher und einigen Kirchenvätern bereits darüber Rücksprache genommen, wie dieser Unsitte zu steuern sei; aber, es war ihm erwidert worden, daß seit unvordenklicher Zeit sich die Breitendorfer Buben und Mädchen in dem Gemeindewäldchen getroffen hätten — fast schien es, als habe er da eine altehrwürdige Institution des Ortes angegriffen.

Heute war es etwas wie Neid, was sich in die Brust des jungen Geistlichen einschleichen wollte, als er aus der Ferne das Gelächter vernahm.

Mit Studien war's nichts mehr; ein Gefühl großer

Unruhe überkam ihn, Sehnsucht nach Unnennbarem — die Herbheit des einsamen Lebens peinigte.

Er beschloß, zu seiner Zerstreuung einen Gang zu unternehmen; unwillkürlich richteten sich seine Schritte nach Eichwald. —

Als er an Doktor Haußners Grundstück vorüberkam, herrschte bereits Halbdunkel. Die Hausthür stand offen, er hörte drinnen weibliche Stimmen.

Gerland blieb, gedeckt von der Mauer, stehen; durch die eisernen Stäbe des Gartenthores konnte er die Stirnseite des großen Hauses bequem übersehen.

Eine weibliche Gestalt trat aus dem Hause; die weiße Schürze leuchtete durch die Dämmerung. Das Gesicht war nicht zu erkennen, aber der schlanken Figur und den elastischen Bewegungen nach zu schließen, war's die Tochter des Arztes.

Sie verschwand unter einer großen Linde, die seitwärts vom Hause stand. Gerland entsann sich, bei seinem neulichen Besuche dort einen runden, um den Baumstamm gefügten Tisch bemerkt zu haben. Jetzt kam auch ein anderes, mit Holzpantoffeln klapperndes Frauenzimmern die Stufen vor der Hausthür herab, offenbar eine Dienstmagd. Gerland vernahm deutlich Gertruds Stimme; sie schien anzuordnen, Gläser und Geschirr klirrten, die Magd verschwand wieder im Hause.

Der Geistliche konnte sich nicht sogleich aus seiner lauschenden Stellung losreißen; der Reiz des Unerlaubten fesselte ihn an diese Stelle. Der Klang ihrer Stimme hatte ihm die ganze Persönlichkeit des Mädchens wieder ins Gedächtnis gerufen.

Sein Auge hatte sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt. Er erkannte Gertrud nunmehr genau; sie war mit Decken des Tisches beschäftigt. Wie allerliebst sie ihm vorkam mit ihren eiligen Bewegungen und fliegenden Mädchenröcken. Jetzt lief sie ein paar Schritte nach dem Hause zu. „Abendessen — Vater!“ rief sie nach den Fenstern hinauf. Eine tiefe Stimme antwortete von drinnen. Sie lief schon wieder nach dem Tische zurück, immer springend, wie ein echtes Kind. —

Gerland riß sich mit Macht von dem Anblicke los und ging; er war noch trauriger geworden.

Er strebte dem Walde zu. Im Holze herrschte Schwüle, die Luft war geschlossen wie im Zimmer. Mit tiefen, bellenden Tönen hörte er einen Rehbock schrecken. Er ging und ging weiter, tief in Gedanken. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ — dies uralte Wort der Schöpferweisheit gab heute den Grundakkord seiner Stimmung an.

Die Bäume warfen Schatten; immer weißer wurden die hellen, immer schwärzer die dunklen Streifen, quer über den Weg. Wie versilbert ragten die Wipfel der Tannen in den metallfarbenen Himmel empor. Granitquadern lagen am Wege, grell vom Mondlichte getroffen, Grabsteinen gleich. Kein Lüftchen, das sich regte, unendlich einsam schien der Wald und endlos.

Plötzlich, als er aus dem Hochwalde trat, erblickte er das Mondgesicht über einem schwarzen Dickicht junger Fichten. Da oben stand er, wie ein Mensch blickte er drein; die Natur erschien wie belebt, ein persönliches Element war hereingekommen.

Überallhin folgte dem Wanderer die Gegenwart dieses

neugierigen, melancholischen Koboldgesichtes. Durch die buschigsten Baumkronen hindurch schien er zu blicken, in jeden Winkel. Komisch in seiner Maskenstarrheit blickte er herab auf die dämmerige Landschaft. In sanfter Klarheit lag das Thal ausgebreitet, keine harten Formen, kein aufdringliches Gewirr von Linien, keine blendenden Lichter, wie sie sich im hellen Tageslichte tausendfach verwirrend in das Auge drängen — alles aufgelöst und verwischt in versöhnende, weiche, heimliche Keuschheit. Ein zarter Schleier verhüllte freundlich das Gesicht der Dinge, ließ die Schönheit der Welt ahnen, ohne ihre Alltagshäßlichkeit zu zeigen.

Gerland stand lange in der Landschaft und meinte, in ihr zu verschwimmen; er hätte die Arme ausbreiten mögen und die Luft umarmen vor Sehnsucht. —

* * *

Laute Tanzmusik tönte ihm vom Kretscham her entgegen, als er sich dem Dorfe, vom Walde herabkommend, näherte.

Durch die hohen, kirchenfensterartigen Scheiben des Gasthofs fielen helle Lichtstreifen auf die Gasse, Gruppen von jungen und alten Leuten standen davor, der Lärm war groß draußen und drinnen. Gerland befürchtete, daß die Trunkenheit arg sei. Er versuchte unbemerkt vorbei zu kommen; ändern konnte er ja doch nichts, wenigstens jetzt nicht — in diesem Augenblicke nicht. Jahre von Arbeit würden hingehen, das wußte er, ehe seine stille Arbeit Früchte tragen konnte.

Mehr als dreißig Schritte mochte er schon von dem Kretscham entfernt sein, als plötzlich ein Gekreisch aus den offenen Fenstern des Tanzsaales ertönte, das die Musik übergellte, dann ein markdurchdringender Schrei, wie von wahnsinnigem Schmerze abgepreßt.

Der Geistliche machte Halt; der Ton war ihm durch alle Glieder gefahren. Er lauschte voll Spannung — die Musik hatte ausgesetzt — er glaubte ein dumpfes Summen, wie von vielen Stimmen, zu vernehmen.

Unwillkürlich kehrte der Geistliche um; hier mußte ein Unglück geschehen sein.

Vor dem Gasthause blieb er stehen und erwog noch einmal, ob er sich einmischen solle. Nach den Fenstern des Tanzsaales hinaufblickend, konnte er eine Menge Gestalten wild durcheinander laufen sehen.

In diesem Augenblicke traten einige junge Leute aus dem Hause, in großer Aufregung durcheinander sprechend. Alle redeten auf einen hochgewachsenen, jungen Menschen ein: „Mach d'ch furt, Karle! — Er blutt wie a Schwein!" — Soviel konnte Gerland gerade noch verstehen, dann sah er den Troß im Geschwindschritt in der nächtlichen Gasse verschwinden.

Er beschloß hinaufzugehen.

In einer Ecke des dunsterfüllten Tanzsaales sah er eine Anzahl Menschen stehen. Aus dem Haufen heraus ertönte Weinen von Weibern. Er trat heran.

„Der Pfarr!" erklang's von verschiedenen Seiten; man trat auseinander.

Ein Körper lag am Boden. Gerland erkannte einen jungen Menschen mit bleichem, schmerzverzerrtem Gesichte

und halbgeschlossenen Augen. Weste und Hosenbund waren geöffnet, man sah das blutbefleckte Hemde; eine dunkelrote Lache breitete sich über die Diele aus.

Der Geistliche fragte die Umstehenden, was geschehen sei. „Se hoan en ein Bauch gestuchen," war die Antwort; mehr war nicht aus den Menschen herauszubekommen.

Gerland ließ zunächst den Verwundeten vom Boden aufheben und auf ein paar Stühle legen. Die Leute waren ihm zu langsam und unbeholfen dabei; er mußte das meiste selbst thun. Ob denn schon etwas geschehen sei, ob man nach dem Arzte geschickt habe, fragte er. Man blickte ihn mit stumpfen Mienen an; wie im Halbschlafe standen die Leute da. Gerland riß den Rock herunter, beugte sich über den Verwundeten. Er begann vorsichtig das Hemd von der Wunde zu entfernen, dann rief er nach Wasser.

Die Energie, die sie den Geistlichen entwickeln sahen, rüttelte einige doch aus ihrer Stumpfheit auf. Man fing an, ihm zur Hand zu gehen; das gewünschte Wasser ward herbeigeschafft. Gerland konnte das Blut wegwaschen und die Verletzung bloßlegen. Er fand eine Stichwunde in der Nabelgegend.

Der Geistliche überlegte, was zu thun; wie weit innere Organe verletzt seien, konnte er nicht feststellen. Augenblicklich erschien ihm der Blutverlust die größte Gefahr. Er hatte in der Studentenzeit einen Kursus als freiwilliger Krankenpfleger durchgemacht, das kam ihm jetzt zu statten.

Er ließ Handtücher herbeischaffen und stellte aus ihnen eine Bandage her, die er, so gut er es verstand, dem Ver-

wundeten anlegte; dann ließ er ihn, der nur halb bei Bewußtsein schien, ins Nebenzimmer tragen, wo er auf einem Ledersofa bessere Lagerstatt fand.

Er instruierte die Leute, wie sie den Körper anzufassen und zu tragen hätten, so wie er es selbst vor Jahren gelernt hatte. Man fing an, seine Überlegenheit zu erkennen und fügte sich den Anordnungen, die er traf.

Inzwischen mochte sich die Kunde, daß eine Stecherei auf dem Tanzboden stattgefunden habe, im Dorfe verbreitet haben. Eine Menge Neugieriger erschienen, deren Gesichtern das Bedauern, einen so interessanten Vorfall verpaßt zu haben, deutlich anzusehen war.

Gerland beriet sich mit dem Gemeindevorsteher und einigen älteren Leuten, was zu geschehen habe.

Einen Arzt gab es nicht in Breitendorf. Bis zur Stadt, wo der Kreisphysikus wohnte, war es immerhin drei Stunden. Ehe er zur Stelle, konnte sich der Verwundete längst verblutet haben.

Gerland hatte sofort an Haußner gedacht; man wandte ihm ein, der Eichwalder Arzt praktiziere nicht mehr. Als vorm Jahre einem Holzfäller im gräflichen Walde das Bein von einem fallenden Stamme zerschmettert worden, habe er die Hilfe verweigert.

Gerland erklärte sich bereit, den Arzt selbst herbeizuholen.

Der Gemeindevorsteher riet ab. „Herr Pastor," meinte er, „mit Haußnern is ne gut Kirschen assen. Und nu ersch a Geistlicher — vun dan will er nischt ne wissen."

Gerland blieb bei seinem Vorsatze. Er erklärte, Garantie dafür zu übernehmen, daß der Arzt diesmal seine Hilfe nicht versagen werde. Der Geistliche wußte sehr gut, wieviel

er damit wage — vor diesen Leuten blamiert dazustehen, war noch das wenigste. Die Erfahrung, welche er mit Haußner gemacht, haftete frisch in seinem Gedächtnisse. Ganz im geheimen hoffte er auf einen besonderen Beistand — Gertrud! Sie war es gewesen, die ihren Vater vermocht hatte, das sterbende Enkelkind der alten Märzliebs-Hanne in Eiba aufzusuchen. —

Nachdem er in Hast noch einige Anordnungen gegeben, machte er sich auf den Weg. Ein paar junge Burschen, mit einer Laterne, begleiteten den Geistlichen aus freien Stücken.

Im Laufschritt ging es vorwärts, quer über Kornstoppeln und Kartoffelfelder.

* * *

Aus zwei Fenstern des Erdgeschosses schimmerte noch Licht, als Gerland vor dem Grundstücke des Arztes, atemlos anlangte. Man lag also noch nicht im Schlummer, was er im stillen befürchtet hatte. Er zog mit Kraft an dem Griff des Glockenzuges, deutlich hörte man die Klingel im Hause ertönen. Der Geistliche wartete mit Herzklopfen; alles blieb still. Er klingelte ein zweites Mal, mit verdoppelter Kraft. Hinter einem der erleuchteten Fenster erschien eine dunkle Gestalt. Das Fenster wurde aufgethan, Haußners tiefe Stimme fragte, wer da sei.

„Ich, Pfarrer Gerland! Ein Unglück ist geschehen. Sie werden gebeten, zu Hilfe zu kommen."

Keine Antwort erfolgte fürs erste, Haußners bärtiger

Kopf verschwand. Das Fenster blieb offen, durch die Stille der Nacht konnte Gerland deutlich vornehmen, daß drinnen gesprochen wurde.

Bange Minuten verstrichen. Gerland überflog noch einmal alles, was er von dem Manne da drinnen wußte: den Streit Haußners mit der Behörde wegen des Religionsunterrichts der Kinder, seinen Austritt aus der Landeskirche, seinen Zwist mit der Geistlichkeit, den Bannfluch, den man über ihn gesprochen — und die Katastrophe: der Tod der Kinder, die Scene mit Pastor Menke über den frischen Gräbern — und was man über Haußners Verhalten der eigenen Frau gegenüber gehört, die er angeblich in den Wahnsinn getrieben hatte. — Alles das stand vor Gerlands Seele mit jener unheimlichen Deutlichkeit, die solchen Augenblicken gespannter Erwartung eigen ist.

Endlich that sich die Hausthür auf; Haußner kam selbst herab, um das Thor zu öffnen. Auf der Schwelle des Hauses stand ein weibliches Wesen, mit einer Lampe in der Hand.

Gerland trat ein; die begleitenden Burschen bedeutete er, draußen zu warten. Die Gestalt mit der Lampe kam die Stufen herab — es war niemand anders, als Gertrud. Das Herz des jungen Geistlichen hüpfte vor Freuden, nun schien ihm seine Sache schon halb gewonnen.

Man trat in ein großes Zimmer; Vater und Tochter hatten hier offenbar noch zu später Stunde beisammengesessen. Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch und weibliche Handarbeit ausgebreitet.

Gerland berichtete in Kürze den Fall und rief den Arzt um Hilfe an.

Haußner schüttelte den Kopf, seine Antwort bestand in einem schroffen „Nein!“

Der Geistliche wurde nur um so dringlicher. Er stellte die verzweifelte Lage des Verwundeten mit beredten Worten dar. Haußner ging im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen; er hatte den Hemdkragen abgelegt, die Weste stand ihm über der breiten Brust offen. Unwillkürlich wandte sich Gerland, während er zu dem Vater sprach, hilfeflehend mit seinen Blicken an die Tochter. Das Mädchen war gleich ihm bleich vor Erregung. Er ahnte, daß sie auf seiner Seite stehe.

Gerland versuchte einen Appell an Haußners gutes Herz. Der Arzt lachte höhnisch auf: „Philanthropie — kommen Sie mir, bitte, damit nicht!“ Das ist eine Kinderkrankheit, die ich mir vor vielen Jahren abgewöhnt habe.“

Einem Haußner konnte man mit dem Hinweis auf Christenpflicht und Barmherzigkeit, der ihm auf der Zunge lag, nicht kommen, sagte sich Gerland. Er sah sich genötigt, seine Gedanken umzukleiden, sprach von der allgemein geltenden Pflicht, einem Mitmenschen, der in Lebensgefahr schwebe, beizuspringen.

Bei Haußner begannen sich Zeichen aufsteigenden Ärgers zu zeigen. „Unsinn!“ rief er, „das ist ja alles gedankenlose Phrase. Wo ist denn die berühmte Bruderliebe? Nirgends! Sie steht im Glasschrank bei den übrigen schönen Sachen — man hütet sich wohl, sie herauszunehmen.“

Gerland meinte, der Arzt werde es doch nimmermehr auf sein Gewissen nehmen wollen, einen Menschen, dem seine Hilfe das Leben retten könne, ruhig umkommen zu lassen.

Da fuhr jener auf, seine vierschrötige Gestalt belebte sich, die Augen blitzten drohend, er sprach mit erhobener Stimme: man solle ihn in Ruhe lassen, grollte er, die ganze Sache gehe ihn nichts an, mit Redensarten werde man ihn nicht fangen, man möge nach dem Kreisphysikus schicken, der sei für dergleichen angestellt.

Gerland machte geltend, daß es weit sei zur Kreisstadt, und daß der Verwundete sich längst verblutet haben möchte, bis der Physikus zur Stelle sei. Er begann seine vorigen Argumente zu wiederholen. Mit vollem Bewußtsein war er aufdringlich — heute konnte er es ja sein. Er war in der günstigen Lage, scheinbar selbstlos eines anderen Sache zu führen, und dabei plaidierte er doch mindestens eben so viel für die eigene Person.

Haußners Augen waren feindlich auf den Geistlichen gerichtet. Da kam diesem die längst ersehnte Hilfe von Seiten des Mädchens.

Gertrud trat zum Vater und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Geh doch, Vater — geh!"

Haußner knurrte unwillig, sie wiederholte ihre Bitte eindringlicher. Er erwiderte ihr anfangs barsch: „Laß mich in Ruhe mit dem Unsinn!" Aber es war nicht mehr das Grollen des Zornes, sondern das Poltern eines Menschen, der zu der Einsicht gekommen ist, daß er wird nachgeben müssen.

Sie ließ nicht nach: „Vater, es ist doch gar nicht so weit bis zum Kretscham."

Er widersprach bereits nicht mehr.

Gerland hütete sich wohl, ein Wort zu äußern.

Gertrud brachte des Vaters Hut herbei und machte sich

daran, ihm den Hemdkragen anzuknöpfen; er ließ es, wenn auch mit mißmutiger Miene, über sich ergehen. Ob Karbollösung und Verbandwatte im Hause sei, fragte er, immer noch in ärgerlichem Tone. Sie versprach, das Gewünschte sofort zu beschaffen und eilte leichtfüßig von dannen, daß die blonden Zöpfe flogen.

Der Arzt begann in den Fächern eines mächtigen Schreibtisches zu kramen; um Gerland kümmerte er sich nicht weiter. Der stand noch immer da, Hut in der Hand; er hatte jetzt Zeit, sich mit neugierigen Blicken im Zimmer umzusehen.

Es war ein großer Raum, der viel bewohnt worden zu sein schien. Der Arzt mußte ein starker Raucher sein; das ganze Zimmer hatte eine Rauchatmosphäre angenommen.

Gerlands forschender Blick glitt über allerhand Hausrat nach den Bücherbrettern hinüber, auf denen sich Band an Band reihte. In einem Schrank mit Glasfenstern standen Flaschen, Präparate in Essig enthaltend, auf einem anderen Schranke sah er ausgestopfte Vögel stehen. Ferner bemerkte Gerland einen Globus, Karten und eine größere Anzahl meteorologischer Instrumente in den tiefen Fensternischen. Eine große Wanduhr tickte und zeigte jetzt eben mit schnarrendem Tone die elfte Stunde an. Von Schmuck und unnützem Zierat war nichts in dem ganzen Zimmer zu erblicken. Dem Raume war anzusehen, daß hier ein gelehrter, arbeitsamer Mann wohne. —

Gertrud kam mit einem Paket zurück. Der Arzt hatte inzwischen verschiedene Instrumente in seine Rocktaschen versenkt und setzte den Hut auf.

Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er die Thür und ließ den Geistlichen hinaus. Gertrud folgte den beiden Männern mit der Lampe bis zum Gartenthor.

Gerland hätte ihr nur zu gern ein Wort des Dankes gesagt; aber die Gegenwart des Vaters hinderte ihn daran. Er mußte sich mit einem einfachen „gute Nacht" von ihr verabschieden. —

Von den jungen Leuten gefolgt, die draußen gewartet hatten, schritten sie den Weg nach Breitendorf hinab. Ein Gespräch entwickelte sich nicht.

Trotzdem Mitternacht nicht mehr weit entfernt war, trafen sie vor dem Kretscham auf eine große Menschenmenge. Das Ereignis der letzten Stunden hatte seine Anziehungskraft noch nicht verloren. Als der Geistliche mit dem Arzte erschien, ging ein Flüstern durch die Reihen, man machte lange Hälse und steckte die Köpfe zusammen: „Saht ack — nee, saht ack, dar Eichwälder Duchter!" —

In dem Zimmer, wo der Verwundete lag, fanden sie ebenfalls eine Menge Neugieriger. Haußner ließ sofort räumen, dann befahl er die Fenster zu öffnen. Nur der Wirt und der Gemeindevorsteher durften bleiben.

Der Wirt, der sich wichtig zu machen versuchte, erklärte, dem Patienten sei „geringe geworden." Sie hätten befürchtet, er könne auslöschen, weil er die Augen so verdreht hätte. „Mir hoan en ane Neege Schnaps gegan — da wurd's 'n glei basser; itze schläft er."

Was der gute Mann für Schlaf gehalten, war tiefe Ohnmacht. Haußner hielt dem Verwundeten eine starke Essenz unter die Nase; er reagierte nicht im geringsten darauf.

Der Arzt begann nun die Wunde bloßzulegen. „Wer hat die Bandage angelegt?“ fragte er. Der Geistliche erklärte, daß er es gewesen sei. Haußner erwiderte nichts darauf. Eine Schicht schwarzen geronnenen Blutes zeigte sich, als die Leinwand entfernt war. Doktor Haußner machte sich daran, die Masse vorsichtig mit Karbolwasser zu entfernen. Die Wunde stellte sich als eine kleine, blauumränderte Öffnung dar, die nicht mehr blutete. Der Arzt erweiterte die Wundränder ein wenig mit den Fingern und führte die Sonde ein. Der Geistliche, dem derartige Dinge nichts Neues waren, hielt die Lampe.

Nach einiger Zeit erhob sich der Arzt: „Die Sache ist nicht lebensgefährlich — ein paar Millimeter tiefer und das Messer hätte edlere Teile verletzt. Der starke Blutverlust stammt daher, daß ein paar Adern durchschnitten sind; die Bandage hat eine völlige Verblutung verhindert.“

Fast mehr noch als über diese Thatsachen war Gerland beglückt, durch die Anerkennung, die er zwischen den Worten des Arztes lesen konnte.

Dieser machte sich nun daran, von Gerland unterstützt, die Wunde von neuem zu verbinden. Der Verwundete erwachte unter ihren Händen aus seiner Ohnmacht.

Haußner ordnete noch in seiner kurzen, rauhen Weise verschiedenes an. Der Patient sollte die Nacht über im Gasthofe bleiben.

Gerland erklärte, den Transport am nächsten Morgen selbst beaufsichtigen zu wollen. Der Wirt und der Gemeindevorsteher waren bereit, die Nachtwache zu übernehmen.

Im übrigen solle man sich an den Kreisarzt halten,

erklärte Haußner, während er seine Utensilien zusammenpackte, denn er persönlich werde sich nicht weiter um den Patienten kümmern.

Der junge Geistliche befand sich in merkwürdig gehobener Stimmung. Wäre er dem Drange seines überströmenden Gefühls gefolgt, so hätte er den Arzt ans Herz gedrückt und ihm in überschwenglichen Worten seine Achtung und Bewunderung versichert. Es hatte sich etwas wie ein Verhältnis herausgebildet zwischen ihnen, durch das gemeinsame Rettungswerk; so wenigstens meinte Gerland.

Sie traten jetzt hinaus auf die Dorfstraße. Der Mond war verschwunden, der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, ein Gewitter schien im Anzuge, rings am Horizonte wetterleuchtete es.

Gerland wagte es unter Herzklopfen, dem Arzte seine Begleitung nach Eichwald anzubieten; aber jener meinte trocken, er kenne den Weg. Damit verschwand seine massive Gestalt im Nachtdunkel.

Der Geistliche blieb nachdenklich in der Gasthofthür stehen. Die Brücke, die er im Geiste schon so oft errichtet gesehen, war immer noch nicht geschlagen, zwischen ihm und dem großen Steinhause in Eichwald.

XI.

Pastor Gerland hatte jetzt, wo der Herbst mehr und mehr vorrückte und die Ernte in der Hauptsache eingebracht war, Bibelstunden eingerichtet, die er einmal wöchentlich zur Abendzeit im Schulgebäude abhielt.

Besonders zahlreich war seine Zuhörerschaft eben nicht zu nennen; zur Eröffnung des Kursus waren zwar eine Anzahl Mitglieder des Gemeindekirchenrates und des Militärvereins erschienen — wohl aus persönlicher Gefälligkeit für den Geistlichen, oder weil sie damit ihre kirchliche Gesinnung zu dokumentieren wünschten — aber späterhin blieben diese offiziellen Gläubigen aus. Von Männern erschien überhaupt nur noch der alte Lumpensammler Tobis aus dem Armenhause, und der war stocktaub. Ihn mochte das warme Zimmer locken und der Wunsch, sich lieb Kind beim Herrn Pastor zu machen, der ja bei der Verteilung der Armengelder ein gewichtiges Wort mitzureden hatte. Bis auf diesen einen Vertreter der Männerwelt, bildeten nur Frauen und Kinder Gerlands Zuhörerschaft.

Den jungen Geistlichen hatte dieser Beweis lauer Gesinnung von seiten der Honoratioren wohl betrübt, aber Verwunderung hatte er ihm eigentlich nicht bereitet. Er kannte diese Erscheinung bereits, sie kehrte hier wie überall wieder: der Glaube gehörte zum eisernen Bestande der sogenannten guten Gesinnung. Das Christentum war keine Herzenseigenschaft, sondern ein vorgeschriebenes Garderobenstück, das man zu besonderen Gelegenheiten hervorholte, wie den Sonntagsrock für den Kirchgang, und das man für die übrige Zeit, fein säuberlich eingepackt, vor Motten und allerhand Ungeziefer geschützt hielt.

Aber Gerland ließ sich durch den Anblick des kleinen Häufleins nicht entmutigen. Die Mühseligen und Beladenen, die Zerstoßenen und Zerschlagenen, die Witwen und Waisen, die Kindlein, die Armen jeder Art, die Verachteten und Gedemütigten, das war ja die Gemeinde gewesen, die auch der Heiland am liebsten um sich gesehen hatte.

Mit ganz besonderer Sorgfalt bereitete er sich für diese Vorträge vor.

In einer Versammlung von Gelehrten und Wohlunterrichteten zu sprechen, war vielleicht weniger schwer, als vor diesen unmündigen Kindern und einfältigen alten Weiblein, an die Gelehrsamkeit und Geist und alle Mittel der Rhetorik verschwendet waren. Hier nutzten ihm Exegetik, Hermeneutik, Homiletik und alle auf Universität und Seminar gesammelten methodischen Kenntnisse sehr wenig; im Gegenteil, dieser komplizierte Apparat war überall im Wege. Hier galt es, sich in den Zustand ungebildeter, unentwickelter Seelen zu versetzen, etwas von der Schlichtheit und Einfalt dieser geistig Armen anzunehmen, auf ihr primitives

Niveau vom Sockel der Gelehrsamkeit und des geistigen Hochmuts hinabzusteigen. —

Bei dem halben Dutzend Bibelstunden, die Gerland bisher abgehalten, hatte die alte Märzliebs-Hanne noch keinmal gefehlt. Er wußte, daß es keine Kleinigkeit für die Greisin sei, den steilen Weg von Eiba nach Breitendorf zur Abendzeit hinab und hinauf zu gehen. Sie kam gewöhnlich von einem oder dem anderen ihrer Enkelkinder begleitet. Es war dem Geistlichen immer eine Erquickung, ihr altes, treues, verwittertes Gesicht unter dem Katheder zu sehen. Sie war gewiß keine von den offiziell Frommen, aber in ihrem Herzen wohnte echte Gottesfurcht und Glaubensinnigkeit, die manches Kirchenlicht beschämen mochten. Keinen Augenblick während des Vortrages wandte sie Auge und Ohr von Gerlands Lippen. Und wenn er am Schluß ein Kirchenlied anstimmen ließ, war sie es, die mit gebrochener, blecherner Greisenstimme mühsam den Strophen nachhinkte.

* * *

Gerland betrat in der achten Abendstunde das Schulzimmer. Wie gewöhnlich beleuchteten die beiden auf dem Pulte aufgestellten mageren Kerzen nur eine kleine Versammlung — lauter Arme und Geringe. Sein Blick glitt über die runzligen, kopftuchverhüllten Gesichter alter Frauen, manch ein Kinderköpfchen dazwischen; gescheitelt, wenn Mädchen, borstig, wenn Knabe. Der echte Armeleutegeruch erfüllte bereits den ganzen Raum. In der äußersten Ecke hockte der taube Tobis, die alte Märzliebs-Hanne fehlte nicht auf ihrem Platze zu Gerlands Füßen.

Er wollte ihr zunicken, wie er's immer that, da fiel sein Blick auf eine ungewohnte Erscheinung neben der alten Frau. Ein dunkler Hut, darunter ein Mädchengesicht mit gesenkten Augen. Träumte er denn, täuschte ihn eine Vision? Die Tochter des Eichwalder Arztes bei ihm, in der Bibelstunde! —

Er fühlte sich nicht im stande, ein Gebet zu extemporieren, wie er es zur Einleitung bisher immer geübt hatte, so ganz war er außer Fassung geraten; ein Kirchenlied mußte als Lückenbüßer herhalten. Während des Gesanges gelang es ihm, sich einigermaßen zu sammeln; er bemerkte, daß Gertrud Haußner mit der alten Hanne in dasselbe Gesangbuch blickte. Das Mädchen sang, etwas ängstlich, wie es schien, und kaum vernehmbar. —

In seinem Vortrag sollte ihn die Anwesenheit der Fremden auf keinen Fall stören, nahm er sich vor. Sie war unerwartet gekommen und mußte vorlieb nehmen mit dem, was sie fand.

Zur Auslegung hatte er sich für heute das Gespräch Jesu mit der Samariterin aus dem Johannisevangelium gewählt.

Nachdem Gerland den historischen Hintergrund mit einfachen Strichen gezeichnet, dem Verstande seiner schlichten Gemeinde sich anpassend, begann er, auf die Begebenheit selbst einzugehen.

Er ließ die Gestalt dieses einfältigen, niederen Weibes aus Samaria vor ihnen lebendig werden, wie sie den fremden jüdischen Mann, den sie auf dem Brunnenrande sitzend findet, zunächst erstaunt betrachtet. Vielleicht denkt sie, er will sie zum besten haben, als er ihr von „leben-

digem Wasser" spricht, das er ihr geben will; vielleicht auch überlegt sie bei sich, daß es nicht ganz richtig sein könne bei ihm und superklug erwidert sie: „Herr, hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? Bist du mehr, denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh." — Der Geistliche verweilte bei dem wunderbar schönen Gegensatze, in den hier Weisheit, Tiefsinn, Güte und alle edlen und vornehmen Gaben des Geistes und Gemütes, die je in einer Persönlichkeit vereinigt waren, gegenübergestellt werden der Neugier, Beschränktheit und Trivialität des Alltagsmenschen, dessen Typus dieses leicht daherschwatzende Weib ist. Und Jesu Antwort: „Wer dieses Wassers trinkt, den wird wieder dürsten, wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet." Und nun auf solche Worte die pfiffige Antwort der praktischen Frau in ihrer ganzen Natürlichkeit: „Herr, gieb mir dasselbe Wasser, auf daß mich nicht dürste, daß ich nicht herkommen müsse, zu schöpfen." — Sie ahnt noch immer nicht, wen sie vor sich hat; ihr stumpfer Blick erkennt nicht den großen Geist, der aus menschlicher Maske zu ihr spricht. Für sie ist er ein Jude, ein Fremder, mit dem ein Viertelstündchen am Brunnenrande zu verplaudern, ihr willkommene Kurzweil bedeutet. Die Geistesblitze, die über den Worten des Mannes zittern, sind ihr wohl verwunderlich, und sein eigenartiges Wesen erregt ihre Neugier, aber ihr Verstand

ist zu blöde, zu beschränkt, um ihn ganz zu erkennen; er muß ihr ein Zeichen seiner Macht geben, das nicht zu hoch ist, um von ihr begriffen zu werden. So befiehlt er ihr denn, ihren Mann zu rufen, worauf sie antwortet: „Ich habe keinen Mann.“ Da entlarvt er die Sünderin, daß sie bloß dasteht in ihrer Schande: „Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann; da hast du recht gesagt.“ — Nun endlich merkt sie, daß er kein gewöhnliches Menschenkind ist; das Zeichen seiner Allwissenheit hat gewirkt. „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist!“ ruft sie. Und da sie einen solchen mit der Gabe der Hellseherei ausgestatteten Mann vor sich zu haben glaubt, kommt sie sofort mit einem Bedenken: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle.“ — Und seine Antwort auf diese Frage, die so recht herausgewachsen ist aus dem kleinlichen Hader religiöser Parteiungen der Zeit, ist scheinbar viel zu tief und hehr für die geringe Person, der sie erteilt wird. Es ist das erste Mal, daß der Heiland die ganze Größe und Bedeutung seiner allumfassenden weltenweiten Mission in Worten ausspricht: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet. Wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und

die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." —

Und in ihrem armen Kopfe blitzt beim Anhören solcher erhabenen Weisheit eine Ahnung auf. Die große, allgemeine, die ganze Welt erfüllende Hoffnung auf einen Heiland ist auch bei ihr lebendig. „Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbe kommen wird, so wird er uns alles verkündigen." —

Und darauf das große, gelassene Wort des Mannes: „Ich bin es, der mit dir redet." —

Es wurde Gerland nicht schwer, von diesem packenden Vorgange ein einfaches, lebensvolles Bild zu geben. Ob seine Zuhörer im stande waren, die psychologische Feinheit der Fabel und all die bedeutungsvollen Lichter, welche die Stelle auf Lehre und Entwicklungsgang des Herrn wirft, zu begreifen; ob es ihm gelungen war, in ihnen von diesen geheimen Beziehungen und Tiefen auch nur eine Ahnung zu erwecken, das wußte er nicht.

Er hatte heute länger vorgetragen, denn je zuvor. Fast schien es zuviel für seine Gemeinde; der alte Tobis war in seiner Ecke eingenickt, einzelne der Kinder fingen an, unruhig zu werden.

Diejenige, um deren Interesse es ihm am meisten zu thun war, ließ durch kein Zeichen erkennen, wie seine Worte auf sie gewirkt. Es gelang ihm nicht, Gertruds Blick zu fangen, sie blickte geflissentlich weg von ihm. —

Das Gebet, das er zu Anfang versäumt hatte, sprach er heute am Schlusse und ließ dann noch ein Lied singen.

Während des Gesanges quälte ihn der Gedanke, ob er sie anreden solle. Es gab tausend Fragen, die er hätte

an sie richten mögen. Und gerade das, was seine Wißbegier am meisten reizte, konnte er ja doch nicht erfragen: Wie kam es, daß sie, die Tochter des Dissidenten, die Ungetaufte und religionslos Auferzogene, seine Bibelstunde aufsuchte? Hatte Doktor Haußner dazu seine Einwilligung gegeben, oder war sie ohne Vorwissen des Vaters gekommen? War es Neugier, oder Heilsbedürfnis, was sie hierher getrieben, oder vielleicht gar ein persönliches Interesse für ihn, den Geistlichen — oder war es nichts von alledem?

Nachdem das Lied verklungen und er wie gewöhnlich die Bitte um den Segen des Herrn gesprochen, trat er auf die alte Frau in der ersten Bank zu und reichte ihr die Hand. Dann begrüßte er das Mädchen, eine möglichst ungezwungene Miene annehmend. Sie erwiderte ein schüchternes: „Guten Abend!"

Er wußte, daß er beobachtet werde; das Erscheinen des jungen Mädchens hatte nicht verfehlt, Aufsehen zu erregen. Ein paar alte Weiber standen im Hintergrunde beieinander und warteten mit neugierigen Mienen, was weiter zwischen dem Pastor und Doktor Haußners Tochter vorgehen würde.

Gertruds offenkundige Befangenheit machte auch ihn befangen, da half ihnen die Alte zur rechten Zeit über die Peinlichkeit des Augenblicks hinweg. Mit eifriger Geschwätzigkeit pries sie seine Bibelauslegung: „Nee aber, su schina wie Se 's heute gemacht hoan, Herr Pastor — nee, ich finda gur keene Wurte ne; su schiena wie das wor! Wenn de Leita und se warn dodervuna ne frumm, dernoe weeß 'ch 's ne. Wie Se alles su derklaren, daß en urnt-

lich is, als säk mersch mit dan Herrn Christus und dan samaritschen Websen. — Nee, nee, zu schiene wor doas! — Meenen Se nich och, Gertrud — hoat Se's nich och gefallen, wos der Herr Paster gesagt hoat?" —

„Ja — sehr! —"

Ihr niedergeschlagener Blick und heftiges Erröten bei den zudringlichen Fragen der Alten sagten ihm mehr, als sie mit noch so vielen Worten überschwenglicher Anerkennung hätte ausdrücken können.

Die alte Frau grinste, blickte das Mädchen und dann den Geistlichen an, und machte ihm ein bedeutungsvolles Zeichen; sie schien ihre Hintergedanken zu haben.

„Sahn Se, Gertrud," meinte sie und tätschelte den Arm des Mädchens mit ihren braunen Fingern, „nu nahmen Se duch wengstens a schienes Angedenka mit furt vu dar Hehmde und vu an Herrn Paster — uf de Reese." —

Gerland stutzte. „Verreisen Sie denn?" fragte er.

Die Alte antwortete statt des Mädchens: „Wissen Se denn dos no ne? Se verreest duch murgen schunde." —

Den Geistlichen überraschte die Nachricht vollständig. Er erkundigte sich nach Ziel und Dauer der Reise und erfuhr von Gertrud, daß sie mit dem Vater für den Winter nach Zürich gehe.

Sie hatten inzwischen das Schulzimmer verlassen, draußen war es abendlich dunkel, ein herbstlicher Regen ging nieder. Obgleich Gerland weder Schirm noch Überzieher hatte, unterließ er es nicht, die beiden Frauen zu geleiten. Sein Neues Testament barg er in der Brusttasche vor den Unbilden der Witterung.

Was er soeben über Gertruds und des Arztes Abreise vernommen, beschäftigte ihn weit mehr, als er es zeigen mochte.

Ob sie denn gern von Haus weg gehe, fragte er das Mädchen. Gertrud meinte, sie freue sich darauf, ihre Schulfreundinnen in Zürich wiederzusehen.

Der alten Hanne wegen mußten sie langsam gehen. Die Greisin ächzte und stöhnte, ihr Enkelsohn ging neben ihr mit einem trüben Laternchen; hin und wieder stützte sie sich auf den halbwüchsigen Knaben.

„Nee, lassen Se mich ack alleene, Herr Paster, gihn Se ack mit der Gertrud — gihn Se ack! Warten Se ne uf mich — gihn Se ack mit der Gertrud.“ —

Die Alte schien es durchaus so haben zu wollen; Gerland und das Mädchen sollten vorausgehen. Sie blieb wiederholt stehen: „Nee giht ack, giht ihr beeda. Ihr müßt ne gleba und 'r bleibt mit mir alten Websen, ich finda menen Weg schu alleene mit dan Jungen dohie. — Giht ack, giht alleene!“ —

Gerland wagte es nicht, ihrer Aufforderung Folge zu leisten; er fühlte sich beklommen. Die Empfindung, daß es unpassend sei, allein mit dem jungen Mädchen durch die Nacht zu gehen, hielt ihn zurück.

Bis die Alte halblaut zu Gertrud äußerte: „Mach ack, daß de noch Hausa kimmst, Gertrud. Wenn de ne federst, kimmt der drei Voter wumiglich nuch ibern Hals.“ —

Sie war also doch ohne Vorwissen des Vaters in seinem Vortrage gewesen! Das Herz klopfte Gerland freudig bei der Entdeckung.

„Ich werde mir erlauben, Sie bis vor Ihr Haus zu geleiten,“ sagte er in förmlichem Tone.

„Dar lieba Gutt behitta dich und bewohre dich, Gertrud!“ meinte die alte Hanne zum Abschied; dann rief sie dem Mädchen noch nach: „Un kumm ack racht gesund wieder ufs Frühjuhr, wenn dar lieba Gutt und ar läßt mich's nuch derlaba.“ —

Der Geistliche und Gertrud gingen jetzt mit eiligen Schritten die Fahrstraße nach Eichwald hinauf, zunächst schweigend, dann fand er, begünstigt durch die Dunkelheit, Mut zu der Frage: „Ist Ihr Herr Vater zu Haus, Fräulein?“

Sie berichtete, daß der Vater zur Stadt gefahren sei, um noch vor der Abreise verschiedenes abzumachen.

„Weiß er, daß Sie heute Abend in der Bibelstunde waren?“

Sie zauderte mit der Antwort, dann hörte er ein hastig kaum vernehmbar geflüstertes: „Nein!“

Wieder eine Pause.

„Würde er's Ihnen denn verboten haben, wenn Sie's ihm gesagt hätten?“

„Ich glaube — ja!“

Er war mächtig erregt. So vieles drängte ihn zur Aussprache, daß seine Zunge geradezu gelähmt schien. Schwer atmend suchte er Schritt mit ihr zu halten. Sie lief jetzt beinahe — irgend eine Angst schien sie vorwärts zu treiben. Schon war man dem Haußnerschen Grundstück nahe; noch ein paar hundert Schritte und sie würde zu Hause sein.

Da löste sich ihm endlich die Zunge. „Ich habe hier ein Buch,“ sagte er mit zitternder Stimme, „das Neue Testament. Es stammt von meiner seligen Mutter; sie

gab es mir zur Konfirmation — darf ich es Ihnen schenken — Fräulein? — Vielleicht lesen Sie darin — hin und wieder — das würde mich sehr freuen — hier!"

Er hielt ihr das Buch im Dunkeln hin. Es dauerte eine Weile, ehe sie zugriff. Kein Wort des Dankes hörte er, nur das eigne und ihr Atmen. —

Nun waren sie am Gartenthore angelangt, sie schloß hastig auf. Wie gebannt stand er, war ihr nicht einmal behilflich, die schwere Thür zu öffnen — lauschend, ob sie denn nichts sagen würde.

Da hörte er, während sich das Thor schloß, einen Hauch, der „Danke!" bedeuten konnte. Dann drehte sich der Schlüssel, und er sah durch die Eisenstäbe einen Schatten nach dem Hause zu verschwinden.

Er blieb noch eine Weile stehen, ganz untergegangen in der Flut seiner Gefühle. Wie im Traume sah er im ersten Stockwerke des großen Hauses zwei Fenster hell werden; dort also schlief sie. —

Dann hob er mechanisch die Füße und schritt den Weg nach Breitendorf zurück, jetzt im heftig strömenden Regen, den er kaum bemerkte.

Auf der Straße näherten sich ihm durch das Nachtdunkel vom Thal herauf ein Paar glühende Augen. Ein Fuhrwerk holperte den Berg hinauf, eine Bauernkalesche mit herabgelassenem Verdeck. Man sprach drinnen. Gerland erkannte Doktor Haußners tiefe Stimme.

Hastig, um nicht erkannt zu werden, huschte der Geistliche durch den hellen Kreis, den die Laternen um das Fuhrwerk verbreiteten.

XII.

Der reichste Mann im Dorfe, der Großbauer Finke, hatte das Zeitliche gesegnet. Er war ein Bauer von der alten Art gewesen; am Werkeltage trug er Lederhosen, am Sonntag den schwarzen Rock und die bunte Weste, nur einmal in der Woche rasierte er sich, am Sonntag Abend. Er scheute sich nicht, wenn Not am Mann war, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, und bis zu seinem letzten Jahre ließ er sich's nicht nehmen, an der Spitze einer langen Reihe von Knechten und Mägden als erster ins Korn zu hauen.

Sein ältester und einziger Sohn war von ganz anderem Schlage.

Der junge Finke ließ sich nicht Bauer nennen, sondern beanspruchte den Titel: Ökonom. Er hatte als Freiwilliger gedient — daß er nicht zum Gefreiten befördert worden, verhinderte ihn nicht, die Manieren des Offizierstandes schlecht zu kopieren — hielt sich ein Reitpferd, trug Stege an den eng anliegenden Beinkleidern, verachtete alle Hand-

arbeit als nicht standesgemäß, und verbrauchte in einem Jahre mehr für Wein und Cigarren, als der alte Finke in seinem ganzen Leben für Knaster und dünnes Bier ausgegeben hatte.

Natürlich konnte sich dieser moderne Bauer mit dem altmodischen Vater nicht vertragen. Sie hatten getrennte Wirtschaft geführt — der Sohn auf einem kleineren Gute, das er von der Mutter ererbt. Dort führte er mit seiner jungen Frau, Krämerstochter aus der Stadt, ein für Breitendorfer Verhältnisse äußerst luxuriöses Leben.

Als echter Bauer ließ sich der alte Finke keinen Arzt an den Leib kommen. Dafür hatte die Besprechfrau Tonchen, die schon manchen in Breitendorf und Umgegend vom Leben zum Tode befördert, ihre Künste an ihm versucht. Der Erfolg war denn auch, daß eines Morgens die Großemagd, als sie ihrem Herrn die gewohnte Morgensuppe brachte, den alten Mann kalt im Bette vorfand.

Gerland war bereits mehr als einmal auf die Thätigkeit dieser „Tonchen" — wie sie im Volksmunde allgemeim hieß — aufmerksam geworden. Die Leute wandten sich mit Vorliebe an die ehemalige Hebamme, der die Konzession entzogen worden war. Daß sie mit der Behörde in Konflikt geraten, gab ihr bei der Dorfbevölkerung einen besonderen Nimbus. —

Der alte Finke-Bauer war also gestorben, und der Sohn und Erbe ließ es an einer prunkhaften Bestattung nicht fehlen.

Es gab „ene gruße Leiche". Von allem soviel wie nur irgend möglich: Singechor, Glockenläuten, Leichenpredigt und Grabrede, Vorlesung des Lebenslaufes, Into-

nation mit Responsorium und Kollekte. Der Sohn schien, als er das Begräbnis beim Pfarrer bestellte, zu bedauern, daß die Agenda nicht noch mehr Ehren aufweist.

Der Geistliche war per Wagen abgeholt und nach dem Trauerhause gefahren worden. Dort herrschte keineswegs die Ruhe, die man in der Nähe einer Leiche erwartet; vielmehr vernahm Gerland schon beim Einfahren in den Hof lautes Stimmendurcheinander und Lärmen.

Der junge Finke kam ihm aus dem Hause entgegen, die breite Bauernfigur in einen neuen schwarzen Anzug von städtischem Schnitt gezwängt. Seine Versuche, die übliche Trauermiene mit den Formen des gastfreien Wirtes zu verbinden, fielen nicht besonders glücklich aus. Nach einigen angelernten, heute wahrscheinlich schon oft verwendeten Redensarten, daß es Gott also gemacht und wir Menschen uns in seinen unerforschlichen Ratschluß zu fügen hätten, forderte er den Geistlichen auf, zunächst eine Kleinigkeit anzunehmen. Was er darunter verstehe, wurde Gerland alsbald klar, als er den Geruch von Speisen und Getränken wahrnahm, der das ganze Haus erfüllte. Überall im Flur und den Wohnzimmern saßen und standen essende und trinkende Leute umher. Der Leichenschmaus war in vollem Gange, in das laute Stimmengewirr hinein klirrten Messer, Gabeln und Gläser. Eine Magd stürmte pantoffelklappernd an Gerland vorüber, in der Hand eine eben geöffnete Champagnerflasche, deren emporschäumenden Inhalt sie mit krampfhaft aufgepreßtem Daumen zurückzuhalten versuchte. Durch eine halboffene Thür erblickte der Geistliche für einen Augenblick den kahlen Kopf und die große Nase Kantor Wenzels, der mit kauenden Backen, die lange

hagere Figur über einem Teller zusammengebrochen, dasaß und schlang.

Der junge Finke wollte den Geistlichen in ein besonderes Zimmer führen, wo, wie er sich ausdrückte, „die feineren Herrschaften" säßen. Aber Gerland erklärte, er danke. „Sie werden mir das doch nicht anthun, Herr Pfarrer!" rief der junge Mann, der, wenn er sich zusammennahm, leidlich hochdeutsch sprach. „Der frühere Herr Pastor hat das Frühstück niemals abgewiesen bei solchen Gelegenheiten." —

Gerland lehnte aufs bestimmteste ab; er fragte, wo die Leiche aufgestellt sei.

Mit der Feier habe es ja Zeit bis nach dem Frühstück, meinte der Sohn des Verstorbenen.

Gerland fühlte, daß es hier gelte, ein Prinzip durchzusetzen. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um zu frühstücken; er werde sich, bis man damit fertig sei, im Freien ergehen.

Der junge Finke machte noch einige Anstrengungen, ihn von diesem Vorsatze abzubringen. Schließlich meinte er in beleidigtem Tone: „Übrigens, Sie brauchen sich nicht zu ekeln, Herr Pastor, wir werden Ihnen nichts Schlechtes vorsetzen."

Gerland verließ nichtsdestoweniger das Haus, und ging im Hofe auf und ab, in welchem die zahlreichen Wagen der Trauergäste standen.

An den Fenstern erschienen neugierige Köpfe; er wußte, daß sein Thun kein geringes Aufsehen errege. Das war für den Augenblick unangenehm und doch freute er sich, seinem Vorsatze treu geblieben zu sein. Nur durch das Beispiel konnte man gegen solche Roheit ankämpfen. —

Der junge Bauer kam wieder heraus. Es sei nun so weit, meinte er. Er ließ es den Geistlichen deutlich merken, daß er gekränkt sei. Wenn er das gewußt hätte, bemerkte er hämisch, würde er freilich nach einem anderen Geistlichen geschickt haben. Gerland würdigte diese Impertinenz keiner Antwort und schritt zur Leichenfeier. —

Auf dem Wege zum Kirchhofe überfiel sie Regen. Kalter Wind schlug dem Geistlichen den nassen Talar an den Leib. Unter strömendem Regen zog man langsam durchs Dorf; vor dem Sarge, geführt von Kantor Wenzel, marschierten die Schulkinder mit Kruzifix und Gesang.

Gerland war tief verstimmt. Das Wetter schien so recht zu seiner Stimmung zu passen. Während der Grabrede und der langen Kollekte drang ihm die Kälte bis in die Knochen.

Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, kleidete er sich zähneklappernd um. Später, als der Frostzustand sich nicht legen wollte, bat er die Pastorin, ihm eine Tasse Thee zu bereiten.

Die Witwe hatte der Feier auf dem Kirchhofe beigewohnt. An einigen Bemerkungen, die sie fallen ließ, merkte er, daß sie über das Vorkommnis im Trauerhause bereits unterrichtet sei.

Sie meinte, Gerland habe nicht weise daran gethan, den Leichenschmaus abzulehnen. Der junge Finke sei aufs tiefste gekränkt und auch die Gäste hätten ihr Befremden ausgesprochen. Ob sie nicht gut genug für ihn seien, hätten sie gefragt; allgemein habe man sein Verhalten als Hochmut ausgelegt.

Mit der unbefangensten Miene lächelnd, teilte sie ihm

all dies mit, bis es Gerland schließlich zuviel wurde. Er erklärte, daß es ihm völlig gleichgiltig sei, was diese Art von ihm dächte. —

Dann setzte er sich an sein Schreibpult, aber sehr bald mußte er das Arbeiten bleiben lassen. Der Schüttelfrost wurde ärger, heftiger Kopfschmerz und Übelkeit gesellten sich dazu. Er legte sich zu Bett, und verbrachte eine schlechte Nacht.

* * *

Als er früh den Versuch machte, sich zu erheben, vermochte er vor Schwäche nicht auf den Beinen zu stehen; er begriff, daß die Sache ernsterer Natur sei.

In Breitendorf selbst war kein Arzt. Vor Jahren hatte sich zwar ein frisch von der Universität gekommener junger Mediziner im Orte niedergelassen, aber es war ihm nicht gelungen, sich eine Praxis zu begründen. Er konnte nicht aufkommen gegen den Einfluß der alten Tonchen, die mit Besprechen und Sympathie die Leute behandelte. So räumte denn der junge Mann bald wieder das Feld.

Der nächste Arzt war Doktor Herzner in Färbersbach, den Gerland durch Pastor Dornig kennen gelernt hatte. Es knüpften sich nicht gerade die angenehmsten Erinnerungen für ihn an jene Tischgesellschaft in Färbersbach — die Blasphemieen des jungen Arztes waren Gerland noch gut im Gedächtnis. Nur mit Widerwillen dachte er daran, seine Hilfe anzurufen.

Aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Bis zur Kreisstadt war es weit, und so entschloß er sich denn,

einen Boten nach Färbersbach zu Doktor Herzner abzuschicken.

Inzwischen pflegte ihn die Witwe; ihr Eifer wurde ihm beinahe zu viel. Sie legte ihm wiederholt die Hand auf die Stirn, fühlte ihm den Puls und wollte ihn bequemer betten. Beständig hielt sie sich in seiner Nähe. Er machte Andeutungen, daß er allein sein wolle, die sie wohl hätte verstehen können; sie blieb, und er fühlte sich zu schwach, um etwas dagegen zu thun.

Das Fieber stieg. Es ward ihm unleidlich warm im Bette; die Anwesenheit der Frau zwang ihn, sich zugedeckt zu halten. Zeitweise verfiel er in Halbschlaf; wenn er aufwachte, sah er sich erstaunt um. Warum kam nur der Arzt nicht? Er versuchte es, sich wach zu erhalten, indem er seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand fixierte, aber sie entschlüpften ihm, oder arteten in abenteuerliche Phantasieen aus.

Die Pastorin war nicht mehr im Zimmer.

Ja, diese Pastorin! Was für ein sonderbares Wesen! Man konnte nicht aus ihr klug werden. Wie sie ihn vorhin angelächelt hatte. — Wie lange dauerte eigentlich ihre Gnadenfrist noch? Er rechnete, zählte die Wochen und Monate, kam aber nicht damit zu Stande, — Schlaf hielt ihn schon wieder gefangen.

Er träumte: in einer Hängematte liege er, und blicke in den Himmel. Ganz deutlich sah er das Himmelsblau und eine Menge kleiner weißer Wolken darüber hinweghuschen. Er hielt Kants Kritik der reinen Vernunft in der Hand und wollte lesen; es war einer seiner Bände, in marmoriertem Papier mit braunem Lederrücken, auf dem

die goldenen Buchstaben schon halb verwischt waren. Auf einmal hörte er eine Stimme an seinem Ohre flüstern. Er wandte sich erstaunt um. Eine Dame stand neben ihm und legte ihm die Hand auf die Stirn, sie war merkwürdig gekleidet: Arme und Hals entblößt, fertig zum Balle, wie's schien. — Sie lächelte; an diesem Lächeln erkannte er sie wieder. Er sah ihre Augen und ihre weißen Zähne plötzlich dicht vor seinem Gesichte, als sei sie ein Raubtier, dem es nach seinem Fleische gelüste. Mit einem Schreie fuhr er auf und fand sich in seinem Bette sitzend — allein.

Welch ein Traum!

Er war ziemlich klar bei Sinnen und grübelte dem Geträumten nach. Beunruhigt warf er sich im Bette hin und her. Es war beinahe dunkel geworden. Jetzt glaubte er Stimmen zu vernehmen, er spannte — unten im Garten sprach man. Die Witwe war dabei, soviel konnte er heraushören. Er vernahm, wie sie kicherte — ihr wohlbekanntes helles Kichern. — Was gab es nur da unten, daß man sich so belustigte? —

Wieder dämmerte er ein wenig ein, dann erweckte ihn ein Geräusch im Zimmer. Die Witwe war eingetreten.

„Ist der Doktor da?"

„Nein!"

„Wer war denn eben unten?"

„Vorhin? — Ach das war nur der Kantor. Er hatte gehört, der Herr Pastor sei nicht wohl, und kam her, um sich nach dem Befinden zu erkundigen."

‚Merkwürdig, dabei mußte so gelacht werden,' dachte Gerland bei sich. Wenzel! Er sah ihn, wie er sich ihm zuletzt eingeprägt hatte, bei dem Leichenschmause, über dem

Teller hockend schlingen. Wenzel! — Und wieder schwanden ihm die Gedanken. —

Als er das nächste Mal aufwachte, standen zwei Gestalten an seinem Bette. Es bedurfte einiger Zeit, bis er herausgefunden hatte, wer diese Männer in dunklen Überziehern seien.

In dem jungen Menschen, der näher stand, erkannte er den Färbersbacher Arzt; die andere gedrungene Gestalt, die sich gegen das helle Fenster abhob, schien Dornig zu sein. Die Witwe war auch nicht fern. Man unterhielt sich im Flüstertone. Eine Nachtlampe brannte im Zimmer. Die Pastorin erzählte Gerlands Krankheitsgeschichte in ihrer Art, mit starken Übertreibungen.

Gerland verdroß ihre Wichtigthuerei. Doktor Herzner schien zu bemerken, was den Kranken störe; er bat die Pastorin, doch eine Wassersuppe für den Patienten herzustellen.

Die Witwe entfernte sich, Dornig trat jetzt an das Bett. „Na, was machst du denn für Geschichten, alter Junge!“ rief er mit einer Stimme, die den ganzen Raum erfüllte.

„Bitte, nicht so laut, Pastor Dornig!“ meinte der Arzt. „Sie sind hier nicht auf der Kanzel.“

Dornig lachte dröhnend. „Na, Sie thun ja wirklich, als ob's bereits zum letzten ginge. Aber das macht ihr Ärzte ja immer so, um hernachen mit euren Wunderkuren zu prahlen.“

„Sie irren sich, Pastor Dornig, wir sind es nicht, die mit Wundern manipulieren.“

Dornig war durch die schnelle Antwort des Arztes

etwas aus dem Texte gebracht. „Was wird's denn weiter sein, als ein bißchen Schnupfen," meinte er.

„Mehr ist es doch; wenn auch von Lebensgefahr keine Rede ist."

„Ich hoffe, er übersteht's, obgleich er Sie zum Arzte hat." — Dornig lachte weiblich.

Der Arzt zeichnete nicht weiter auf ihn und beschäftigte sich mit dem Patienten.

Dornig setzte sich neben das Bett. „Du hast ja da wirklich eine famose barmherzige Schwester! — Das muß ich sagen, von der ließe ich mich auch gleich pflegen."

„Irritieren Sie doch den Kranken nicht," raunte ihm der Arzt zu. Dornig kicherte.

„Werde ich am nächsten Sonntag predigen können?" fragte Gerland nach einiger Zeit.

„Auf keinen Fall! Sie müssen sich halten; unter acht bis vierzehn Tagen lasse ich Sie nicht hinaus."

Gerland seufzte.

„Herr Pastor Dornig wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Sie in Ihren Amtsgeschäften zu vertreten," meinte der Arzt mit diabolischem Lächeln. Dornig erklärte, er habe gerade genug in seiner eignen Parochie zu thun. —

Nachdem der Arzt Verhaltungsmaßregeln gegeben, entfernte er sich und nahm auch Pastor Dornig mit fort.

* * *

Am meisten Sorge bereitete Gerland der Gedanke, daß sein Amt für längere Zeit unversorgt bleibe. Er hatte dem Ephorus pflichtschuldigst seine Erkrankung gemeldet.

Die Order kam zurück, daß der Kantor am nächsten Sonntage lesen möge.

Dem jungen Geistlichen war der Gedanke peinlich. Wenzel, dem Reinheit und Würde so gänzlich abgingen, an geheiligter Stätte lesend, das erschien ihm wie Entweihung. Er sann nach, was zu thun sei, damit die Gemeinde das Gotteswort, von einem berufenen Diener vorgetragen, nicht entbehre. Seine Gedanken blieben bei Polani haften; der mußte Hilfe schaffen. In Annenbad waren ja zwei Geistliche — einer von ihnen konnte füglich die Vertretung übernehmen.

Er schrieb, im Bette aufsitzend, mit zitternder Hand ein paar Bleistiftzeilen, und ließ den Brief durch ein Schulkind nach Annenbad befördern.

Antwort kam zurück: Diakonus Fröschel werde am Sonntag herüberkommen und die Predigt halten. Außerdem brachte das Botenkind ein Körbchen mit, in welchem Weintrauben eingepackt waren — eine Aufmerksamkeit der Pastorin von Annenbad, die ihm gute Besserung wünschen ließ.

Der Sonntag kam heran. Gerland hätte Diakonus Fröschels Predigt nur gar zu gern gehört; er hatte oft an das eigenartige Gespräch zurückdenken müssen, das er mit dem jungen Menschen gehabt. Das kleine blasse Knabengesicht mit den müden Augen und dem verbissenen Zug um den Mund war noch manches Mal vor seinem geistigen Auge aufgetaucht, seit sie sich in Annenbad gesehen hatten. Er konnte sich den Diakonus nicht recht auf der Kanzel denken.

Auch ein paar Taufen, die nicht gut aufgeschoben werden konnten, warteten nach dem Gottesdienste auf Fröschel. —

Pastorin Menke war im Gottesdienste gewesen, sie kam zu Gerland herein, den Kirchenhut auf dem Kopfe, und berichtete brühwarm über den Eindruck, den der fremde Geistliche gemacht.

Es sei nicht viel Gescheites, meinte sie. Bei der Gemeinde habe er auch keinen Anklang gefunden. „Da kann's unser Pfarrer doch ganz anders," war die allgemeine Ansicht gewesen.

Gerland fragte die Witwe näher aus nach dem Inhalte der Predigt. Sie meinte, es wäre eben nicht Fleisch, nicht Fisch gewesen; man sei nachher ebenso klug wie zuvor. Die Moral habe gefehlt. Da hätte ihr Seliger es freilich besser gekonnt, der habe den Leuten tüchtig die Hölle heiß gemacht. Da sei aber auch Gottesfurcht dahinter gewesen und die scheine dem jungen Herrn, der heute gepredigt habe, abzugehen. Und dann sei er ja auch so ein kleiner, häßlicher Mann, meinte sie, und wollte sich ausschütten vor Lachen, über das lächerliche Gesicht und die dünne Stimme Fröschels. „Der hat uns nicht imponieren können," schloß sie, „da sind wir's doch eben ganz anders gewöhnt."

Gerland mußte über ihre grobe Schmeichelei lachen. Unangenehm war es ihm ja gerade nicht, zu hören, daß ihn der Fremde nicht ausgestochen habe vor seinen Pfarrkindern. —

Der Diakonus kam zwischen den Gottesdiensten ins Pfarrhaus herüber, um Gerland zu sehen und das Mittagessen einzunehmen.

Gerland dankte ihm für die Vertretung und sprach die Hoffnung aus, Fröschel ein zweites Mal nicht herüberbemühen zu müssen — am nächsten Sonntag, hoffe er, die

Kanzel wieder selbst betreten zu können. Er wollte und mußte gesund werden. Der Konfirmationsunterricht sollte beginnen, eine Kirchenratssitzung stand bevor, in der er einen längstvorbereiteten Antrag einbringen wollte. Gerland klagte bitter über die sinnlose Thorheit des Zufalls, der ihn gerade jetzt aufs Krankenlager geworfen, wo so vieles Wichtige zu beschicken war.

Fröschel, neben dem Bette sitzend, hörte dem allen mit skeptischer Miene zu.

„Sind Sie denn wirklich so für den Beruf begeistert?“ fragte er.

Gerland sah ihn erstaunt an, ob dieser Frage. „Natürlich bin ich begeistert.“ —

Fröschel lächelte melancholisch: „Schön, schön — wohl Ihnen!“

„Aber ich bitte Sie!“ rief Gerland und setzte sich vor Eifer im Bette auf. „Das müßte doch wahrhaftig ein trauriger Geselle sein, der seinen Beruf nicht liebte. Wo gäbe es denn mehr Gelegenheit, Gutes zu stiften, als in der Stellung eines Landgeistlichen?“

„Was nennen Sie Gutes stiften?“ fragte der Diakonus, und Gerland glaubte etwas wie Gereiztheit aus seinem Tone herauszuhören. „Die Leute in der Kirchlichkeit erhalten, etwa? Denn das ist doch das einzige, was wir noch erreichen können. Lächerliche Figuren sind wir geworden, wir evangelischen Geistlichen, in dieser Zeit; wie Hennen, denen die anvertrauten Entlein aufs Wasser gehen, wohin wir nicht folgen dürfen. — Die Kirche kommt mir vor, wie ein schadhafter Mehlsack, dem von allen Seiten das Mehl entweicht, und wir sind angestellt, zu halten,

was doch nicht zu halten ist. Eine leidlich volle Kirche und möglichst wenig Fälle von Ungetauften und Trauungsverweigerern, die Renommierchristen auf einer hohen Präsenzziffer erhalten, das ist neuerdings das Gemeindeideal geworden. Ist denn diese Art offizieller Kirchlichkeit wirklich soviel wert, daß man die Arbeit eines Lebens daran verschwenden möchte?"

Gerland brannte die ganze Zeit über darauf, den andern zu unterbrechen. Fröschel hatte da ein Gebiet berührt, das, wie kein anderes, sein Denken beschäftigte. „Natürlich rede ich nicht von der offiziellen Kirchlichkeit. Ich verachte sie, weil sie heuchlerisch und selbstgemacht und dem wahren Geiste und Sinne des Evangeliums zuwider ist. Ja, ich hasse sie als den tödlichsten Feind. Wer seinen Lebensberuf darin sieht, diese morsche Ruine zu stützen, den bedaure ich. Aber ich dächte, es gäbe doch schließlich noch andere Aufgaben, die für den evangelischen Pfarrer zu lösen bleiben."

„Und die wären, wenn ich fragen darf?"

„Nun — jede Art von Hilfe und Tröstung. Gerade in jetziger Zeit, wo eine neue Weltanschauung einzudringen beginnt, wo alle Stützen wanken, wo alle ratlos umhertasten, kann man Großes wirken, durch Lehre, Beispiel und Hilfe, durch Stärkung und Festigung im Glauben."

„Jawohl, im Glauben," meinte Fröschel und lachte bitter; „das klingt sehr gut und ist sehr leicht gesagt — und es sind eben doch nur Redensarten."

Gerland fuhr auf, stark errötend; fast noch mehr als seine Worte reizte ihn die geringschätzige, spöttische Miene des anderen.

„Redensarten — wie meinen Sie das! — Glauben

Sie, daß ich mich mit einer Überzeugung schmücke, die ich nicht hege?"

„Ich wollte Sie nicht beleidigen; verzeihen Sie, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe. Ich meinte, ganz im allgemeinen, daß wir Theologen mit Worten wie Tröstung, Festigung im Glauben und dergleichen zu schnell bei der Hand sind. Alle diese Worte sind so abgebraucht, bedeuten gar nichts mehr, weil sie über hundert heuchlerische Zungen gegangen sind. Aber sie laufen einem von selbst unter; ich weiß das aus eigner Erfahrung. Die alten Phrasen sind fadenscheinig geworden; aber man holt sie eben doch immer wieder hervor — denn Flicken und Löcher zustopfen, das ist ja unser Handwerk. — Ich will gern glauben, daß Sie es ernster meinen; Sie scheinen durchdrungen von einem Enthusiasmus, der mir leider abgeht. — Sagen Sie mir nur das eine, aber aufrichtig: haben Sie die Überzeugung, Seelen — auch nur eine Seele — für das, was wir das Reich Gottes nennen, gewonnen zu haben in Ihrer bisherigen Thätigkeit?" —

Die Frage kam unerwartet und überraschte Gerland. Er sann nach und suchte: Seelen, die er für das Reich Gottes gewonnen? Vor seinem geistigen Auge mußte die Schar der Beichtkinder Revue passieren. Wie wenige es doch im Grunde waren, die da in Frage kamen. „Seelen, für das Reich Gottes?" — Ein jugendlich anmutiges Gesicht tauchte vor seinem Gedächtnisse auf. Sollte er jenen in sein kostbarstes Geheimnis einweihen — sollte er ihm von Gertrud Haußner erzählen? —

Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell, wie er ihn gefaßt hatte. —

„Wer wollte sich vermessen," meinte er, „sich solcher Erfolge zu rühmen? Man müßte ein Herzenskündiger sein, um sagen zu können, wie man mit Gottes Hilfe gewirkt. Aber eines darf ich ohne Überhebung wohl behaupten: von dem Samen, den ich hier ausgestreut, ist doch einiges aufgegangen. — Sie sollen Beispiele haben." —

Er erzählte dem anderen von der alten Märzliebs-Hanne und ihrer Familie; auch von dem gottseligen Tode der Enkeltochter gab er Bericht. Unbewußt verlieh er der Erzählung eine Färbung, die mehr seinem Wunsche, das Behauptete zu erhärten, als der nüchternen Wirklichkeit entsprach. Die Bibelstunde und ihre Erfolge wurden nicht unerwähnt gelassen. So verrottet, wie er die Gemeinde von dem Amtsvorgänger übernommen, war sie jetzt doch nicht mehr. Er führte Kantor Wenzel an, der sich unter seinem Einflusse des Trunkes entwöhnt hatte; durch Erwähnung des Lehrers kam er auf seinen Plan, den Religionsunterricht zu verinnerlichen und zu durchgeistigen. Der Konfirmationsunterricht sollte ihm eine weitere Handhabe zur Erweckung der jugendlichen Seelen bieten. Predigt, Taufe, Trauung, Sterbelager, Grab, boten Gelegenheit, auf die Geister einzuwirken. Und wenn nur alle Möglichkeiten mit Energie ausgenutzt wurden, mußte es schließlich doch gelingen, die schlafenden Gemüter aufzurütteln, und bei Alt und Jung den christlichen Sinn neu zu beleben.

Fröschel hörte aufmerksam zu; der ironische Zug schwand um seinen Mund, ein wenig färbten sich seine gelben Wangen, seine kleinen, im Kopfe versunkenen Augen wanderten unstet hinter den Brillengläsern.

„Sie sind zu beneiden! — wirklich zu beneiden!"

rief er ein über das andere Mal, in nervöser Unruhe die Hände reibend.

„Wieso zu beneiden?"

„Um Ihren Optimismus."

„Aber, lieber Amtsbruder, können Sie denn nicht genau dasselbe thun wie ich? ‚Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.' Sie brauchen ja nur zuzugreifen; häuserhoch wartet unser die Arbeit. Stürzen Sie sich nur einmal hinein mit Eifer; Sie werden sehen, was das für Befriedigung gewährt."

„Ein guter Rat! Ungefähr so, als ob Sie einem Tauben den Vorschlag machten, sich an dem Gesang der Vögel zu erfreuen; das würde ihn über seine Taubheit trösten," meinte jener bitter.

„Lieber Amtsbruder — sprechen wir nicht länger in Vergleichen und Rätseln," sagte Gerland und versuchte besondere Herzlichkeit in Ton und Miene zu legen; „reden wir frei zu einander; eröffnen Sie sich mir doch ganz!" Er ergriff dabei Fröschels Rechte.

Aber jener entzog ihm seine Hand und rückte ab; Gerland blickte befremdet in ein verdüstertes, mißmutiges Gesicht.

Man mußte vorsichtig sein in Behandlung dieses Herrn, der, wie es schien, Teilnahme als Kränkung auffaßte und jedes Entgegenkommen mißtrauisch ablehnte. — Aufdrängen wollte sich Gerland auch nicht. Ein sonderbarer, verschlossener Geselle! aber Interesse konnte man ihm doch nicht versagen. —

Gerland lenkte das Gespräch auf ein unverfänglicheres Thema; man sprach über Bücher. Anlaß dazu gaben

einige Bände, die Polani dem Diakonus zur Lektüre für Gerland mitgegeben hatte. Es zeigte sich, daß auch Fröschel die reichhaltige Bibliothek Polanis eifrig benutze. „Die bessere Hälfte dieses Herrn," wie Fröschel die Büchersammlung seines Pastors spottend benannte.

Gerland staunte über die Belesenheit des anderen. Fröschel gestand, daß er Nächte über den Büchern zubringe. „Sie leben unvernünftig," meinte Gerland.

„Das sagt meine Mutter auch. Aber schließlich, jeder hat seine Passion: Sie Ihren Optimismus — ich die Wissenschaft. — Wozu soll man sich denn auch schonen; es ist ja nicht der Mühe wert."

„Sie haben eine Mutter — Sie Glücklicher!"

„Ja — wir leben zusammen."

„Sehen Sie, nun ist es an mir, Sie zu beneiden. — Eine Mutter — wenn man seine Mutter noch hätte!"

„Wenn Sie mich einmal besuchen wollen, werde ich Sie mit meiner Mutter bekannt machen."

„Das wird mir eine große Ehre sein."

Sie verabredeten, daß Gerland, sobald er wieder völlig hergestellt sei, nach Annenbad herüberkommen solle. Fröschel war jetzt völlig aufgeräumt und schien seine vorige Mißstimmung überwunden zu haben.

„Eine alltägliche Frau ist meine Mutter nicht, das sage ich Ihnen im voraus."

„Nach dem Sohne zu schließen, konnte ich das auch nicht erwarten." —

XIII.

Ein Paket aus der Heimatstadt kam für Gerland an, seine älteste Schwester schickte ihm warmes Unterzeug; er hatte ihr seine Erkrankung mitgeteilt. Ihre schwesterliche Teilnahme that ihm wohl, aber der beiliegende Brief verdroß ihn. Aus jeder Zeile las er, daß ihn die Schwester nicht verstehe.

Sie schrieb ihm, daß der Geistliche an der Trinitatiskirche schwach auf der Brust werde, und daß er's voraussichtlich nicht mehr lange treiben würde. Fräulein von Enterlein hätte neulich gesagt: daß wäre doch eine Stelle für den Herrn Bruder, und auch andere Leute, deren Stimmen etwas gälten, schienen so zu denken. Dann ließ die gute Schwester so ganz gelegentlich eine Bemerkung über die glänzende Karriere einfließen, die Paul, ein entfernter Vetter, gemacht, der ins Provinzial-Konsistorium berufen worden war; und ihr Mann habe gesagt: wer sich in jetziger Zeit nicht an den Laden lege, der bringe es zu nichts. —

Gerland wußte genau, was all das bedeuten sollte.

Das Paket mit dem Briefe war eingelaufen, als der Geistliche bereits in Rekonvalescenz begriffen war. Doktor Herzner hatte ihm gestattet, im Zimmer auf und ab zu gehen; ins Freie durfte er noch nicht.

Gegen das Verbot des Arztes suchte Gerland auch schon wieder das Expeditionszimmer im Parterre auf, wo sich mancherlei Arbeit angehäuft hatte.

Trotz des dicken Überziehers, den er angelegt, dünkte es ihm kalt in dem ungeheizten Raume; er beschloß daher oben zu schreiben. Er suchte zusammen, was er nötig hatte, und ging die Treppe hinauf. Es fiel ihm auf, daß die Thür zu seinem Zimmer, die er geschlossen zu haben glaubte, offen stehe. Jemand mußte drinnen gewesen sein. Seine Filzschuhe verrieten ihn nicht; ungehört trat er auf die Schwelle.

Was mußte er sehen! Die Pastorin, ihm den Rücken zuwendend, ganz in die Lektüre des Briefes vertieft, den er auf dem Schreibtische liegen gelassen.

Er räusperte sich, um ihr seine Anwesenheit bemerkbar zu machen. Wie mit Blut übergossen stand sie da, auf frischer That ertappt; dann stammelte sie eine sinnlose Entschuldigung: sie hätte geglaubt, es sei einer ihrer Briefe gewesen, den sie seit einiger Zeit vermisse.

Er sagte kein Wort. Die Frau hielt es für das klügste, sich zu entfernen.

Jetzt wurden ihm mancherlei Erscheinungen klar, die er wohl bemerkt, aber denen er bisher keinerlei Bedeutung beigelegt. Sein Tagebuch hatte er gelegentlich an einem ungewohnten Flecke gefunden, einer seiner Briefe war auf

rätselhafte Weise verschwunden. Kein Zweifel mehr, sie hatte seine Korrespondenz und sein Tagebuch gelesen.

Der Gedanke, daß sie so Mitwisserin seiner intimsten Geheimnisse sei, war ihm unsagbar peinlich. Er begann sich Vorwürfe wegen seiner übergroßen Vertrauensseligkeit zu machen.

Diesem Zustande mußte, sobald es nur anging, ein Ende bereitet werden. Das Gnadenhalbjahr war in wenigen Tagen abgelaufen; er wußte, die Witwe trug sich mit der Hoffnung, noch länger bleiben zu dürfen. Sie hatte öfters darauf angespielt, und im Scherze bemerkt: er müsse jemanden haben, der ihn bemuttere. Gerade in der letzten Zeit, während seiner Erkrankung, hatte sie es verstanden, sich ihm unentbehrlich zu machen. So war es zu einer Art stillschweigenden Abkommens zwischen ihnen gekommen, daß sie auch nach Ablauf der Gnadenfrist im Hause bleiben und ihm die Wirtschaft führen werde.

Damit war es natürlich jetzt vorbei.

Da er einen begreiflichen Abscheu vor Weiberthränen hegte, teilte er ihr die Kündigung schriftlich mit. Das Briefchen hatte zur Folge, daß sie nicht zum Essen erschien. Durch das Mädchen ließ sie sagen, sie sei erkrankt und müsse das Bett hüten. Gerland bekam den ganzen Nachmittag und Abend nichts von ihr zu sehen; er war gespannt, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Am nächsten Tage erschien sie wieder bei Tisch, blaß, mit verweinten Augen. Warum sie ihr Witwenkleid, nachdem sie längst die Trauer um den Seligen aufgegeben, heute wieder angelegt, war schwer zu verstehen. Mit Ostentation hielt sie die Blicke zu Boden gerichtet und sprach

kein Wort, die Befehle an das bedienende Mädchen gab sie mit leiser, trauriger Stimme.

Dieselbe betrübt feierliche Miene beim Abendbrot. Gerland wurde es schwer, den Zustand zu ertragen. Sie bewies Menschenkenntnis bei der Wahl ihrer Methode. Schon fing das Mitleid an, in seinem Herzen Stimme für sie zu erheben. War seine Maßregel nicht allzuhart? Die Frau hatte in diesem Hause glückliche Jahre verlebt. War es nicht grausam, sie, die kein Heim hatte, auszuweisen? —

Der Witwe schien die Wandlung in Gerlands Stimmung nicht entgangen zu sein, sie sprach zu ihm im demütigen Tone der reuigen Sünderin. Ihre Derbheit, der burschikose Ton waren verschwunden, hatten einem verfeinerten, weicheren, geläuterten Wesen Platz gemacht.

Im Hause zeigte sie den größten Eifer. Jeden Wunsch schien sie ihm von den Augen ablesen zu wollen. Und wenn Gerland mit absichtlicher Schroffheit ihre Dienste ablehnte, hatte sie einen so wehmütig bittenden Blick, daß er sich besiegt fühlte.

Schon war der Zeitpunkt, an dem sie nach Gerlands ursprünglicher Bestimmung das Haus verlassen sollte, überschritten; stillschweigend war sie geblieben. Er konnte sich nicht entschließen, kurzen Prozeß mit ihr zu machen, obgleich ihn eine geheime Stimme häufig dazu mahnte. Die unsichtbaren Beziehungen zwischen Mensch und Mensch mit einem Rucke zu zerreißen, schien so unendlich schwer.

Auch Vernunftsgründe sprachen dafür, sie zu behalten.

Wo eine andere Haushälterin herbekommen? Sollte er, wie Dornig, in den Gasthof zum Essen gehen?

Die Wage begann sich zu Gunsten der Witwe zu neigen.

* * *

Gerland, der seinen früheren gesunden Schlaf wiedergewonnen, erwachte mitten in der Nacht von einem Geräusch an der Thür. Erstaunt setzte er sich im Bette auf; der Dunkelheit wegen konnte er zunächst nicht das geringste erkennen. Er suchte seine Gedanken zusammen und fragte sich, ob er nicht geträumt habe.

Da, ein Klopfen! — jetzt ganz deutlich, an der Thür.

Auf seine Frage, wer da sei, antwortete die Pastorin mit zaghafter Stimme. Sie fürchte sich so sehr, unten habe es an einen Fensterladen gerüttelt — sie glaube, man wolle einbrechen.

Im ersten Augenblick durchfuhr den jungen Mann ein heftiger Schreck; doch sprang er sofort aus dem Bett und rief: er werde kommen. Dann machte er Licht und fuhr in die ersten besten Kleidungsstücke, die ihm in die Hand fielen.

Während des Anziehens überlegte er, daß er keinerlei Waffe besitze. Ein Stock, das war alles, was er auftreiben konnte; den nahm er zur Hand und öffnete die Thür.

Die Witwe stand vor ihm, ein Licht in der Hand.

„Wie ich aus dem Bette komme, so stehe ich vor Ihnen, Herr Pastor," flüsterte sie. „Ich habe solche Angst. Jemand will einbrechen — ganz gewiß!"

Gerland ließ sich in Eile beschreiben, was sie wahrgenommen habe. Sie blickte sich ängstlich um und berichtete, daß sie von einem Geräusche erwacht sei, vom Expeditionszimmer her. Ganz deutlich habe sie flüsternde Stimmen vernommen. Dann sei es eine Zeitlang ganz still geworden, aber plötzlich habe sie Lärm an der Hinterthür gehört, als feile jemand Eisen. Da sei sie aufgesprungen und hergelaufen — „gerade wie ich bin — weil ich so erschrak."

Man stand eine Weile und lauschte mit angehaltenem Atem; nichts ließ sich hören. Die Nacht war windstill. Dennoch beschloß der Geistliche, ins Erdgeschoß hinab zu gehen. Er faßte seinen Stock fester und forderte die Witwe auf, ihm mit dem Lichte zu folgen. Das Herz klopfte ihm, er zitterte, aber er schritt doch vorwärts.

Im Hausflur blieben sie von neuem stehen und lauschten. Nichts zu hören.

Er untersuchte die vordere, darauf die hintere Thür, beide waren unversehrt. „Haben Sie sich nicht getäuscht, Frau Pastorin?" Sie beteuerte, daß sie verdächtigen Lärm gehört habe.

Vorsichtig öffnete er die Thür zum Expeditionszimmer; der Raum war leer und in gewohnter Ordnung.

Gerland schüttelte den Kopf.

„Sie müssen sich getäuscht haben, Frau Pastorin."

„Herr, mein Gott!" schrie die Witwe plötzlich auf und umklammerte seinen Arm. Unwillkürlich fuhr Gerland zusammen. „Was ist denn?"

„Hörten Sie's denn nicht?"

„Was denn?"

„Schon wieder! — Im Garten."

„Was?"

„Stimmen — ganz deutlich! — — Ach Gott, Herr Pastor — ich fürchte mich so." Und sich an ihn schmiegend, suchte sie Schutz bei ihm.

„Das ist ja Unsinn!" rief Gerland ärgerlich und machte sich los. Dann schritt er zum Fenster, riß es auf, öffnete auch die äußeren Läden; die Nacht war still.

Noch einmal ließ er sich den Vorgang von ihr berichten; sie erzählte mit großer Ausführlichkeit und mit Einzelheiten, die sie zuvor nicht erwähnt hatte.

Er hörte ihr aufmerksam zu. Ob es möglich war, daß sie das alles geträumt hatte, ob sie eine so lebhafte Phantasie besaß? Denn welchen Grund konnte sie haben, dergleichen zu erfinden?

Die Ahnung eines Verdachtes stieg in ihm auf; er musterte sie scharf. Sie senkte den Blick und zog die offenstehende Nachtjacke über der Brust zusammen. „Sehen Sie mich doch nicht so an, Herr Pastor!"

Er erschrak heftig. Was bedeutete das Wort?

Sie schlug die Augen zu ihm auf, mit einem Ausdrucke, der ihm den Verstand rauben wollte. Ihre Hand nestelte an der Jacke herum, die von neuem auseinandergefallen war.

Gerland lehnte gegen die Wand, schwer atmend, kreidebleich. Der Raum schien sich um ihn zu drehen, der Boden ihm unter den Füßen zu schwinden.

Er und sie — — kein Mensch, der sie sah — und ihre Blicke! — —

Mit weitgeöffneten Augen starrte er sie an.

„Sehen Sie doch nicht so auf mich!" Die Flamme,

die in ihren Augen aufleuchtete, strafte ihre Worte Lügen.

Er bebte am ganzen Leibe, schwankte, wollte Fuß und Arm heben. Vergangenheit und Zukunft schienen in eins zusammenzufließen. Tausend Gedanken mochten in einer Sekunde sein Hirn durchsausen. Das Fazit eines Lebens wurde hier gezogen. Ein kurzer Kampf, der über Glück, Reinheit und Würde seines Daseins entschied.

Und gleichsam zum Zeichen, daß der Kampf entschieden sei, richtete er sich mit einem Zusammenraffen des ganzen Körpers aus seiner schlaffen Stellung auf, stellte sich vor das Weib hin, lachte ihr ins Gesicht, und schritt an ihr vorbei, hinaus, sich im Dunkeln den Weg nach seinem Zimmer suchend.

* * *

In dieser Nacht ging er nicht mehr zu Bett. Das Bewußtsein, einer riesenhaften Gefahr entgangen zu sein, hielt alle seine Sinne wach; er war wie einer, der in traumwandelnder Sicherheit an einem Abgrund dahingeschritten und nachträglich, wo er auf seinen Weg zurückblickt, erst vom Schwindel gepackt wird.

Welch teuflische Raffiniertheit wohnte in dieser glatten Haut, die sie seinen Blicken so schamlos preis gegeben.

Er dachte zurück; ein Zug fügte sich zum andern, bis das Bild fertig war und er ihren wohlerwogenen Plan von Anfang an zu durchschauen glaubte. Das Bild seines Amtsvorgängers tauchte vor ihm auf. Mit einem war ihr's gelungen; er hatte ein zweiter Menke werden sollen.

Immer neues Material brachte sein Gedächtnis herbei. Blicke, Gebärden, Andeutungen, denen er früher keinen Wert beigelegt, bekamen jetzt eine ganz andere Bedeutung; er war umstellt gewesen von Schlingen die ganze Zeit über.

Was kann dem erhebenden Gefühl, dem reinen Glücke, dem seligen Stolze gleichkommen, die der junge Mann empfand, bei dem Bewußtsein, überwunden zu haben in einer Versuchung, wie sie ihm das Leben so riesengroß, dämonisch und überraschend noch nicht gebracht.

Merkwürdig, als er da unten gestanden, an die Wand gelehnt, vor sich die reife Frucht, die sich ihm anbot, da hatte er an keinen Gott gedacht, kein Gebet um überirdische Hilfe war von seinen Lippen gekommen. Aus selbsteignem Entschlusse heraus hatte er dort sein Geschick entschieden.

Aber jetzt in der Überfülle seines Glückes über den jungen Sieg, mußte er die aufquellende Gewalt der Gefühle auslassen und mitteilen; das Bedürfnis zu danken und zu preisen überkam ihn mit Gewalt.

Höchste Not und höchstes Glück vermag der Mensch nicht allein zu ertragen.

Und Gerland beugte die Kniee.

XIV.

Pastorin Menke war gegangen; zum Schlusse hatte sie ihr wahres Gesicht gezeigt. Auseinandersetzungen häßlichster Art waren es, die zwischen der Scheidenden und dem jungen Geistlichen stattfanden; die Witwe machte allerhand Forderungen geltend, die ihr angeblich aus der Wirtschaftsführung noch zukamen. Von mehreren Stücken, die Gerland als Inventar des Parrhauses übernommen hatte, behauptete sie, daß sie ihrem verstorbenen Gatten persönlich zugehört hätten. Gerland, in geschäftlichen Dingen unbewandert, zog bei diesen Verhandlungen natürlich den kürzeren.

Sie hatte die Stirn, auch noch die unschuldig Gekränkte zu spielen; Gerland hätte ihr den Stuhl vor die Thüre gesetzt, sprengte sie aus, treibe sie, die Verlassene, ohne jeden Anlaß aus dem Hause, wo sie glückliche Jahre an der Seite des geliebten Gatten verbracht hatte. — Gerland merkte es an den Mienen und einzelnen versteckten Bemerkungen seiner Beichtkinder, daß die Sympathieen

auf seiten der Witwe seien. Man zieh ihn der Härte und Grausamkeit.

Was konnte er gegen den ungerechten Verdacht thun? Sollte er hintreten und öffentlich erklären, was sich in einsamer Nachtstunde zwischen ihm und der Frau zugetragen? — —

Er atmete daher auf, als sie endlich abgezogen war. Ihr Abschied vom Pfarrhause fand unter starkem Zulaufe statt. Es schien fast, als wollte man demonstrieren. Der junge Gutsbesitzer Finke war mit Frau und Anhang erschienen und hatte mehrere Wagen mitgebracht.

Schwarz gekleidet, das Taschentuch vor den geröteten Augen, so schwankte die Witwe, von zwei Freundinnen gestützt und von einem kleinen Zuge Bekannter gefolgt, zum letzten Male vom Pfarrhause nach dem Gottesacker, wo sie sich auf dem frischbekränzten Grabe des Seligen niederwarf und ihrem Witwenschmerze Ausdruck gab.

Dann fand in drei Geschirren die Abfahrt statt, nach der Kreisstadt.

Gerland behielt das Mädchen, welches bereits unter der Pastorin gedient hatte, im Hause. Freilich um sein tägliches Brot war es von jetzt ab traurig genug bestellt. Aber wenn auch sein Magen hin und wieder knurrte, einen guten Mittagstisch wollte er doch nicht um den Preis seiner Ruhe erkaufen.

* * *

Jetzt, nachdem er sich völlig hergestellt fühlte, dachte Gerland daran, seine Freunde in Annenbad aufzusuchen.

Eines Morgens machte er sich zeitig auf den Weg. Über Breitendorf lag noch dichter Nebel. Strohdächer, Holzgiebel und die Kronen der Obstbäume ragten aus weißem Dunste hervor. Es hatte zum ersten Male gefroren in der vergangenen Nacht; er erkannte es an den Georginen, welche Häupter und Blätter trauernd hängen ließen. Über dem Grase lag Reif. Als er an der Scheune des Kirchbauers vorüberschritt, ertönte von der Tenne her der Dreitakt des Dreschflegels. — Die Sonne hielt sich hinter Schleiern, die Berge waren verdeckt durch niedriggehende Wolken. Nebelschwaden lagen über den braunen Äckern und grauen Stoppeln.

Hier und da waren Leute auf den Feldern beschäftigt, Männer hinter dem Pfluge. „Hotte ho!" klang es eintönig durch den Nebel zu dem Wanderer auf der Landstraße herüber. Einzelne dreiste Krähen und Dohlen folgten der Pflugschar in der frisch aufgeworfenen Furche.

Nach zweistündigem Marsche etwa kam Gerland an eine Wegteilung. Unter drei alten Lindenbäumen stand hier ein Erlöserbildnis, ein buntgemalter Holzkorpus mit goldglänzendem Heiligenscheine. Die rotblutende Wunde in der Seite fehlte nicht.

„O Mensch, bedenk' das Ende,
Bedenke das Gericht.
Es müssen alle Stände
Vor Jesu Angesicht. —"

stand darunter zu lesen.

Aus den Feldgemarkungen kam der Geistliche in waldiges Gelände; stundenlang kein Dorf, kein Haus am Wege. Der Wald legte schon sein buntes Herbstkleid ab;

Ahorn, Birke und Linde waren kahl, nur die Steineiche hielt ihre braunen verdorrten Blätter mit mannhafter Zähigkeit fest. Eichelhäher waren in großer Schar thätig, flogen dreist und neugierig neben dem Wanderer her, von Baum zu Baum.

Dann kam eine nebelumhangene Wiesenmulde, auf schwarzem Moorboden spärlicher Gras- und Binsenwuchs; hier und da die Rasennarbe abgeschält und der Torf zu Haufen geschichtet, an einem dunklen, träge fließenden Wasser lüderliche Erlenstümpfe. Eine öde, erbärmliche Landschaft, erstorben, trostlos, als sei niemals Sommer gewesen und als könne niemals wieder Frühling sein.

Gerland fühlte sich angesteckt von der Melancholie der Umgebung. Schwer und trübselig schlichen seine Gedanken am Boden hin, wie die grauen Nebelstreife. —

Gott sei Dank! Endlich lüftete sich der Schleier ein wenig; ein gelber, mattglänzender, braunumränderter Fleck am Himmel ließ ahnen, wo die Sonne stehe. Frischer Wind strich über die Höhen, die Bergketten wurden frei; der Ort da unten im Thale mit den beiden Kirchen war Annenbad. —

Eine Stunde darauf saß Gerland auf bequemem Lederstuhle vor einem guten Frühstück, ihm gegenüber die Frau Pastorin von Annenbad; Polani war ausgegangen in Amtsgeschäften.

Sie waren beide befangen gewesen beim Wiedersehen, Gerland und die Frau.

Man suchte sich darüber durch vieles Sprechen hinwegzuhelfen. Sie erzählte von der Badesaison, die vorbei sei, und dem langweiligen Winter, der nun vor der

Thür stehe; dann plötzlich, ziemlich unmotiviert, begann sie vom Grafen Mahdem. Halb und halb suchte sie sich über ihn lustig zu machen, und Gerland entsann sich doch sehr wohl, wie ihr die Aufmerksamkeit des Magnaten gefallen hatte. —

Alles was sie vorbrachte, machte einen schiefen, gesuchten Eindruck, das schien sie auch selbst zu empfinden.

Er begriff heute nicht, daß sie jemals Eindruck auf ihn hatte hervorbringen können. Er stand nicht mehr unter dem Banne ihrer dunklen Augen; der Rausch, den das Gefühl ihrer Nähe bei jener abendlichen Fahrt ihm erregt, war verflüchtigt.

Seine Stellung zum Weibe hatte sich verändert, ohne daß er sich selbst Rechenschaft über diese Wandlung gegeben. Der geheimnisvoll duftige Zauber, den jedes weibliche Wesen bisher für ihn gehabt, war zerstört. Seit er sich selbst in der Versuchung besiegt hatte, fühlte er sich überlegen in seiner Männlichkeit; sein Sinn war ernüchtert und sein Auge dem andern Geschlechte gegenüber geschärft.

Sie führte ihn diesmal nicht in ihren Salon. Man blieb im Eßzimmer am gedeckten Frühstückstisch sitzen, sie mit einem elegant gebundenen Buche in der Hand, in dem sie spielend blätterte.

Gerland empfand, daß es auf die Dauer ermüdend wirke, mit ihr zu sprechen; wenn sie es auch nicht an Worten fehlen ließ, so gab sie doch ungemein wenig Gedanken. Er mußte unausgesetzt neuen Stoff zu Tage fördern, damit das Bächlein der Unterhaltung nicht ganz zum seichten Rinnsale werde.

Um etwas zu sagen, fragte Gerland, was für ein Buch sie da in der Hand halte. Sie reichte ihm das goldverzierte Bändchen hin: „Auf Gottes Wegen". —

„Graf Mahdem hat mir das geborgt," erklärte sie. „Ist es nicht schön, daß sich ein solcher Herr so für das Religiöse interessiert?"

Ihn reizte es, zu erfahren, wie sie selbst zur Religion stehe.

Sie sei religiös, erklärte sie, und bete viel. Sie könne nicht einschlafen, ohne ihr Gebet gesprochen zu haben, und jeden Morgen lese sie ihre Andacht. Nicht gebetet, das komme ihr so vor, als ob man sich nicht gewaschen habe; es seien ja auch nur die „ganz schlechten und ordinären Menschen", die nicht glaubten.

Ihr seichter, dünkelhafter Positivismus war unausstehlich. Unwillkürlich drängte sie ihn in die Opposition. Er rief ihr zu: der könne überhaupt garnicht vom Glauben sprechen, der nicht einmal völlig am Glauben verzweifelt sei.

„Aber was sind Sie denn eigentlich für ein Geistlicher!" meinte sie ehrlich entsetzt. „Sie sprechen ja wie ein Heide."

Er mußte lächeln und meinte, so schlimm sei es nicht.

Ob er vielleicht der „Ritschelschen Richtung" angehöre, fragte sie, offenbar nicht wenig stolz, daß sie von der Existenz dieser Theologenschule etwas wisse.

Schulen und Richtungen gäbe es überhaupt nicht für ihn, erklärte er; für ihn gäbe es nur das Evangelium Jesu Christi.

„Nun, dann sind Sie ja also fromm; das freut mich!

Was Sie vorhin sagten, klang sehr liberal. — Wissen Sie, eigentlich spreche ich mit meinem Manne nie über Religiöses — ist das nicht sonderbar?" —

Gerland bestätigte, daß dies in der That merkwürdig genug sei; über diese größte aller Fragen müsse man sich, so denke er, zwischen Eheleuten doch am allerersten auseinandersetzen.

„Ach — wissen Sie — das ist beim Verheiratetsein ganz sonderbar" — sie blickte von Gerland weg — „in vielen Dingen bleibt man sich fremd. — So zum Beispiel, wie wir beide jetzt gesprochen haben, könnte ich mich mit meinem Manne nie unterhalten — das wäre ganz unmöglich."

Er schwieg betroffen. Sie hatte das viel ernster gesagt, als alles, was er je zuvor von ihren Lippen vernommen.

Ihr Mund zuckte; sie bewegte die Lippen, als wolle sie etwas sagen, er sah gespannt weiteren Eröffnungen entgegen. Aber dann, als habe sie ihren Sinn geändert, sprang sie auf ein gleichgiltiges Thema über, und überließ ihn seinen Vermutungen über den verborgenen Sinn ihrer Worte. —

Nachdem er so eine Stunde und mehr mit ihr verplaudert, bat er sich Urlaub aus; er habe noch einen Besuch im Orte vor.

Wen er in Annenbad besuchen wolle, fragte sie neugierig. Geringschätzig zuckte sie die Achseln, als sie hörte, daß es nur Diakonus Fröschel sei.

* * *

Auch den Diakonus traf er nicht zu Haus an; aber die ältere Dame, welche ihm öffnete, erklärte, wenn er Pfarrer Gerland von Breitendorf wäre, so sei sie ermächtigt, ihn anzunehmen. Ihr Sohn habe ihr eingeschärft, den Herrn Pastor auf keinen Fall fortzulassen, falls er selbst nicht zu Haus sei.

Sie bat ihn, ins Zimmer zu treten.

Das Quartier machte, besonders nach dem Polanischen gesehen, den Eindruck der Enge und Ärmlichkeit.

Die alte Dame nahm auf einem verschossenen Sofa Platz, das vor einem runden Tisch mit weißer Decke stand. Schmuck und Luxusgegenstände fehlten vollständig. Keine Blumen, keine Nippsachen, nicht einmal ein Spiegel war vorhanden, doch hingen einige Stiche in einfachen Rahmen an den Wänden: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt darstellend. Außerdem wurden die grau und grünen Streifen der Tapete nur noch durch eine Anzahl schwarzer Pappvierecke unterbrochen, auf denen in goldenen Buchstaben Bibelsprüche zu lesen. Über einem niederen Betpulte erhob sich ein hölzernes Kruzifix mit weißem Elfenbeinkorpus. Bibel, Gesangbuch und einige andere stark abgegriffene Bücher lagen auf der Pultplatte, mit mannigfachen Buchzeichen versehen.

Schnell erfaßte Gerlands Blick den Gesamteindruck dieses Zimmers, und mit verdoppeltem Interesse betrachtete er die Erscheinung der Frau, die in solcher Umgebung hauste.

Fröschels Mutter war eine mittelgroße, hagere Frau mit ausdrucksvollen Zügen. Ähnlichkeit mit dem Sohne konnte auf den ersten Blick vielleicht nur in der starken, gewölbten Stirn und den tiefliegenden Augen gefunden

werden. Die Gesichtsfarbe war gleichmäßig pergamentfarben, das Haar beinahe ganz ergraut.

Sie trug ein dunkles, anliegendes Kleid vom einfachsten Schnitt und als einzigen Schmuck ein Metallkreuz.

In dieser Erscheinung lag nichts, was auf frühere Anmut hätte schließen lassen, aber sie war in ihrer ernsten Schlichtheit voll Würde; die straffe Haltung der Sechzigerin, die gemessene Sicherheit des Auftretens, hatten etwas Imponierendes.

Die Unterhaltung wandte sich naturgemäß auf den abwesenden Sohn. Sie halte darauf, daß er sich Bewegung mache, erklärte sie — er brauche Bewegung als Gegengewicht für seine angestrengte geistige Thätigkeit. —

Die Gewähltheit ihrer Sprache fiel Gerland auf, und doch lag nichts Gesuchtes in ihren Worten. Er begriff, daß er eine Frau von Bildung und Urteil vor sich habe; unwillkürlich nahm er sich in dem, was er äußerte, besonders zusammen. Der Eindruck, den er hervorbringen würde, konnte ihm nicht gleichgiltig sein, einer solchen Persönlichkeit gegenüber.

Man kam auf den Studiengang ihres Sohnes zu sprechen; Gerland fand sie erstaunlich wohlunterrichtet über das theologische Handwerkszeug. Sie sprach, als sei der Umgang damit ihre alltägliche Beschäftigung. Der Geistliche konnte nicht umhin, ihr sein Erstaunen auszudrücken. Es war das erste Mal, daß er ein Lächeln ihre ernsten Züge beleben sah. Und mit diesem halb melancholischen, halb ironischen Zucken der Mundwinkel, sah sie auf einmal dem Sohne sehr ähnlich.

Eigentlich könne sie von sich sagen, daß sie mit ihrem Moritz um die Wette Theologie studiert habe.

Gerland fand, daß sie nicht müde wurde, von ihm zu sprechen. Alles, das Kleinste, was auf ihn Bezug hatte, schien von Interesse für sie zu sein. Sie erwähnte gelegentlich, daß Moritz sehr anerkennend von Gerland gesprochen habe; die bedeutsame Art und Weise, wie sie das vorbrachte, bewies, daß sie dies im Grunde für das größte Lob halte, das einer Person zu Teil werden könne. — Sie sprach von seinen Angewohnheiten und Liebhabereien, citierte einige Aussprüche, die er gethan hatte. Die mütterliche Zärtlichkeit verlieh selbst dem Belanglosen einen gewissen Wert. Gerland konnte zwischen den Worten lesen, daß der Sohn ihr Stolz und ihre Wonne sei. Gelegentlich erwähnte sie auch, daß sie noch nie für lange Zeit von ihm getrennt gewesen — selbst als er die Universität besucht, hatte er bei ihr gewohnt.

Endlich erschien der Liebling der Mutter in eigner Person. Sein schlecht gepflegtes Äußere und seine nachlässigen Manieren fielen Gerland heute ganz besonders auf, im Vergleiche zu dieser Frau, welche die Akkuratesse und Korrektheit in Person schien. Unrasiert, mit einem schäbigen Überzieher angethan, trat er ins Zimmer, warf den Hut auf einen Stuhl, riß den Paletot ab — alles, noch ehe er Gerland begrüßt hatte. Als er dem Gaste schließlich die Hand reichte, hatte sein Gruß etwas Spöttisches: „Sie sind hier!“ meinte er.

„Du hast dich doch nicht erkältet, Moritz, in dem dünnen Überzieher?“ forschte die Mutter mit besorgter Miene.

„Laß deine Hände fühlen — ganz kalt — du mußt etwas Warmes zu dir nehmen."

Er widersprach lebhaft.

„Ich mache dir Glühwein — Herr Pfarrer Gerland nimmt vielleicht auch ein Glas an." — Damit verschwand sie.

„Nun, was sagen Sie eigentlich zu meiner Mutter?" fragte der Diakonus in dem geringschätzigen Tone, der Gerland niemals ganz echt an ihm erschienen war.

„Zunächst einmal halte ich sie für eine sehr kluge Frau."

„Das ist sie." —

„Und eine wirklich tiefe, umfassende Bildung scheint Ihre Frau Mutter zu besitzen."

„Die besitzt sie. Ist Ihnen vielleicht aufgefallen, wie wenig dieser außergewöhnliche — für eine Frau außergewöhnliche — Bildungsgrad dabei ihr Wesen beeinflußt hat?"

„Um das beurteilen zu können, kenne ich Ihre Frau Mutter doch zu kurze Zeit."

„Hm! — Nun, ich kann Ihnen versichern, sie ist dieselbe geblieben, die sie immer gewesen. Sehen Sie, das ist der Unterschied: wir Männer formen unsere Weltanschauung gemäß der geistigen Atmosphäre, in der wir leben. Es ist eine Art physikalischer Prozeß — verstehen Sie! Die geistige Nahrung, die wir zu uns nehmen, wird umgesetzt und bildet die Struktur unseres inneren Menschen. Bei den Frauen ist das etwas anderes. Hat Ihnen meine Mutter erzählt, daß sie mit mir studiert hat?"

„Jawohl!"

„Meine Kollegshefte hat sie abgeschrieben und durchgearbeitet; um die Wette mit mir hat sie exegetische Übungen gemacht — alles aus Passion. Philosophie und Metaphysik hat sie getrieben. Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, ja sogar Schopenhauer haben wir gelesen — und meine Mutter hat diese Schriften begriffen. — Und nun, bitte, sehen Sie sich einmal hier um;" — er wies auf die Bilder der Auferstehung und Himmelfahrt — „die Frauen besitzen eben die Kunst, nur soweit zu verstehen, wie sie verstehen wollen. Was sie nicht zu sehen und zu hören wünschen, das fließt wie Wasser an ihnen ab — sie schütteln sich und sind die Alten. Die Frauen, glauben Sie mir das, sind glücklicher organisiert als wir, die wir uns einwühlen in Fragen, bis wir nicht mehr vorwärts noch rückwärts wissen." —

Gerland lag die Frage auf der Zunge, wie sich die Mutter zu dem religiösen Freisinn des Sohnes stelle. Aber er hatte noch von neulich her Fröschels Verhalten vertraulichen Fragen gegenüber im Gedächtnis. So unterdrückte er das.

Er meinte nur, ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn erscheine ihm beneidenswert.

„Eine rührend gute Mutter ist sie — da haben Sie recht," erklärte Fröschel mit ernst nachdenkender Miene, der jeder ironische Zug fehlte.

„Sie spricht mit der größten Liebe und Bewunderung von Ihnen."

„Ach, hat sie Ihnen von mir vorgeschwärmt? Konnte ich mir ja denken!"

„Wie gut Sie es haben mit solch einer Mutter!

Stets eine Stätte zu wissen, wo man all seine Sorgen hintragen kann — alles durchsprechen mit einer klugen Frau — alle Zweifel —"

Fröschel unterbrach ihn mit einer gewissen Hast. „Ja ja — das ist sehr schön — gewiß! — Meine Mutter verpflegt mich wundervoll, wie exemplum zeigt. —"

Die Mutter erschien mit einem Brette, auf dem dampfende Gläser standen.

Gerland blieb bei Mutter und Sohn, so lange es ihm sein Versprechen, im Pfarrhause zu Mittag zu speisen, erlaubte. — — —

Polani empfing ihn in seinem Studierzimmer. Die Pastorin war noch bei der Toilette.

„Sie kommen von meinem Diakonus, lieber Amtsbruder," rief ihm Polani entgegen. „Ich freue mich, daß Sie sich zu dem jungen Manne halten — sich nicht durch seine Eigenheiten abstoßen lassen." —

Gerland sprach von der Mutter unter dem starken Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

Polani nannte sie eine „erprobte Christin". — „Ich hoffe, sie wird den Sohn auf den rechten Weg führen; der junge Mensch steht in der gewissen Krise, die wir Theologen ja mehr oder weniger alle durchgemacht haben. Auch er wird, denke ich, noch zu positiven Anschauungen kommen." —

Polani wußte allerhand über die Vorgeschichte der verwitweten Frau Fröschel zu berichten. Sie war Erzieherin gewesen und hatte erst in vorgerücktem Alter geheiratet — aus Neigung, wie es schien; wenigstens hatten sie lange auf einander gewartet. Beide waren im Lehr-

fach thätig gewesen, er als Mathematiker. Später, nachdem ihnen der Sohn geboren, hatten sie zeitweise getrennt gelebt. Der Hauptgrund ihrer Uneinigkeit sei Meinungsverschiedenheit auf religiösem Gebiete gewesen.

Gerland interessierten diese Nachrichten aufs höchste; er hätte gern noch mehr in Erfahrung gebracht.

Aber jetzt erschien die Frau des Hauses. „Ach sprecht doch nicht schon wieder von diesen unausstehlichen Fröschels — das ist ja langweilig!“ unterbrach sie das Gespräch.

XV.

Aus der großen Masse der Parochianen hoben sich für Gerland mehr und mehr Gestalten und Gesichter Einzelner ab, die ihm vertraut und lieb waren; von Tag zu Tag mehrten sich die Anknüpfungen zwischen ihm und seinen Beichtkindern. Hier hatte er ein Paar getraut, dort ein Kind getauft, in dem einen Hause einen Sterbenden berichtet, in dem andern einen Genesenden besucht. Die Kinder kannte er vom Schulunterricht, die heranwachsende Jugend vom Konfirmationsunterricht her. Mit den Honoratioren des Ortes endlich brachten ihn Schul- und Kirchensachen in häufige Berührung. Bei jeder Gelegenheit, wo Kenntnisse und höhere Begabung gebraucht wurden, rief man die Hilfe des Pfarrers an. Er mußte Schriftstücke revidieren, Anträge verfassen, und zum Sedanfeste hatte ihn der Kriegerbund ersucht, die Rede am Denkstein der Gefallenen zu halten.

Mit der zunehmenden Einsicht in die mannigfachsten Verhältnisse hatte er an Vertrauen und Sicherheit ge-

wonnen. Früher hatte ihn eine Art geistiger Anämie verhindert, unangenehmen Dingen auf den Leib zu gehen. Diese Zimperlichkeit verlor sich in der ländlich scharfen, mit dem Dufte der frischen Ackerscholle, des tierischen Düngers und menschlichen Schweißes geschwängerten Luft, schnell. Seine verwöhnte Städternatur lernte allmählich in dieser ätzenden Atmosphäre zu atmen. Kräftiger und gesünder stand er da, mit gestärkten Lungen, abgehärteter Haut, geschärften Augen; alle Organe schienen neue Kräfte aus diesem fruchtbaren Humus gesogen zu haben. —

Gerland hatte sich ein Herbarium angelegt, mit dem ursprünglichen Plane, eine möglichst vollzählige Sammlung aller Gräser, Blumen und Kräuter seiner Parochie zusammenzustellen. Bereits war ein hübscher Anfang gemacht. Jetzt ließ er die Hefte unbeachtet in einer Ecke verstauben.

Ein neuer und größerer Plan hatte die frühere Liebhaberei verdrängt; Buch wollte er führen über lebendige Seelen.

Es fehlte weder an tragischen noch an komischen Figuren. Da war der Säufer Heinze, der taube Tobis, die Besprechfrau Tonchen, der junge Gutsbesitzer Finke. Unter den Kindern hatte er seine Lieblinge, die ihren Platz bekamen. Kantor Wenzel nahm einen großen Raum ein. Doktor Haußner war registriert in einer besonderen Abteilung, gleichsam als auswärtiges Mitglied. Über Gertrud hatte er noch nichts dem Papiere anvertraut; was er über sie wußte, bewahrte er im Herzen, als unentweihtes Geheimnis. —

Mit der schriftlichen Niederlegung seiner Gedanken

wuchs das schärfere Erkennen des einzelnen Charakters und der Verhältnisse, die ihn gebildet. Und je tiefer er blickte, je mehr verstand er und je mehr verzieh er. —

Als der junge Geistliche frisch von der städtischen Kanzel in die ländliche Gemeinde getreten, war mehr als einmal seine sittliche Entrüstung in heller Lohe aufgeflammt. Zwei Laster waren es vor allem, in denen er den Krebsschaden der ländlichen Verhältnisse zu erkennen glaubte: Trunk und geschlechtliche Sünden.

Übertriebenen Branntweingenuß fand er bei Arm und Reich verbreitet, und von den Folgen vorzeitigen Geschlechtsverkehrs sah er manche zarte Mädchenblüte angefressen. Bei den meisten Bräuten, die zum Altare traten, strafte der körperliche Zustand den Brautkranz Lüge. Enthaltsamkeit schien der Bauer nicht zu kennen. Wie viele Ehen gab es, wo die Frau Jahr für Jahr gebar!

Und wie wurde die Kinderwartung und Erziehung betrieben! Die einfachsten Begriffe der Pädagogik fehlten. Man verzog die Kinder einerseits, gab jedem ihrer unvernünftigen Wünsche nach, dann wieder züchtigte man sie aufs grausamste, ohne Sinn und Verstand, nur nach Laune. In dem, was anständig und erlaubt sei, herrschten die wunderlichsten Begriffe. Erwachsene und Halberwachsene beiderlei Geschlechts schliefen häufig in einem Raume durcheinander, manchmal sogar in einem Bette. Niemand scheute sich, körperliche Verrichtungen in Gegenwart anderer ungeniert vorzunehmen. Die Sprache strotzte von den unflätigsten Schimpfworten. Mittelalterlicher Aberglaube beherrschte das tägliche Leben. Vor dem Arzte fürchtete man sich wie vor dem Gottseibeiuns und griff

zu Quacksalberei und Sympathie. Für geistigen Genuß gab es keinen Sinn; jede Verbesserung und Verfeinerung des Lebens und der Sitte scheute und verachtete man als Neuerung. Dabei waren die Leute voll Selbstzufriedenheit und Dünkel; daß es anderswo besser sein könne, wollte niemand glauben. —

Gerland ging die Not dieser Menschen zum Herzen; glühend von Eifer, ließ er sich dazu hinreißen, von der Kanzel herab eine Philippika zu halten; deutlich gab er es den Leuten zu verstehen, was er von den sittlichen Zuständen in der Gemeinde halte.

Gespannt war er auf die Wirkung; aber sie blieb vollständig aus. Nicht einmal Anfeindungen brachte ihm diese Bußpredigt. Die Gemeinde trug den gewöhnlichen verschlafenen Eindruck zur Schau, wie an jedem andern Sonntage. Sein harter Tadel stachelte sie nicht auf; wie Wasser liefen seine Ermahnungen an ihren dicken Häuten ab.

Gelegentlich erfuhr dann Gerland, daß die Breitendorfer an Bußpredigten gewöhnt waren. Das war gerade des verstorbenen Pastors Menke starke Seite gewesen. Und zu der sittlichen Entrüstung auf der Kanzel als Folie: der berüchtigte Lebenswandel des Mannes! Das mochte wohl die Gemeinde gegen geistliche Ermahnung abgebrüht haben.

Diese und andere Beobachtungen führten den jungen Geistlichen zu der Einsicht, daß er auf falschem Wege sei. Solche tiefeingewurzelten Laster mit Drohung und Ermahnung bekämpfen zu wollen, war verfehlt.

Mehr und mehr erkannte er, welcher Abstand zwischen ihm, dem Gebildeten, und diesen Unkultivierten bestand.

Sie waren anders geartet, standen auf einer tieferen Stufe, fühlten, dachten, urteilten anders als er, sie hatten ihre besondere Sittenlehre, Rechtsanschauung und Religion. Bei tausend Anlässen drängte sich ihm diese Bemerkung auf, die er anfangs als vermessen weit von sich weisen wollte.

Das gab ihm viel zu denken. Hier war Mensch und Mensch, Christ und Christ, und dennoch grundverschiedene Wesen — ein größerer Unterschied als der, den Rasse, Nation und Konfession begründen — ein Unterschied im Fundamente.

Aber wie den Leuten Licht in ihre Dunkelheit tragen? Wie sie erleuchten und erwärmen und den göttlichen Funken der Menschlichkeit, der in ihnen allen schlummerte, entfachen?

Sie hatten ja Kirche und Schule, wurden mit Bibel, Katechismus und Gesangbuch bekannt gemacht, die Grundsätze des Dekalogs dem kindlichen Gemüte vor allem andern eingeprägt. In der Kirche boten sich die Heils- und Gnadenmittel für jedermann dar — und alles das schon seit Hunderten von Jahren. Was hatte es genützt? Die Leute hatten sich ihre eigne Religion zurechtgestutzt, für ihren Bedarf. Tausend Pforten und Pförtchen gab es, wo Eigennutz, Haß und Unzucht hineinschlüpfen konnten in Christi Religion der Selbstlosigkeit, des Friedens und der Reinheit. Ein guter Christ wollte jeder von ihnen heißen, aber von einem Eindringen in den tieferen Sinn des Evangelismus und nun gar von einem Leben im christlichen Geiste, war keine Rede.

Kirche und Glaube fiel bei diesen Leuten zusammen.

Eine Trennung zwischen Kern und Schale vorzunehmen, ging über ihren Horizont. Die Kirchlichkeit war ihnen eine eingebläute Angewohnheit.

Man mußte nur den Verlauf eines Sonntags erleben. Schon am Sonnabend Abend ließ man sich den Wochenbart abnehmen, Sonntag früh wurde ein frisches Hemd und die Feiertagskleider angelegt, das Gesangbuch aus Truhe oder Schrank hervorgesucht, die Frauen pflückten sich kleine Sträuße — womöglich von starkduftenden Kräutern, die an Stelle des Flacons unter die Nase gehalten wurden, um den Kirchenschlaf zu unterbrechen. — So vorbereitet trat man den Weg zum Gotteshause an, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Ohne triftigen Grund blieb keiner gern fern; Gerland hatte anfangs seine helle Freude gehabt an dem eifrigen Kirchenbesuch. Allmählich aber verflüchtigten sich die Illusionen, er wurde sich klar über den Geist, aus dem diese rege Frömmigkeit stamme. Viele von denen, die das Schiff und die Emporen so dicht füllten, vermochte kaum die Liturgie wach zu erhalten, während der Predigt nickten sie unfehlbar ein. Bei der Aufkündigung dagegen fehlte ihm gewiß kein Ohr. Wer das Amen der Predigt etwa verschlafen hatte, wurde von dem Nachbar geweckt, denn die Nachrichten über den lieben Nächsten: die Geburts- und Todes- und Trauungsmitteilungen waren der interessantere Teil des Gottesdienstes. — Er hatte oft das Gefühl, daß er Perlen vor die Säue werfe. Um sich packen, begeistern oder umwandeln zu lassen, kam keiner an diese Stätte. Gewohnheit, nicht Hunger, nicht Heilsbedürfnis und Drang nach innerer Erleuchtung trieb sie zu ihm. Und als er gar erleben mußte,

wie so mancher dieser mit dem Anschein der Würde und Anständigkeit begonnenen Sonntage im Gasthofe mit Tanz, Trunkenheit und Schlägerei endete, da war er geneigt, nicht mehr viel auf den regen Zulauf zu seiner Predigt zu geben. —

Von der Kanzel aus an ihre Herzen zu dringen, war nicht möglich. Der Gottesdienst, wie ihn die Agende vorschrieb, kam ihm wie ein altes, stumpf gewordenes Schwert vor; er begann sich nach schärferen Waffen umzusehen. Er hatte oft das Gefühl, als müsse er von dieser Kanzel herabsteigen, die den Priester ebensosehr von der Gemeinde entfernt, wie sie ihn über sie erhebt — herab auf gleichen Boden mit ihnen, um, befreit von allem Formelwesen, Mensch gegen Mensch, einfach und natürlich zu ihnen zu sprechen.

Persönliches Beispiel bedeutete sehr viel; aber er allein war zu wenig. — Viele Verhältnisse entzogen sich ihm vollständig. Er konnte nicht zu den Frauen gehen und ihnen Reinlichkeit lehren, oder sie zur Enthaltsamkeit im Geschlechtsgenusse ermahnen; er konnte nicht Unterricht in Kinderpflege, Erziehung und Krankenwartung erteilen.

Hier mußte weibliche Hilfe herbei. Ein stiller, zarter, frauenhafter Einfluß würde in diesen intimen Angelegenheiten größeres wirken, als zürnender Eifer oder trockene Belehrung.

Mehr und mehr verliebte er sich in den Gedanken, eine Gemeindediakonisse anzustellen. Im Hintergrunde standen noch andere weitschauende Pläne: ein Krankenhaus für den Ort — aber das sollte erst später kommen.

Eine Gemeindediakonisse! — Er sah im Geiste die

freundliche, tröstende Gestalt, ihr bescheidenes, mildes Walten an Kranken- und Sterbelagern, beim Kindbett und in der Wochenstube.

Wie würde von einer solchen edlen, gütigen, selbstlosen Persönlichkeit, wie er sie träumte, Reinheit, Gesundheit und Sittsamkeit ausströmen und sich verbreiten unter den Verwahrlosten. —

Die Ausführung dieses neuesten Planes war nicht ohne Geldmittel durchzuführen. Sie würden beschafft werden, man mußte nur an die richtigen Thüren klopfen. Zur rechten Zeit fielen ihm in der Provinzialhauptstadt einige ältere wohlhabende Damen ein, die seine Predigten eifrig besucht hatten. Eine oder die andere dieser ehemaligen Verehrerinnen entsann sich seiner doch vielleicht noch, und würde ihre mildthätige Hand öffnen, wenn er mit dem Klingelbeutel nahte — dessen war er sicher.

Dann besaß er ja auch selbst ein kleines Kapital, von einem unverheirateten Onkel ererbt; bisher hatte er nur die Zinsen davon verbraucht. Wenn er sich einschränkte, konnte er zur Not von seinem Gehalte und dem Ertrage des Pfarrackers leben. Er hatte einige Liebhabereien, die einigermaßen ins Geld liefen: er liebte es, sich gut zu kleiden, und kaufte sich gern hin und wieder ein Buch. Auch für seine Gartenpassion ließ er Geld aufgehen. In Zukunft wollte er alle diese Ausgaben nach Möglichkeit einschränken, was er nur irgend ersparen konnte, für seinen großen Zweck zurücklegen. —

Vor allen Dingen aber wollte er die Gemeinde selbst zu einer Beisteuer heranziehen. Soviel Einsicht durfte er den Vätern von Breitendorf doch wohl zutrauen, daß sie

für einen Zweck, dessen Ersprießlichkeit klar in die Augen sprang, Hilfe übrig haben würden.

* * *

Zum nicht geringen Erstaunen der Breitendorfer las man im Laufzettel, der die Kirchen- und Gemeinderatsmitglieder zur gemeinsamen Sitzung in die Sakristei einlud: „Punkt drei der Beratung, Antrag des Herrn Pfarrers, Berufung und Anstellung einer Gemeindediakonisse betreffend."

Man steckte die Köpfe zusammen, manch einer fragte, was das sei, eine Gemeindediakonisse. Fremd wie das Wort, war den guten Leuten der Gedanke. Es wurde viel darüber hin und her gesprochen, im Kretscham und in den Holzstuben. Viele lachten, manche räsonnierten. Die Besprechfrau Tonchen, das Dorforakel, die mit Sympathie und Wunderkuren eine schwunghafte Praxis trieb, zog von Haus zu Haus und besprach mit den Weibsleuten die unerhörte Absicht des Pfarrn, „ene Diakunissen reizubringen."

„Die sein duch katholsch," hieß es, „freilch sein die katholsch de Diakunissen — se giehn ju wie de Nunnen — schwarz und weeß."

Der Windmüller, welcher in seiner Handwerksburschenzeit irgendwo in der Fremde krank geworden und im Lazarett gepflegt worden war, bestätigte die Behauptung, alle Diakonissen seien katholisch. Also stand es fortan fest, der Pfarrer wolle die Gemeinde römisch machen. —

Die Sitzung war die bestbesuchteste, die Gerland bisher

in Breitendorf erlebt. Beide Körperschaften, der bürgerliche und der kirchliche Gemeinderat, waren vollzählig in der Sakristei erschienen. Gerland hatte absichtlich vorher mit niemandem über seinen Antrag gesprochen. Die Leute sollten überrascht, womöglich im Sturme gewonnen werden; er hoffte etwas von seiner Beredsamkeit.

Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete die Aufnahme und Verpflichtung des Gutsbesitzers Finke in den bürgerlichen Gemeinderat; der junge Bauer war an Stelle seines verstorbenen Vaters gewählt worden.

Hiermit hatte der Geistliche nichts zu thun. Auch Punkt zwei: Amortisierung einer bei Gelegenheit des Schulumbaus aufgenommenen Schuld berührte ihn nicht.

Als es endlich soweit war, erhob sich Gerland und hielt unter gespannter Aufmerksamkeit der Gemeinde- und Kirchenältesten eine wohlvorbereitete Rede.

Er legte zunächst die Notwendigkeit seines Vorschlages dar, eine Gemeindeschwester zu berufen. Mit möglichster Schonung wies er auf die Mängel hin, die in der Gesundheitspflege, Reinlichkeit, Krankenbehandlung und Kinderwartung am Orte herrschten. Der zweite Teil seiner Rede betraf die Möglichkeit einer Besserung solcher Zustände. Er bat um Vorschläge aus der Mitte der Versammlung; der seine bestehe in Anstellung einer gelernten Krankenpflegerin. Schließlich verlas er einen von ihm aufgestellten Kostenanschlag: Gehalt, Wohnung und Verpflegung der Pflegerin betreffend. Er schloß mit der Erklärung, daß er für die Hälfte des veranschlagten Jahresgelds persönlich aufkommen werde.

Der erste Redner, welcher nach ihm sprach, der Ge-

meindevorsteher, ging nicht gerade mit Enthusiasmus auf den Antrag des Geistlichen ein. Bedenken machte er geltend, wie das Geld aufzutreiben sein würde, auch hatte er seine Zweifel, ob sich die Leute von einer „solchen Dame", wie er sich ausdrückte, pflegen lassen möchten. Er erwähnte, daß man ja einen Kreisphysikus in der Stadt habe, und daß es öffentliche Krankenhäuser gebe.

Andere Redner, die nach dem Gemeindevorsteher sprachen, hatten die Absicht des Geistlichen offenbar völlig mißverstanden. Sie kamen mit allerhand Einwürfen, die weit an dem Antrage vorbeischossen. Gerland hatte Mühe, die Debatte, welche sich zu verzetteln drohte, immer wieder zum eigentlichen Gegenstande zurückzuführen.

Die Aussichten, seinen Antrag durchzubringen, wurden immer geringer; bisher hatte Gerland nur Bedenken und Einwände zu hören bekommen, gewonnen schien er niemanden zu haben.

Nur noch ein Redner stand auf der Liste, der Schuster Herklotz. Gerland war äußerst gespannt, wie sich der Mann zu seiner Idee stellen werde. Herklotz war, was die Bauern einen „Lieberalen" nennen. Die kleinen Leute hatten ihn in den Gemeinderat gewählt. Er war berüchtigt seiner „ratenkahlen" Ansichten wegen. Der Geistliche hatte erst kürzlich in unliebsamer Angelegenheit mit Herklotz zu thun gehabt; es war nötig gewesen, den Mann zu ermahnen, sein jüngstes, bereits dreijähriges Kind zur Taufe zu bringen. Die Ermahnung hatte Frucht getragen; aber der Vater selbst war nicht zum Taufakte erschienen.

Langsam erhob sich der kleine, verwachsene Mann.

Zwischen den hohen Schultern des Buckeligen saß ein unproportioniert großer Kopf, sein schräg liegendes, unstetes Auge sagte nichts Gutes. Ehe er zu sprechen begann, fuhr er sich ein paarmal, wie zur Vorbereitung, mit der klobigen Rechten über den breiten Mund, dann hob er an mit krähendem Organe.

Gift und Galle lösten sich sprudelnd von seiner Zunge; ein Satz rannte in den andern hinüber, er überhaspelte sich in Gedanken und Worten, nahm sich kaum Zeit zum Schlucken und Atemholen, immer wieder fuhr die Hand über die nassen Lippen, und hammerartig arbeiteten die langen Arme auf und ab.

Gerland erschrak über das Unmaß von Bosheit, Haß und Feindschaft, das sich da in der Seele eines Menschen gegen ihn angesammelt hatte.

Wenn überhaupt ein Sinn aus dieser wilden, unzusammenhängenden Rede herauszuhören war, so schien es der: dem Geistlichen sei Hochmut und Vermessenheit vorzuwerfen. Wie könne er sich unterstehen, die Breitendorfer herunter zu machen, ihnen Unwissenheit und Unsittlichkeit nachzusagen und zu behaupten, sie erzögen ihre Kinder schlecht? Wie komme der Herr Pastor dazu! Er sei ja ein ganz junger Mann — was verstehe er von Kindererziehung und dergleichen? Er appelliere an die versammelten Gemeindeväter, ob sie schlechte und unwissende Leute seien, wie der Pfarrer behauptet hätte. Der Herr Pastor möge sich doch um das kümmern, was seines Amtes sei, und der Gemeindevertretung nicht ins Handwerk pfuschen. Sie wüßten schon, wo sie der Schuh drücke — das brauchten ihnen nicht erst gelehrte Herren zu sagen — zu viel Steuern hätten sie; und da

komme der Pfarrer auch noch mit einer neuen. Für einen solchen Herrn, der sich von der Gemeinde ernähren lasse, sei es freilich leicht, kostspielige Anträge zu machen. Er und die anderen Gemeinderatsmitglieder seien Familienväter, die sich und ihre Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren müßten. Neue Ausgaben für allerhand Unfug wollten sie nicht. —

Damit schloß dieser dörfische Thersites seine Rede.

Die Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben. Sonst als der Vertreter umstürzender Ansichten von den wohlsituierten Leuten, die den größeren Teil der Versammlung ausmachten, gehaßt, hatte Herklotz diesmal eine Saite angeschlagen, die auch den anwesenden Gutsbesitzern und Bauern angenehm klang. Den Landmann berührt nichts unangenehmer, als wenn seine Einrichtungen, mögen sie noch so übel sein, bemäkelt werden; und nun gar von einem „Gestudierten" läßt er sich Belehrung nur sehr ungern gefallen. Denn die Gebildeten sind Nichtsthuer, die auf Kosten des arbeitenden Standes leben.

Und so war es denn den meisten der Anwesenden gar nicht unlieb, daß der Pastor sein Fett wegbekommen hatte; er war ihnen überhaupt viel zu apart und hochmütig der Pfarrer. Daß er neulich den Leichenschmaus beim Begräbnis des alten Finkenbauer abgewiesen hatte, wurde ihm von vielen nicht vergessen; es war ihm ganz gesund, daß er einmal geduckt wurde. Die ungehobelte Grobheit des Schusters hatte sie im stillen belustigt. Man stieß sich beifällig an, zwinkerte sich mit den Augen zu. „Der hat's dem Pfarrn aber mal ordentlich gegeben," das war das allgemeine Gefühl, als Herklotz endete.

Gerland war kreidebleich geworden. Soviel Niedertracht und Bosheit verwirrte ihn vollständig. Mit Schrecken fühlte er Ruhe und klares Denken von sich weichen, deren er in diesem Augenblicke doch so sehr bedurfte. Was sollte er auf diese hämischen Anschuldigungen erwidern? Solcher Perfidie gegenüber war man ja waffenlos. Er fühlte die Ohnmacht des anständigen Menschen gegen niedrige Gesinnung.

Und doch mußte er irgend etwas erwidern, sonst stand er in den Augen der Leute gerichtet da. Er sah es aus ihren spöttischen Mienen, daß sie auf Seiten seines Angreifers standen. —

Jetzt schwieg jener. — Ruhe! nur Ruhe! — Er mußte ruhig werden.

Mit bebender Stimme begann er seine Widerlegung; wie er voraus gewußt hatte, unglücklich — hastig, nicht frei von persönlicher Gekränktheit, nicht überlegen. Er fühlte, daß er sich in den Augen seiner Zuhörer nur immer mehr verwickelte, er las es aus ihren schadenfrohen Blicken.

Er setzte sich.

Die Anständigeren unter den Leuten mochten vielleicht etwas wie Mitleid mit ihm empfinden; die große Masse triumphierte und lachte sich ins Fäustchen.

Die Abstimmung ergab nicht eine einzige Stimme für den Antrag des Geistlichen. —

XVI.

Der Konfirmationsunterricht hatte seinen Anfang genommen.

Sechs Knaben und acht Mädchen kamen dazu wöchentlich dreimal ins Pfarrhaus. Ein Enkelsohn der alten Märzliebs-Hanne befand sich unter den Kindern. Die Greisin war selbst im Sonntagsstaate von Eiba herabgekommen, um dem Herrn Pastor das Kind zu überbringen, damit er einen Christen daraus mache. —

Es war ein eignes Gefühl für den jungen Geistlichen, vor dieser Schar von Blondköpfen zu stehen, die ihn mit furchtsam neugierigen Augen musterten; sich als ihren Meister zu fühlen, der diese werdenden jungen Menschen in die erwachsene Christenheit einführen sollte.

In diesem schmiegsamen Material hinterließ noch jeder Druck seine Spuren. Ihre Aufmerksamkeit und ihr Vertrauen gehörten ihm ganz; sie glaubten jedem seiner Worte. Er konnte auf ihnen spielen, wie auf einem Musikinstrumente. Jede Stimmung: Freude, Trauer, Begeisterung, Entrüstung vermochte er in ihnen hervorzurufen.

Gerland sorgte dafür, daß der Unterricht niemals langweilig oder ermüdend wurde. So wenig wie möglich quälte er die Kinder mit Gedächtnisarbeit; die Schule hatte sie ja genug mit Auswendiglernen geplagt. Jetzt sollten sie verstehen und mitfühlen lernen, und damit würde er sie vielleicht zur höchsten Stufe führen — zur Liebe.

Er bereitete sich selbst für die Konfirmationsstunde aufs sorgfältigste vor. Für diese jungen Seelen erschien ihm das beste nur gerade gut genug. Soviel wie möglich suchte er auf die Phantasie der Kinder zu wirken. Nüchternheit, das wußte er aus eigner Erfahrung, war der gefährlichste Feind des Religiösen. Er versuchte die Materie auf jede Weise zu beleben, zu durchwärmen, zu versinnbildlichen; er verschrieb sich eine Bibelillustration, die seine Vorträge unterstützen mußte.

Nach Möglichkeit suchte er das Dogmatische aus dem Stoffe zu bannen. Wozu die naiven Seelen dieser Kleinen mit dem schwerverdaulichen, verkünstelten Schematismus überbürden. Den Kindern wollte er eine edle, einfache, unversalzene Kost bieten.

Schwerlich würde die vorgesetzte Behörde, wenn sie zufällig den Konfirmationsunterricht visitiert haben sollte, sich mit seiner Methode einverstanden erklärt haben.

Darüber machte er sich keine Skrupel. Er fühlte, daß er den Kindern darum nichts Schlechteres bot, wenn er von der althergebrachten Leier abwich. Aus ihren Antworten und Mienen erkannte er, daß ihre Aufmerksamkeit und ihr Verständnis wachse; er sah es an den geröteten Wangen, den geöffneten Lippen, den glänzenden Augen, daß er ihnen die Leidensgeschichte Christi nahegeführt habe.

War das nicht mehr wert, als wenn sie die gesamten Hauptstücke und noch soviele knifflige Definitionen ohne Anstoß hätten aufsagen können? —

Und für sich selbst — was gewann er nicht aus diesen Stunden, die er im Verkehr mit der kindlichen Schar verbrachte. Er wuchs mit ihnen an Innigkeit und Schlichtheit; und das Bewußtsein, daß sie ihn liebten, diese unverdorbenen Gemüter, mußte ihm eine Entschädigung sein für manche herbe Erfahrung der letzten Zeit —

* * *

Der Winter war inzwischen über Breitendorf mit sanfter Decke herabgesunken. Gern lauschte Gerland, von der Arbeit aufhorchend, dem Dreiklang der Dreschflegel im Dorfe, der ihm eine vertraute Melodie geworden. Schwer, mit knarrenden, holzbesohlten Stiefeln kamen die Bauern den frostharten Kirchsteig am Pfarrgarten herabgepoltert, mit Schafwollpelzen und Fausthandschuhen, die Gesichter blaurot angelaufen, die Frauen vermummt, in Kopftüchern und wattierten Puffjacken.

Immer tiefer spann sich der junge Geistliche ein in seine Gedankenwelt, während draußen der Schnee das einsame Thal immer dichter und dichter einhüllte — er ließ es schneien. Die Post war des tiefen Schnees wegen für ein paar Tage völlig ausgeblieben — immer zu! Ihm war es recht; er fing an, die Einsamkeit als beste Freundin zu lieben. Wie wohlthuend war der Anblick dieser weiten Schneedecke, unter der gleichsam alle Wünsche und Triebe schliefen, wie still und schicksalsergeben die Wälder unter

ihrer schweren Bürde, wie gleichmäßig resigniert das Stumpfgrau des Himmels, das sich nach kurzem Tage in ein mattes, schnell von der Nacht verhülltes Rosagelb verwandelte. —

Gerland unternahm häufig weite Spaziergänge; auf dem harten Schnee in der klaren Winterluft marschierte es sich herrlich. Unter dem weißen Leichentuche schlummerte der braune Acker und die grüne Saat. Es glitzerte auf der lichten Decke von Milliarden Schneekristallen. Die Bäume an der Straße standen verglast bis an die äußersten Äste und Ästchen vom Reiffrost. Das Wild war kirre geworden durch die anhaltende Kälte, Hasenfährten führten bis an die Gärten des Dorfes, die braunen Punkte im Schneefelde waren Rebhühner, die ängstlich nach Futter wühlten. Der Wald war herrlicher denn je in seinem Schneekleide: kirchenstill, die Äste tief gesenkt; hin und wieder entledigte sich einer emporschnellend seiner Last.

Aber besonders die Höhen suchte Gerland in dieser Zeit auf, mit ihrer Aussicht über die weite Schneelandschaft. Graublau, das Bild wie eine Mauer abschließend, stand die stolze Gebirgskette im Hintergrunde.

Auf einem seiner Ausflüge kam er in ein hochgelegenes, zwischen Wäldern ganz versteckes Dörfchen, dessen idyllische Lage ihn überraschte. Etwa zwei Dutzend Fachwerkhütten lehnten sich an ein schindelgedecktes Kirchlein, das, von alten, jetzt blätterlosen Lindenbäumen überragt, kirchhofumgeben auf dem höchsten Punkte des Dorfes lag. Das einstöckige, ziegelgedeckte Haus daneben mochte das Pfarrhaus sein.

Reichtum herrschte hier nicht; kein protziger Bauern-

hof zu sehen, selbst die übliche Schenke fehlte. Kirche, Pfarrhaus und Schule, das waren die einzigen, trotz ihrer Winzigkeit auffälligen Gebäude. Bis an das Strohdach hinauf waren die Hütten verpackt mit Laub und getrockneten Quecken zum schützenden Winterkleide. Bläulicher Rauch zog aus den Lehmessen in die klare Winterluft hinaus; in den meisten dieser Häuschen klapperte der Webstuhl.

Gerland meinte, er habe selten etwas Heimlicheres, Friedlicheres, Weltabgeschiedeneres gesehen, wie diesen Erdenwinkel; hiermit verglichen war ja sein Breitendorf eine Stadt zu nennen.

Er fragte ein paar vorübergehende Holzarbeiter, welche Gemeinde dies sei.

„Göhdaberg," hieß es.

„Wie? Göhdaberg! — Heißt euer Herr Pastor etwa Valentin?"

„Ju, ju! Valentin tut ar heeßa." —

Gerland fühlte Pastor Valentin gegenüber ein böses Gewissen. Damals, beim Missionsfeste in der Kreisstadt hatte er's dem alten Manne versprochen, ihn aufzusuchen. Über anderen Ereignissen war das Versprechen vergessen worden, und nun führte ihn der Zufall vor das Haus des Mannes; vorübergehen konnte er nun doch nicht gut.

Er schritt durch das Pfarrgärtchen ein paar ausgetretene Stufen zur Thür des kleinen Hauses empor. In der steingepflasterten, weißgetünchten Hausflur war niemand zu erblicken, er warf einen Blick in das Expeditionszimmer, das ebenso wie die Küche leer war. Auf schmaler, knarrender Holzstiege schritt er zum ersten Stock hinauf.

Über einer Thür las er auf einem Papierbogen, um-

geben von verblaßten Immortellen die Worte: „Deinen Eingang segne Gott!“ Hier würde der Herr Pastor wohl zu finden sein.

Er klopfte an — keine Antwort! Wohl aber verriet ihm ein gleichmäßig wiederkehrendes Geräusch von drinnen, daß jemand in tiefen Atemzügen schnarche.

Er klopfte noch einmal; das Schnarchen setzte aus, ein Seufzen war zu vernehmen, dann ein Gähnen.

Endlich wurde die Thür geöffnet. Vor Gerland stand der alte Pastor Valentin im Schlafrock, ein goldgesticktes Käppchen auf dem weißumrahmten Patriarchenkopfe.

Erstaunt, mit leeren Blicken, sah der alte Mann den Fremden für eine Weile an, bis ihm die Erinnerung mit einem Male wiederkam. „Mein lieber Pastor — lieber Amtsbruder!“ — und er hielt ihm beide Hände entgegen.

Gerland trat in ein niederes Zimmer mit schadhafter Holzdiele; die kahlen Wände waren mit blauem Farbenmuster übersät, an der Decke prangten kühne Arabesken — wohl das Werk eines Dorfkünstlers. Der zimtfarbene Kachelofen strahlte eine gedeihliche Hitze aus. Unter den Gerüchen, die den Raum erfüllten, war der von Kamillenblättern vorherrschend.

Der Alte zwang den jungen Geistlichen in einen wackeligen Lehnstuhl. Geschäftig eilte er selbst im Zimmer umher, ohne daß man eigentlich den Zweck seines Eifers hätte absehen können. Offenbar war er verlegen, weil ihn Gerland im Schlafe überrascht hatte. Auf dem Tische stand eine halbgefüllte Tasse, die Pfeife mit langer Quaste lag daneben.

„Ich habe den Herrn Amtsbruder wohl im Mittagsschläfchen gestört?“ fragte Gerland. —

„Nein, bewahre, bewahre! Ein kleiner Nicker — allerdings. — Sonst ist das wirklich nicht meine Gewohnheit. — Jetzt werde ich Ihnen aber einen Kaffee kochen lassen." —

Trotz Gerlands Sträuben lief er nach der Thür: „Hanne! — Hanne!"

Hanne erschien; ein altes, gebeugtes Weiblein, mit freundlichem eingeschrumpftem Gesichte unter grauer Haube.

Der Herr Pastor trat mit ihr zur Thüre hinaus und erteilte ihr seine Anordnungen. — Die Alte mochte wohl schwerhörig sein; jedenfalls konnte Gerland jedes Wort verstehen. — Kaffee sollte sie kochen, aber ganz starken, und besonders schnell — und die guten Cigarren von unten herauf bringen.

„Ich habe mir nämlich den Kaffee nach Tisch abgewöhnt," erklärte er, ins Zimmer zurückkehrend. „Ich litt hin und wieder an einem bösen Kopfschmerz, und Hanne meinte, das käme vom Kaffee. Seitdem trinke ich Kamillenthee mit etwas Süßholz. Das schmeckt fast ebensogut, wenn man sich daran gewöhnt hat, und ist bedeutend billiger." —

Er fragte den Gast mit besorgter Miene, ob es ihm auch warm genug sei. Gerland, der sich am liebsten über schier unerträgliche Hitze beklagt hätte — der Ofen meinte es mindestens ebensogut wie der Herr Pastor — wollte den alten Mann nicht kränken, und lobte das schöne warme Zimmer.

„Ja, das ist der einzige Luxus, den ich mir gönne," erklärte Pfarrer Valentin. „Ein warmes Zimmer, darüber geht nichts. Soviel in den Ofen geht, lasse ich heizen; das muß die Stelle schließlich noch abwerfen."

Gerland entsann sich, gehört zu haben, daß Göhdaberg eine der schlechtbezahltesten Stellen der Diözese sei. Die Einrichtung sah auch ärmlich genug aus; aber der Alte machte durchaus keinen unzufriedenen Eindruck. Hin und wieder seufzte er mit gefalteten Händen; doch war das nicht ein Zeichen von Sorgen oder Kummer, mehr der Ausfluß harmonisch beschaulicher Stimmung.

Auch die Züge des Mannes sprachen von Frieden mit der Welt und mit sich selbst. Haß und Neid waren dieser Seele gewiß ebenso fremd wie Zweifelsucht.

Der Geist der Moderne war bis in dieses stille Gebirgspfarrhäuschen nicht vorgedrungen; etwas Schlichtes, Ursprüngliches und Einfältiges haftete dem Manne und seiner Umgebung an.

In diesem Stile mochten die evangelischen Pastoren guter alter Zeit gelebt und gewirkt haben, als das Luthertum noch etwas von dem bäurisch starken und innigen Geiste seines Begründers unverfälscht aufwies.

Nicht mehr als ein Dutzend stark abgenutzter Bände auf dem altersschwachen Schreibtische schienen das ganze litterarische Handwerkszeug des greisen Pfarrers darzustellen. An den Wänden erblickte Gerland ein paar Farbendrucke: die Reformationshelden.

Unter einem mit menschlichem Haar auf Kanevas gestickten Bibelspruche hingen in gepreßten Papprahmen einige Daguerreotype — Familienbildnisse offenbar.

„Es sieht wüste und leer bei mir aus," meinte der Alte, Gerlands musterndem Blicke folgend. „Sie sind's wahrscheinlich anders gewohnt. Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, wenn man so seit dreißig Jahren verwitwet

ist — Früher — ja früher — als ich noch meine Emmy hatte —"

Er stand auf und nahm eine der Daguerreotypen von der Wand: „Sehen Sie, so sah meine Emmy aus — das war sie."

Die graubraun nachgedunkelte Platte ließ in matten Umrissen eine Frauengestalt erkennen, in weißer Bluse mit großkarriertem, durch die Krinoline geschwelltem Kleide; ein rundes, weißes Gesicht, in dem eigentlich nur die Augen als ein paar schwarze Flecken erkenntlich waren. Den Wangen hatte der Künstler einen zarten, rosa Ton verliehen.

Gerland sah voll Rührung, wie der Alte das Bildchen mit den Augen liebkoste. Dreißig Jahre waren es her, daß dieses Gesicht, von dessen Frische das Konterfei gerade noch eine Ahnung gab, mit Erde zugedeckt worden war. Aber bei dem Gedanken, wie hübsch seine Emmy gewesen, strahlten die Züge des alten Mannes von naivem Stolze.

Er faltete die Hände und seufzte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" —

Sorgfältig wischte er das Bildchen ab und hängte es an seinen Platz zurück.

„Hier, das wird Sie vielleicht interessieren; hier habe ich ein Bild von der seligen Bertha Haußner."

„Von Doktor Haußners Frau?"

„Ja, von meiner Nichte Bertha."

Er nahm eine Photographie von der Wand und reichte sie Gerland hinüber.

„Das war Bertha Haußner als Braut."

Mit tieferem Interesse, als der andere wohl ahnen mochte, betrachtete Gerland das Bildchen. Ein feines Gesicht, zarte, unentwickelte Züge, große, gute Kinderaugen und ein freundlich lächelnder Mund.

Das Gesicht sprach ihn auf den ersten Augenblick an, nicht bloß wegen der unverkennbaren Ähnlichkeit mit Gertrud. Für ihn hatten diese sanften Mädchenzüge in ihrer glücklichen Ungetrübtheit etwas Wehmütiges. Vor diesem Bilde begriff er, daß ein solches Wesen an der Seite eines herzenskalten, schroffen Mannes hatte zu Grunde gehen müssen.

„Die gute — unglückliche Bertha!“ — meinte Valentin. „Ein freundlicheres, liebevolleres Gemüt habe ich nicht gekannt, und sie war eine Christin im besten Sinne des Wortes. — Für ihren Mann hätte sie alles aufgegeben — gern und ohne ein Wort der Klage — nur nicht ihren Glauben. Der Kampf, in den sie gestellt wurde, war zuviel für sie. — Lieber Amtsbruder, ich kann Ihnen sagen, etwas Traurigeres als Bertha Haußners Geschick, habe ich mein Lebtag nicht mit angesehen.“

Hanne, die mit dem Kaffee kam, unterbrach ihn. Mit besonderer Weihe schenkte der Alte ein. Sich selbst gewährte er heute auch ein Täßchen aus der goldumränderten, bis in die Schnauze vollen Kaffeekanne. Dann bot er Cigarren an, und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der Amtsbruder gar nicht rauche.

Behaglich mit gefalteten Händen lehnte der alte Mann in seinem Lehnstuhle, hin und wieder seufzend. Weiß wie der Schnee, der draußen die Welt einhüllte, quoll sein Haupthaar unter dem goldgestickten Mützchen hervor. Im

Ofen krachten und pufften die Holzkloben, die Hanne zu guter Letzt noch nachgelegt hatte. Vor dem Fenster erhob sich der schindelgedeckte Turm des Kirchleins. Zufriedene, einlullende Stille ringsum. Als ob das Dörfchen mit seinem greisen Pastor durch Jahrzehnte geschlummert hätte in weltabgeschiedener Selbstvergessenheit. Weit, weit draußen schien der Strom der Zeit vorüberzubrausen. —

Gerland hätte gar zu gern noch mehr über das Thema gehört, welches der Alte begonnen. Es fiel nicht schwer, ihn von neuem auf die Geschichte seiner unglücklichen Nichte zu bringen.

„Wie Haußner zu seiner Frau gekommen? — Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, Gott führt die Menschen wunderbar zusammen. Bertha, deren Bild Sie vorhin gesehen, lebte damals mit ihren Eltern — beide sind jetzt tot — in der Kreisstadt. Ihre Mutter war, wie schon gesagt, die Schwester meiner seligen Frau. Der Vater betrieb den Holzhandel im großen; er galt für einen der wohlhabendsten Leute der Gegend. Die Kinder wurden streng christlich aufgebracht; Bertha genoß ihre Erziehung in Gnadenthal im Schwesternhause. Es herrschte bei den Wendtlebens — so hießen meine Verwandten — ein durchaus frommer, gottergebener Sinn. —

„Haußner kam von auswärts zugereist in die Stadt. Er war vorher Schiffsarzt gewesen, soviel ich weiß, und auf diese Weise in aller Herren Länder herumgekommen. Er schien erfahren und tüchtig in seinem Berufe und erwarb sich bald eine große Praxis. Auch bei den Wendtlebens war er Hausarzt.

„Man traf sich, wie das in so einer Stadt ja geht,

oft in Gesellschaft. Mein Schwager Wendtleben hatte ein offenes Haus. Er sah den Arzt wohl auch manchmal an seinem Tische; doch ahnte Wendtleben lange Zeit nichts, daß zwischen seiner Tochter Bertha und dem jungen Manne eine ernsthafte Neigung bestehe, bis eines Tages Haußner um Bertha anhielt.

„Mein Schwager wollte anfangs nichts von der Sache wissen, da Bertha noch sehr jung sei und ihre Gesundheit nicht sonderlich fest schien, aber er konnte nicht viel ausrichten, die jungen Leute waren einig geworden miteinander und hielten fest zusammen. Und so mußte sich denn Wendtleben drein ergeben. —

„Die Trauung fand statt. Ich selbst habe sie zusammengegeben.

„Um die religiösen Anschauungen des Bräutigams hatte sich niemand gekümmert — leichtsinnig wie wir waren. Die beiden liebten sich, Haußner war ein vielversprechender, von aller Welt hochgeschätzter Mann; alles schien glückverheißend. Wer konnte damals, als sie vor dem Altare standen, ahnen, welch schweren Konflikten dieses Menschenpaar entgegenging. —

„Wendtleben starb bald darauf, und einige Jahre später auch seine Frau. Die Haußners kamen dadurch in glänzende Verhältnisse; aber man konnte ihnen nicht vorwerfen, daß das viele Geld sie hoffärtig gemacht habe. Er praktizierte mit großem Eifer weiter.

„Wir verkehrten damals viel in seinem Hause; meine selige Emmy lebte ja noch, und Bertha war ihre Lieblingsnichte.

„Durch meine selige Frau wurde ich auch zuerst da-

rauf aufmerksam, daß im Haußnerschen Familienleben nicht alles so sei, wie es unter christlichen Eheleuten sein soll. Er neigte zum religiösen Freisinn, das war uns zu unserem Schmerze nach und nach allen klar geworden, und darüber kam es zwischen ihm und Bertha, die eine gefestigte Christin war, zu Meinungsverschiedenheiten; und als nun die Kinder, die ihnen inzwischen geboren waren — zwei an der Zahl — heranwuchsen, gab es über deren Erziehung ernste Kämpfe.

„Er wollte nämlich die Kleinen in seiner freien Anschauung auferziehen. Mir wurde damals ein Wort von ihm hinterbracht; er sollte geäußert haben: Er werde nicht zulassen, daß seinen Kindern das ‚christliche Gift eingeimpft' werde. — Natürlich kränkte und betrübte uns seine offene Religionsfeindschaft tief. Oft hatte mich meine selige Emmy gebeten, ich sollte eingreifen; aber ich sagte mir, daß dies Dinge seien, welche die Ehegatten untereinander abzumachen hatten. Gelegentlich habe ich Haußner doch ins Gewissen geredet — ohne Erfolg leider — er lachte mich einfach aus; ich konnte nichts ausrichten. Im stillen allerdings hoffte ich immer, der Herr in seiner Allweisheit und Güte werde diese verstockte Seele schon noch zu sich führen. —

„Nun kam die Zeit, wo Haußners ältestes Kind, ein Knabe, schulpflichtig wurde. Wie man nachmals erfuhr, hatte er mit dem damaligen Rektor der Hauptschule, seinem guten Freunde und, wie ich glaube, Gesinnungsgenossen, ein Privat-Abkommen getroffen, wonach das Kind vom Religionsunterricht dispensiert wurde. — Das soll ungefähr ein halbes Jahr unbemerkt und unbeanstandet gegangen sein. Ich selbst war durch meinen vergeblichen Versuch,

Haußner auf den rechten Weg zu führen und vor allem durch den Tod meiner seligen Frau ihm damals etwas entfremdet worden.

„Eines Tages erzählte mir ein Amtsbruder als neueste Nachricht aus der Stadt, zwischen Doktor Haußner und dem Superintendenten Großer sei ein heftiger Streit ausgebrochen; die ganze Stadt spreche von nichts anderem, ja sogar in den Blättern wurden lange Artikel darüber veröffentlicht. Ich hatte hier oben davon nichts gelesen und gehört.

„Natürlich ging ich sofort zur Stadt, und suchte zunächst meine Nichte Bertha auf; sie war krank — vor Herzenskummer. Ich konnte nur Haußner sprechen. Er empfing mich sehr wenig verwandtschaftlich, war schroff und unfreundlich, nichts konnte ich von ihm erfahren; ich suchte also den Herrn Superintendenten auf.

„Was ich da erfuhr, bestürzte mich aufs äußerste.

„Dem Herrn Superintendenten war zu Ohren gekommen, daß der kleine Haußner am offiziellen Religionsunterrichte seiner Klasse nicht teilnehme; er hatte davon umgehend der Regierung Mitteilung gemacht. Von seiten der Regierung war eine Untersuchung des außergewöhnlichen Falles eingeleitet worden; der Rektor der Schule bekam einen ernsten Verweis, und Haußner wurde bedeutet, den Knaben fortan in den Religionsunterricht zu schicken.

„Haußner antwortete damit, daß er aus der Landeskirche austrat. Nun behauptete er, als Dissidenten könne man ihn nicht zwingen, seine Kinder am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen.

„Darüber gab es ein langes Hin und Her; die Sache ging bis vors Ministerium. In der Stadt war natürlich

das Aufsehen groß; sehr viele häßliche Thaten wurden damals leider auch von Christenleuten verübt. Haußner und die arme Bertha erhielten Droh- und Schmähbriefe gemeinster Art. Wenn Haußner sich irgendwo öffentlich blicken ließ, gab es Leute, die aufstanden und sich entfernten, als ob seine bloße Nähe verunreinigend wirke. Auch das unglückliche Kind, dessentwegen der Streit entbrannt war, hatte viel zu leiden von seinen Mitschülern. Ja, ruchlose Buben entblödeten sich nicht, dem kleinen Knaben ein Plakat mit Spottversen auf den Rücken zu kleben. In den Zeitungen wimmelte es von Verdächtigungen. Haußner verlor damals einen großen Teil seiner Praxis. Es wird eine Geschichte erzählt — ihre Wahrheit kann ich nicht verbürgen — mehrere Damen hätten sich an den Herrn Superintendenten gewendet mit der Frage, ob sie sich noch fernerhin von Doktor Haußner behandeln lassen dürften und Superintendent Großer hätte mit einem „nein" geantwortet — heißt es.

„Lieber Amtsbruder, so tief ich Haußners Abfall vom Christentum beklage, und so scharf ich seine Auflehnung gegen die Kirche verwerfe, ich glaube doch, darin hat der Herr Superintendent nicht recht gethan. Dem Manne die Ehre abzuschneiden, ihn zu verbittern und immer tiefer in seinen Haß hineinzutreiben, das war weder weise gehandelt, noch läßt es sich mit dem Geiste unseres Meisters Jesu Christi in Einklang bringen.

„Der äußere Abschluß des Zwistes war, daß von oben der Bescheid kam, das Kind habe am Religionsunterrichte teilzunehmen; worauf Haußner den Jungen aus der Schule nahm.

„Von jener Zeit ab war mit dem Manne nicht mehr in Frieden zu verkehren; wenigstens für einen unseres Standes nicht, so aufgebracht und ergrimmt zeigte er sich gegen die Kirche und ihre Diener. Heimlich mußte ich mich ins Haus schleichen, wenn ich die arme Bertha besuchen wollte.

„Die Unglückliche hat während dieses Streites Folterqualen ausgestanden, und wäre sie nicht eine wahrhaftige Christin gewesen, sie würde soviel Schweres nicht ertragen haben. Ihre Gesundheit und ihr Gemüt waren tief zerrüttet; bereits damals begann ich für ihren Verstand zu fürchten. —

„Das Familienleben war völlig zerstört; die Ehegatten waren einander entfremdet worden.

„Mir wies Haußner damals die Thür, in einer so schroffen Weise, daß ich es meinem Kleide schuldig zu sein glaubte, seine Schwelle fortan nicht mehr zu übertreten.

„Bald darauf zog Haußner ganz von der Stadt weg. Das Haus in Eichwald hatte er schon früher angekauft, und Bertha pflegte im Sommer mit den Kindern dorthinzugehen. Jetzt machte er diese Besitzung ganz zu seiner Heimat.

„Ich habe die Verwandten aus dem angeführten Grunde niemals in Eichwald aufgesucht; aber ich blieb in Briefwechsel mit Bertha.

„Aus ihren Briefen begann ich Hoffnung zu schöpfen. Haußner schien sich zu finden; er verhinderte es wenigstens nicht, daß Bertha den Kindern religiöse Anschauungen einprägte; ja hin und wieder gestattete er ihr den Kirchgang

mit den Kleinen. Für ihre Erziehung hielt er einen Hauslehrer; einen Teil des Unterrichts erteilte er auch selbst.

„Damals schien manches auf dem Wege zum guten mit der Familie. Berthas Gesundheit besserte sich, ihre Briefe lauteten heiterer und lebensfroher, und ich wagte zu hoffen, daß sich noch alles zum besten wenden möchte. —

„Und nun erst kommt das Traurigste, was ich Ihnen, lieber Amtsbruder, zu berichten habe.

„Ein Geistlicher war es, ein christlicher Pfarrer, der unserem Herrgott ins Handwerk pfuschte und all diese Keime, aus denen mit der Zeit hätte gutes erwachsen können, zerstörte, durch Unduldsamkeit und — ich muß es geradezu aussprechen — frevelhafte Vermessenheit.

„Pastor Menke, Ihr Vorgänger im Amte, ist es, von dem ich spreche. —

„Haußner pflegte, den unbemittelten Leuten der Gegend unentgeltlich Arzeneien zu verabreichen, in dringenden Fällen ging er wohl auch selbst zu einem Kranken. — Er soll in dieser Weise viel Gutes gestiftet haben. —

„Unseren Pastor verdroß das; er legte dem Arzte allerhand in den Weg, untersagte seinen Beichtkindern, sich von einem Atheisten und Gotteslästerer behandeln zu lassen; ja ging in seinem unheiligen Eifer soweit, dem Arzte und seiner Familie in der ganzen Umgegend den schlechtesten Leumund zu bereiten.

„Daß es kein leichtes Ding für einen Geistlichen ist, einen Dissidenten in der Parochie zu haben, ist gewiß wahr, aber der nunmehr verewigte Menke hätte sich doch wohl bedenken sollen, welcher Sache man dient, wenn man mit unreinen Waffen kämpft.

„Haußner trat ihm in keiner Weise zu nahe. Der Kirche und dem Geistlichen ging er aus dem Wege; nie habe ich etwas davon gehört, daß er andere zu seinen kirchenfeindlichen Anschauungen herüberzuziehen versucht hätte. Er führte ein durchaus zurückgezogenes, gegen alle Welt abgeschlossenes Leben; in die Gemeindeangelegenheiten hat er sich nie eingemischt. —

„Es wird Ihnen bekannt sein, lieber Amtsbruder, daß vor ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahren eine heftige Typhusepidemie in Breitendorf, Eichwald und Umgegend ausbrach.

„Nun, damals fehlte es sehr an ärztlichen Kräften, um die Seuche zu bekämpfen, und Haußner griff in wirklich edler Selbstlosigkeit aus freien Stücken ein.

„Was thut unser verstorbener Amtsbruder Menke in geradezu unbegreiflicher Verblendung? Als sich die beiden an einem Sterbelager treffen, erhebt sich Menke und verläßt mit Ostentation das Zimmer. Haußner eilt ihm nach ins Freie und stellt ihn zur Rede.

„Was für Worte damals gefallen sind, habe ich nie mit Sicherheit erfahren können, aber von diesem Augenblicke an herrschte tödliche Feindschaft zwischen den beiden.

„Und nun erkrankten die Haußnerschen Kinder; den Ansteckungsstoff mochte der Vater wohl selbst ins Haus gebracht haben. Wie sich das Traurige eigentlich zugetragen, darüber fehlen mir alle näheren Nachrichten. — Kurz, die beiden Kleinen waren im Laufe eines Tages Leichen.

„Darüber verlor Bertha den Verstand. Sie rennt ins Dorf, weinend und klagend — in anderen Umständen gerade damals — und erzählt den Leuten, was sich er-

eignet. Gänzlich verwirrt fleht sie, daß man ihren Kindern ein christliches Begräbnis gewähren möge. — Haußner war ihr nachgeeilt und wollte sie ins Haus zurückholen — mit Gewalt — denn sie widersetzte sich und schrie ganz laut, daß die vielen Leute, die hinterdrein liefen, es hören konnten: ihre Kinder seien keine Heiden gewesen, und sie müßten ein Eckchen auf dem Kirchhofe bekommen. —

„Und von alledem erfuhr ich damals nichts. Hätten sie mir doch nur ein Wort mitgeteilt! Ich wäre herüber gekommen, und das Schlimmste hätte sich nicht ereignet. —

„Die beiden kleinen Leichen wurden gleichzeitig der Erde übergeben. Haußner hatte sich jede Leichenrede ausdrücklich verbeten, und von den Zeremonieen wollte er nur das unumgängliche Notwendige haben.

„Warum konnte Pastor Menke dem Wunsche des hartgeprüften Mannes nicht willfahren, warum mußte er am offenen Grabe, in Gegenwart des Vaters von einem Gottesgerichte sprechen? — Sie wollen mir's nicht glauben! — Es ist geschehen, lieber Amtsbruder — es ist geschehen! Über den beiden kleinen Särgen hat er das Wort ausgesprochen: Ein Gottesgericht.

„Sie schütteln ungläubig den Kopf — hören Sie nur weiter, lieber Amtsbruder. Aus Bösem folgt Böses. — Haußner ist ein leidenschaftlicher, zum Jähzorn geneigter Mensch. Am offenen Grabe hat er sich an dem amtierenden Geistlichen vergriffen — den Priester des Herrn in Ausübung seines heiligen Berufes angerührt — und wenn nicht Leute dazwischen gesprungen wären, hätte er ihm wohl gar den Talar vom Leibe gerissen. —

„Entsetzlich! nicht wahr? —

„Menke strengte gerichtliche Klage an, und Haußner wurde verurteilt.

„Noch während er sich in Haft befand, kam Bertha nieder. Das Kind kennen Sie — es ist Gertrud.

„Alle diese Dinge ergriffen mich tief, der Gedanke an Haußners Seelenheil ließ mir keine Ruhe. Ich suchte ihn auf in seiner Haft; ich fand ihn verhältnismäßig ruhig und gefaßt. Kein hartes Wort fiel; aber er gab mir zu verstehen, daß er mit keinem Priester mehr etwas zu thun haben wolle. — Ich ging unverrichteter Sache von dannen.

„Haußner machte von der Befugnis Gebrauch, sein Kind ungetauft zu lassen.

„Bertha ward in einer Anstalt für Gemütskranke untergebracht. Ich suchte sie auf, so oft ich konnte.

„Ob ihre verstorbenen Küchlein der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden; ob sie, die Mutter, die beiden Kleinen im Jenseits an Gottes Throne wiederfinden würde: das war die Angst, die ihrem armen, zerrütteten Gemüte keine Ruhe ließ.

„Und da half kein Zureden, kein geistlicher Trost; alle Gnadenmittel waren wirkungslos. Gebetet habe ich mit ihr — gerungen mit ihrer Seele — umsonst! — Der Gedanke, die Angst um die Kinder, wollte nicht von ihr weichen, und immer tiefer sank sie in die Nacht der Verzweiflung.

„Ihr Tod trat ganz schnell ein. Ich war nicht zugegen, auch Haußner nicht. Erst an der Leiche trafen wir uns. —

„Ich habe sie bestattet in aller Stille auf dem Kirchhofe der Anstalt. Haußner reiste bald darauf mit dem Kinde ins Ausland. Ich habe weder ihn noch das Kind

seitdem wieder gesehen. — Das Mädchen, Gertrud war damals ein süßes, goldiges Dingelchen. Sie kennen sie ja, Herr Amtsbruder — sagen Sie, ist sie dem Bilde der Mutter dort ähnlich? —

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, mir von der Tochter der unglücklichen Bertha zu erzählen!“ —

XVII.

Weihnachten war da.

Der junge Geistliche freute sich, wie eifrig das Fest im Dorfe vorbereitet wurde. Aus allen Essen rauchte es. Selbst die Frau des kleinsten Häuslers buk ihren Striezel, und fleißig wurden die Christbäume angeputzt.

Ein wenig in dieser Freude fand Gerland sich durch den gräflichen Revierförster gestört. Mit einem Schnurrbarte, der zum Eiszapfen gefroren war, rotem Gesichte, die Büchse über den Rücken, kam der alte Mann am Tage vor dem heiligen Abende die Dorfstraße herab.

„Kommen Sie auch mal zur Kirche?" konnte sich Gerland nicht enthalten, den Alten lächelnd zu fragen.

„Nein, Herr Pfarrer!" gab ihm der Forstmann zurück. „Aber ein Schock Christbäume sind wieder mal gestohlen worden, mitten aus den Kulturen heraus. Der ganze Wald ist voll Fußspuren, die nach dem Dorfe führen. Diebsgesindel, verdammtes! Nächstes Jahr werden Eisen gelegt. — Predigen Sie mal über das siebente Gebot, Herr

Pastor, das wäre ein ganz passender Text für die Christbaumdiebe." —

Der Christabend war feierlich. Wer irgend konnte, kam an diesem Abend zur Kirche. In Breitendorf herrschte noch die alte Sitte, Lichter in die Christnacht mitzubringen. Das schlichte, weißgetünchte Gotteshaus erstrahlte im Glanze von Hunderten von Kerzen.

Gerland hatte sich mit seiner Vorbereitung für die Rede auf das notwendigste beschränkt; er wußte, daß er weit wärmer sprach, wenn er nicht memorierte. Kein Text lag ihm so wie dieser: das Hervorbrechen der lichtweißen Christusgestalt aus der Nacht des Heidentums. Hier brauchte man keine starken Effekte aufzusetzen, nicht zu moralisieren und zu drohen, um auf die harten Bauernköpfe Eindruck hervorzubringen — man brauchte auch nicht, wie bei manchem anderen Texte, sich zu winden und zu drehen, um das, was nur historisch erklärbar war, auch für den Nichttheologen verständlich und genießbar zu machen; hier war keinerlei Verkleidung oder Ausschmückung nötig, keinerlei Erklärung und spitzfindige Begründung. Durchdringen nur mußte man sich lassen von dem frommen Geiste dieser schlichten Kindergeschichte, die für einfache Geister erzählt war und nur in einfachem Geiste verstanden werden konnte. —

Wie ein warmer Strom ergoß sich die Rede aus seinem Innern. Kopf an Kopf standen die dunklen Gestalten im Schiff und auf den Emporen, die Lichter zitterten und flackerten, an der Holzdecke malten sich unruhig wechselnde Schatten — als schwebten Geister mit heimlichem Flügelschlage durch den Raum. Kein Laut ertönte, als die

helle Stimme des jungen Geistlichen und hin und wieder ein unterdrücktes Husten, oder der erstaunte Ruf eines Kindes, das schnell von der Mutter zum Stillschweigen gebracht wurde. Zur Christnacht war es Sitte, die Kinder, selbst die kleinsten, mitzunehmen.

Gerland hatte sich selten so durchdrungen gefühlt von der Bedeutung des Predigerberufes, wie in diesen Augenblicken. Er, der einzige, denkende Kopf, alleinstehend und hocherhoben über diese dunkle Masse, die unter der Gewalt seines Mundes stand — der er überlegen war, wie der Hirt seiner Herde überlegen ist.

Als er das „Amen" gesagt, herrschte für einige Sekunden das tiefste Schweigen; dann brach ein allgemeines, lang anhaltendes Husten und Schnäuzen aus. Die Orgel setzte ein, gleichzeitig öffnete sich die Thür dem Altare gegenüber, und herein flutete ein leuchtender Strom, vor dem aller bisheriger Lichterglanz verblaßte. Die Schulkinder waren es mit brennenden Christbäumchen. Wie eine feurige Schlange bewegte sich der Zug langsam durch den Mittelgang. Vor dem Altarplatze nahmen sie halbkreisförmige Aufstellung und intonierten unter Kantor Wenzels Leitung das: „Heilige Nacht, stille Nacht!" —

Dem jungen Geistlichen liefen die hellen Thränen über die Wangen. Der Gedanke, daß vielleicht die Hälfte dieser Christbäumchen gestohlen sei, mischte sich nicht störend in seine Rührung. Er stand ganz unter der Gewalt seiner Nerven. Der sinnbenebelnde Weihrauch dieser Stunde umschleierte sein Nachdenken.

* * *

Eine Einladung von Polanis war gekommen; Amtsbruder Gerland sollte den nächsten Sonntag mit ihnen in Annenbad verbringen. Es traf sich glücklich, daß Gerland einen entfernten Verwandten auf einige Tage bei sich zu Besuch hatte, der Kandidat der Theologie war und die Predigt in Breitendorf übernehmen konnte.

Beizeiten machte sich der Geistliche in einem Bauerwägelchen nach Annenbad auf. Dort angekommen, begab er sich direkt in die Pfarrloge.

Er betrat eine geräumige Kirche mit massiven Säulen und breiten Emporen, große Fenster spendeten reichliches Licht. Die Apsis war mit Frescogemälden geschmückt, von der gewölbten Decke hingen drei glänzende Metallkronleuchter herab. Die Kanzel mit buntem Baldachin befand sich über dem Altare, der reiche Kirchengefäße und Paramente aufwies.

Und doch sagte sich Gerland, daß ihm seine bescheidene Dorfkirche mit ihrem weißgestrichenen Holzwerk und den vertrockneten Erntekränzen lieber und heimlicher sei, als dieses große mannigfach verzierte Gotteshaus.

Die Kirche füllte sich rasch. Gerland hatte gehört, daß im Sommer, wo der Ort voll Fremder war, das Haus die Zahl der Zuhörer oft nicht zu fassen vermöge. Polani genoß den Ruf eines bedeutenden Kanzelredners weit über die Grenzen seines Kirchspieles hinaus. Gerland war gespannt, ob dieser Ruhm heute Stich halten werde.

Als erste nach ihm erschienen in der Pfarrloge Diakonus Fröschel mit seiner Mutter. Man reichte sich nur stumm die Hand, da die Gemeinde bereits das Eingangslied angestimmt hatte.

Die Pastorin erschien erst, als ihr Gatte schon am Altare stand und die Epistel verlas.

Polanis Erscheinen auf der Kanzel zog Gerlands Aufmerksamkeit nunmehr dorthin.

Er sprach mit schönem, klangvollem Organ; seine Gesten waren abgerundet und geschmackvoll — dazu das regelmäßige Gesicht und die langen, dunklen, seidenartigen Haare, die das feine, weiße Profil umrahmten — kein Wunder, daß er Eindruck machte.

Gerland hatte seine Freude an der Meisterschaft, mit welcher der Redner die Form beherrschte. Klar bis zur Durchsichtigkeit floß der Redestrom. Trotz der strengsten Folgerichtigkeit im Aufbau war von Monotonie nichts zu merken. Hier und da schweifte er ab, zog Historisches an, brachte Beispiele aus dem Leben, aber immer wieder klang durch alle Variationen das Leitmotiv des Textes durch.

Gerland war viel zu sehr Fachmann, um hier nicht echte Künstlerfreude zu erleben, und doch, je länger jener da oben sprach, je stärker begann er mit Befremden einen Mangel zu empfinden, den alle Klarheit und Formvollendung nicht verdecken konnte. Die Predigt war offenbar aufs sorgfältigste ausgearbeitet, aber das Herz hatte keinen Anteil daran gehabt; darum war der Vortrag interessant, aber er packte nicht.

Während er den Mann mit dem geistvollen Gesichte da oben seine wohldurchdachten, feinziselierten Perioden vortragen hörte, wollte Gerland das Wort des Korintherbriefs nicht aus dem Sinn kommen: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. —

Und doch wollte sich Gerland seine hohe Meinung von Polani nicht gern verderben lassen. Er wartete immer noch auf den Augenblick, wo die Begeisterung durchbrechen müsse, wo jener aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgehen werde.

Er wartete umsonst. Mit einem sachlichen, durchaus korrekten Überblicke über das Ganze schloß Polani; sein Amen klang nüchtern und frostig durch das Gotteshaus.

Fürbitte, Danksagung und Abkündigungen nahmen bei der starken Seelenzahl der Parochie längere Zeit in Anspruch.

Nachdem der Schlußvers abgesungen, erhob sich die Pastorin und kam auf Gerland zu. „Endlich kann man sich die Hand geben." —

Die Dame legte sofort Beschlag auf ihn, sodaß er nicht einmal Gelegenheit fand, ein paar Worte mit Frau Oberlehrer Fröschel zu sprechen.

Er war erfreut, auf dem Wege zum Pfarrhause von der Pastorin zu hören, daß sie heute den Diakonus mit seiner Mutter zu Tisch erwarte. „Wir konnten es nicht umgehen, die Leute wieder einmal einzuladen. — Arthur hielt es für nötig," fügte sie hinzu.

Gerland bemerkte, daß es ihm eine große Freude sei, Mutter und Sohn wieder zu sehen.

„Nun, das ist eben Geschmackssache. Den Herren scheint diese Madame Fröschel ja überhaupt zu gefallen. Arthur behauptet sogar, sie sei eine interessante Frau. Die Witwe eines Oberlehrers — und das spielt sich auf!"

Als Gerland die beiden Frauen bald darauf im Salon verglich, begriff er, daß sie nicht dazu geschaffen seien, mit einander zu harmonieren. Ein größerer Abstand war

schwer zu denken: die eine geziert in Manieren und Worten, dabei doch nicht imstande, ihre mangelhafte Geistes- und Herzensbildung zu verstecken, die andere voll Würde in nüchterner, beinahe herber Schlichtheit, ein ernster, strenger, tiefgegründeter Charakter. —

Die Pastorin kam, bald nachdem man sich zu Tisch gesetzt hatte, auf ihr Lieblingsthema: Graf Mahdem. Nach dem, was sie erzählte, kam er jetzt öfter nach Annenbad herüber.

Gerland war zerstreut. Halb und halb befand er sich mit seiner Aufmerksamkeit am anderen Ende des Tisches; dort war zwischen Polani, dem Diakonus und Frau Oberlehrer Fröschel eine Unterhaltung im Gange, die den Geistlichen interessierte.

„Ach lassen Sie doch die da unten," — raunte ihm die Pastorin zu, als sie ihn beim Lauschen nach der anderen Seite ertappte. „Die sprechen natürlich schon wieder über Religiöses." —

Der Diakonus schien eine Behauptung Polanis mit wachsender Leidenschaftlichkeit zu bestreiten. Wie immer, wenn er erregt war, überhaspelte er sich, und fiel in einem fort aus der Konstruktion. Mit Sachlichkeit und Ruhe versuchte ihn Polani zu widerlegen. Die Mutter warf auch hin und wieder ein wohlbedachtes Wort dazwischen. Wie es Gerland vorkam, stand sie jedoch mehr auf Polanis Seite, als auf der des Sohnes.

Man besprach die Amtsentlassung eines Geistlichen; ein Fall, der sich kürzlich in Süddeutschland ereignet und viel Staub aufgewirbelt hatte. Der Mann war an verschiedenen Bekenntnissätzen irre geworden, hatte der Ge-

meinde von seinen Zweifeln Mitteilung gemacht, wurde darob bei der vorgesetzten Behörde denunziert und hatte seine Stellung unter Verlust des Pensionsanspruchs niederlegen müssen.

Der Diakonus verteidigte die Handlungsweise des betreffenden Pfarrers. Gerland hörte ihn bemerken: „Die Behauptung, daß Kämpfer" — so hieß der entlassene Geistliche — „seinen heterodoxen Standpunkt vor der Ordination hätte darlegen müssen, bestreite ich. Dürfen wir Theologen uns vielleicht nicht fortentwickeln? Soll uns nicht das Wort von der Freiheit des Christenmenschen gelten?" —

„Schön!" meinte Polani. „Ich lasse Ihre Verteidigung gelten. Kämpfer soll meinetwegen ursprünglich positive, mit dem Bekenntnisstande der Kirche völlig übereinstimmende Ansichten gehegt haben, und erst später, nach seiner Ordination an diesem und jenem Glaubenssatze irre geworden sein — das meinten Sie doch wohl, lieber Amtsbruder?" —

„Ich denke, wir sind nicht an einen Block geschmiedet mit unserer Überzeugung."

„Nun gut! — Wenn dem so war, sage ich, hatte Kämpfer zunächst die Pflicht, sich zu prüfen — ernsthaft zu prüfen — verstehen Sie! Er konnte sich auch mit anderen beraten — mit Amtsbrüdern zum Beispiel —"

„Mit Amtsbrüdern?"

„Ja!"

„Als ob die so etwas ernst nehmen würden! — Ja, wenn es sich um Pfarräcker oder Stolgebühren gehandelt hätte." —

„Lassen Sie mich ausreden, mein Lieber! — Ich wollte sagen, wenn der Mann nach reiflichster Selbstprüfung zu dem Resultate gelangt, daß er seine heterodoxe Ansicht nicht zu ändern vermöge, daß auch für alle Zukunft keine Aussicht dafür vorhanden sei — dann —"

„Nun — was dann?"

„Dann mußte er dem Konsistorium davon Meldung machen und abwarten, was über ihn verfügt wurde."

„Bravo! Dem Konsistorium Meldung machen. — Als ob in irgend einem Konsistorium der Welt Leute säßen, die sich von dem Seelenzustande eines ernst ringenden Menschen auch nur eine Vorstellung machen könnten." —

Hier fiel ihm die Mutter ins Wort. „Moritz, du gebrauchst sehr schroffe Worte."

„Mutter, entschuldige — aber du gehörst zu den Laien — daher deine rosige Anschauung. — Es ist sehr leicht gesagt: wer Zweifel hegt, der soll der Behörde Meldung machen. Darüber, Herr Pastor, werden Sie doch wohl keinen Augenblick im Zweifel sein, was der Erfolg einer solchen außerordentlichen Naivität gewesen sein würde?"

„Der Abschied — vielleicht." —

„Nein, der Abschied sicher!"

„Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man dem Betreffenden, wenn er den rechten Weg eingeschlagen und die richtige Form gefunden, eine Gnadenfrist gewährt hätte; in der Hoffnung, daß er noch zu einer annehmbaren Basis in seinem Glaubensleben gelangen möchte." —

„Auf deutsch, man giebt dem braven Manne den Rat, sich die Sache noch einmal zu überlegen — nicht allzu

rigoros zu sein. Viele Wege führen ja nach Rom — und in unserer bösen Zeit will man doch nicht gern den Frieden der Kirche stören, oder neuen Stoff zur Lästerung geben. — Villeicht sind dem armen Schlucker inzwischen noch zur rechten Zeit seine brotlosen Kinder eingefallen, und daß es im Schoße der Kirche doch wärmer ist, als draußen. Die Pensionsberechtigung ist am Ende auch 'ne Messe wert — und das Kompromiß ist fertig." —

„Herr Amtsbruder, das ist Ihre eigne tendenziöse Auffassung. — Sie verschieben den Fall vollständig. Weder hat das betreffende Konsistorium ein solch schmähliches Kompromiß vorgeschlagen, noch ist der betreffende Geistliche darauf eingegangen —"

„Das lag jedenfalls an dem Geistlichen, der ein ganzer Mann zu sein scheint."

„Moritz, kannst du denn wirklich mit einem solchen Menschen sympathisieren?" fragte die Mutter dazwischen.

„Mutter, sieh mal an — es giebt doch so etwas wie eine Überzeugung. Viele lassen sich diese Überzeugung freilich binden. Aber hier und da tritt doch einmal einer auf, der es unter dem Gewissenszwange nicht aushält. — Luther und sämtliche Reformatoren haben nicht anders gehandelt."

„Vergiß nicht, Moritz, daß die Reformatoren nicht eigentlich negierten, sondern nur wiederherstellten — die verdunkelte Lehre zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführten. Wer leugnet, übernimmt damit die Pflicht, etwas Besseres an die Stelle des Geleugneten zu setzen — und das ist hier nicht geschehen." —

Der Sohn war durch dieses Argument der Mutter

offenbar in die Enge getrieben. Gerland bemerkte, daß er die Brille abnahm und schnell wieder aufsetzte.

Polani nahm wieder das Wort. „Sie haben sehr recht!“ — damit wandte er sich an die Mutter. „Der Vorwurf unverantwortlichen Leichtsinnes, ja der Gewissenlosigkeit trifft diesen Kämpfer. Er hat großen Schaden angerichtet — Schaden, der nicht wieder gut zu machen ist.“

„Wieso? — das möchte ich bewiesen haben!“ rief Fröschel außer sich, und blitzte den ersten Geistlichen zornig mit seinen kleinen Augen an.

Über Polanis matte Haut flog ein rötlicher Schimmer, aber er wahrte die Haltung. Gerland bewunderte im stillen seine Selbstbeherrschung, wie er der flackernden Hitze des jungen Mannes überlegene Gelassenheit entgegensetzte.

„Gewiß muß eine solche Handlungsweise Schaden stiften — die Gemüter verwirren — viele zum Zweifel verführen — und über unseren Stand ganz falsche Ansichten hervorrufen. — Ich dächte, die Kirche besäße der Feinde und Angreifer genug in unserer Zeit — müssen sich auch noch aus ihrem eignen Schoße Angreifer erheben, die an ihrem Bestande rütteln mit vermessenen Händen?“

„Und wenn dieser Bestand nur ein Schein ist! — Sind wir Geistliche dann nicht berufen, der Wahrheit die Ehre zu geben?“ —

„Sie verkehren schon wieder das Thema, Herr Amtsbruder; die Frage ist hier nicht, was soll ein Geistlicher thun, oder nicht thun — sondern —“

„Sondern?“ —

„Sondern, welche Verpflichtungen verletzt er — nicht als Diener der Kirche allein — sondern, ganz allgemein,

als Mensch von Gewissen und Zartgefühl — wenn er vor eine Gemeinde gläubiger Christen hintritt, die seiner Seelsorge anvertraut ist, wenn er vor eine solche Versammlung hintritt und durch seine Zweifel sie zum Zweifeln herausfordert. Wiegt die Befriedigung, die ihm die Thatsache bereiten mag, seine Ansicht an den Mann gebracht zu haben, wohl die Beunruhigung der Gemüter auf, die ein solches Vorgehen des Seelenhirten notwendig hervorbringen muß? — Kann er als Mensch, als gewissenhafter Mensch, das verantworten? frage ich." —

Beistimmend zitierte die Mutter halblaut: „Es muß ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt." —

„Dagegen, Mutter, halte ich dir ein anderes Wort des Heilandes: Eure Rede sei: ja ja, nein nein — was darüber ist, das ist vom Übel. — Welche Verpflichtung, welche Ordination, frage ich, kann einen anständigen, ehrlichen Mann dazu zwingen, zu lügen — jawohl, zu lügen, mit jedem Male zu lügen, wo er auf die Kanzel tritt — wenn das nicht mehr sein Glaube ist, was zu bekennen ihm die Kirche vorschreibt?"

„Vielleicht die Bescheidenheit," — fiel Polani ein — „die allerdings häufig erst mit den Jahren kommt." Ein ironisches Lächeln zuckte über sein Gesicht. „Denn wer dürfte sich vermessen, das was in Jahrhunderten bessere und weisere Männer, als wir sind, an Glaubensschätzen angesammelt, als Lüge zu bezeichnen?" —

„Das ist es ja eben! — Wir plappern Sätze nach, die uns oktroyiert worden sind — noch schlimmer, zwingen sie den Leuten auf. Gedanken, die vor tausend und mehr

Jahren wertvoll gewesen sein mögen — Ansichten, die unter fremdem Himmel, bei einer fremden Rasse entstanden — in Jahrhunderten der Roheit — der —"

„Moritz!" unterbrach ihn die Mutter in strengem Tone: „Wovon sprichst du eigentlich? — Ich will nicht hoffen, daß dies deine Ansichten über das Christentum sind!"

„Mutter!" rief er gequält, „ich will eben nur sagen — ich meine nur — viele von uns leiden Pein, entsetzliche Pein unter diesem Zwange — dieser furchtbaren Kruste, die sich über alles gelegt hat. — Ach, es ist Unsinn, darüber zu reden!" —

Rote Flecken zeichneten sich auf seinen Backenknochen ab. Die Mutter blickte ihm besorgt ins Gesicht, und wollte seinen Blick fangen, wohl um ihm ein Zeichen zu geben.

„Ich möchte Ihnen fast raten, lieber Amtsbruder," begann Polani, „aber nehmen Sie mir den Rat nicht übel — versuchen Sie einmal, die christliche Lehre — die Bibel — unsere ganze religiöse Entwicklung, historisch zu würdigen. Mit der kritischen Methode allein kommt man nicht aus, oder vielmehr, man kommt zu schnell am Ende aller Dinge an. Betrachten Sie einmal, ohne alle vorgefaßte Meinungen, den Gang der Weltgeschichte, von der die christliche Epoche ja nur der notwendige Abschluß ist. — Vergleichen Sie das Neue und Große, das mit dem Christentum in die Welt gekommen, mit dem Größten und Besten, das frühere Epochen hervorgebracht, halten Sie die Güter des Glaubens gegen Wissenschaft, Philosophie und Kunst — und dann, wenn Sie wirklich mit Ernst geprüft haben — dann, lieber Amtsbruder, werden Sie sehr bald die — verzeihen Sie den Ausdruck — etwas

jugendlich excentrischen Ideen abstreifen, die sie jetzt noch hegen. Sie werden zu gefestigteren Anschauungen kommen, und niemand wird sich mehr darüber freuen, als ich."

Die Mutter nickte dem ersten Geistlichen dankbar zu. Der Diakonus schien etwas erwidern zu wollen, blickte auf die Mutter — das Wort erstarb ihm auf der Zunge vor der energischen Kopfbewegung, mit der sie ihm bedeutete, zu schweigen. Er starrte fortan auf seinen Teller, tief verstimmt.

* * *

Gerland ging zeitig am Nachmittag fort; er hatte dem Vetter versprochen, zum Abendessen wieder in Breitendorf zu sein.

Als er Abschied nahm, schloß sich ihm der Diakonus an.

Kaum war man draußen, so erklärte Fröschel: „Ich muß mit Ihnen sprechen! — Haben Sie eine Stunde Zeit übrig für mich?"

„Ich habe einen Wagen hier und wollte nach Hause."

„Schicken Sie doch, bitte, den Wagen voraus — thun Sie mir den Gefallen. Wir gehen ein Stück Wegs zusammen; — geht das nicht?"

Gerland erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden.

Bald hatten sie den Ort hinter sich; auf der hartgefrorenen Straße schritten sie hinter dem Bauerwägelchen drein, das langsam bergan rollte.

Der Sturm vom Tage zuvor hatte den Bäumen die Schneelast abgestiebt; schwarzgrün ragten die Wälder aus der weißschimmernden Fläche auf, in der Ferne in bläu-

liche Tinten übergehend, bis zum matten Tone angelaufenen Stahles; darüber ein klarer Winternachmittagshimmel, milchfarben, im Westen zu orangefarbenem Rande abgetönt. —

‚Jetzt wird es kommen,‘ dachte Gerland bei sich, als sie an den letzten Häusern vorbeigeschritten waren und Fröschel mit dem Putzen seiner beschlagenen Brillengläser endlich ein Ende gefunden hatte.

Aber immer noch ein paar Hundert Schritte gingen sie schweigend nebeneinander her, bis Fröschel abrupt bemerkte:

„Ist dieser Polani nicht ein abscheulicher Heuchler?“

Gerland blickte den Sprecher verdutzt an. „Das heißt, — das ist doch allzu hart geurteilt!“

„Ist es vielleicht keine Heuchelei, eine Sache, über deren Richtigkeit man innerlich völlig im klaren ist, mit Aufwand von soviel sittlichem Pathos verteidigen? Haben Sie unsere Tischunterhaltung heute nicht mit angehört? Mir kam es so vor, als lauschten Sie zu uns herüber.“

„Allerdings — ich will nicht leugnen, daß ich einiges aufgeschnappt habe.“

„Nun, und da sind Sie noch nicht hinter das wahre Wesen dieses Herrn gekommen? Ich hätte Sie für einen besseren Psychologen gehalten. — Übrigens, daß ich Ihnen nicht unrecht thue, Polani ist ein feinerer Heuchler als die meisten von uns — raffinierter und schwerer zu durchschauen.“

„Ich glaube, Fröschel, Sie sind persönlich gegen ihn eingenommen.“

„Nein! — Ich hatte einstmals sogar eine sehr hohe

Meinung von Polani. Wissen Sie, daß es dem Menschen gelungen ist, mich anfangs völlig zu überrumpeln? Als ich vorm Jahre hier eintrat, erwartete ich in dem ersten Geistlichen einen vom gewöhnlichen Schlage vorzufinden. Ich war angenehm überrascht — das kann ich nicht leugnen — als dieser Mann vor mich trat. Er imponierte mir in gewisser Beziehung durch seine Formen, seine Sicherheit, seine Bildung, deren Grenzen ich damals noch nicht erkannte. Sein Bücherbrett stellte er mir sofort zur Verfügung — womit er mein Herz vollends gewann. — Von seinen Forschungen über den Jesuitenorden erzählte er mir natürlich. Und hier und da ließ er mir im vertraulichen Gespräche durchblicken, daß auch für ihn die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen sei, und daß man die Augustana am Ende nicht ganz wörtlich zu nehmen brauche. Aber alles das nur zwischen den Zeilen zu lesen — verstehen Sie! — Polani wird sich nie kompromittieren. — Ich beging eine große Dummheit; durch seinen Pseudoliberalismus ließ ich mich zu Geständnissen verlocken. Sprach sehr offen — enthüllte meine letzten Ansichten. Und sehen Sie, Gerland, das vertrug er nicht — auf einmal nahm er eine ganz veränderte Miene an, meinte, das schicke sich nicht — kurz — steckte den ersten Geistlichen heraus. — Wenn es etwas auf der Welt giebt, das ich nicht vertragen kann, das mir von Grund der Seele zuwider ist, so ist es solches Hinter-dem-Berge-halten, dieses Nicht-Fleisch-nicht-Fisch-sein, diese weibische, blutarme Ängstlichkeit — diese zweideutige, finassierende Spitzfindigkeit. — — Da ist mir doch jeder vierschrötige Landpastor am kleinen Finger lieber, der seinen Bauern die Geschichte von Bileams Esel in aller

Ruhe vorerzählt, ohne Bedenken. Aber eine solche tief innerliche Verlogenheit, die auch noch mit ihrer Abgeleckt-heit prunken will, das ist doch die ekelhafteste Entartung, zu der es unsereiner bringen kann. — Seien wir doch wenigstens ehrlich, wenn wir untereinander sind. Unsere Amts-Vorgänger, die alten Auguren, waren andere Kerle als wir; ihr Lachen stünde uns besser zu Gesichte, als diese aufgeblasene Wichtigthuerei, die das Armesündergefühl doch nicht wegzuheucheln vermag."

„Sie scheinen eine geringe Meinung von unserem Stande zu haben."

„Die habe ich allerdings! — Übrigens denken Sie nicht, ich sei hochmütig; ich bilde mir nicht ein, besser zu sein, als die anderen. Ganz und gar nicht! Nur empfinde ich die Schmach stärker, die darin liegt, einer Sache zu dienen, deren Hohlheit man durchschaut hat."

„Und diese schmeichelhafte Meinung haben Sie natürlich auch von mir."

„Gerland — ich will Ihnen etwas sagen — Sie sind mir in gewisser Beziehung eine Ausnahme; Sie besitzen wissenschaftliche Bildung und — Sie sind ein Mensch, der nachdenkt. — Schon dadurch fielen Sie mir unter den Amtsbrüdern auf. Doch schließlich, Bildung und Nach-denken teilen Sie mit Polani — aber sehen Sie, Sie haben noch etwas Besonderes vor uns voraus — Sie sind illusions-fähig — haben sich eine gewisse Herzenswärme gewahrt, die sie über den großen Riß hinwegträgt, der nun einmal durch unser aller Weltanschauung geht. Das fehlt mir, und das kann ich mir nicht geben. Ich beneide Sie. Ja, wahrhaftig, ich beneide Sie, Gerland!"

„Sie sagen, Ihnen fehlten diese Eigenschaften, die Sie bei mir konstatieren zu können glauben. Aber ich bitte Sie, mein Freund, wenn Sie diesen Mangel zugeben, so ist damit doch eigentlich schon der erste Schritt zur Besserung gethan. — Sie werden sich mit der Zeit zur Freude am Berufe durchringen; bei Ihrem ernsten Streben bin ich davon überzeugt."

„Nein, das ist kein Unterschied der Auffassung; das ist im letzten Grunde vielleicht ein Unterschied der Temperamente. Ihr Blut muß anders zusammengesetzt sein, als das meine. Sie besitzen die Fähigkeit zu hoffen und zu glauben; ich muß alles untersuchen, kritisieren und zersetzen. In meinem Charakter fehlen die positiven Seiten. — Sie sind wohl gar nicht imstande, sich in einen solchen Zustand hineinzudenken."

„Lieber Freund! Sagen Sie mir nur das Eine — wie sind Sie eigentlich unter die Theologen geraten?"

Fröschel hielt im Gehen inne, stemmte die Hände in die Seiten und lachte gerade heraus.

„Warum lachen Sie?"

„Ich lache darüber, wie Sie es ahnungslos verstanden haben, das Tragische in meinem Leben in einem kleinen Satze auszudrücken. — Wie bin ich unter die Theologen gekommen? — Ein Mensch, wie ich, Theologe! — Klingt das nicht fast wie ein schlechter Witz? — Theologe! — Wo einer gesättigt sein muß mit Positivismus. Ich bin auf den breiten Gewässern christlicher Scholastik wie ein Fahrzeug mit zu wenig Ballast — ich kann nicht schwimmen und auch nicht untergehen. — Wie soll ein Mensch, wie ich, erbaulich reden können — wie soll ich Begeisterung

erwecken, Tröstung spenden, Sicherheit geben? Es liegt so etwas Entwürdigendes in der Heuchelei; Sonntag um Sonntag hintreten zu müssen und ein Symbol aufsagen, das für mich nichts ist, als wertlose Kompilation antiquierter Formeln — und dabei immer die Miene machen, als sei man von der Wahrheit und Heiligkeit dieser Sätze durchdrungen. — Auf der Kanzel fühle ich mich wie ein armer Sünder. Mir ist die salbungsvolle Aufgeblasenheit von Natur versagt, die, wo sie selbst nichts denkt und fühlt, mit der Ornamentik der Phrase das Manko zu verdecken versteht. Ich könnte mir nicht erbärmlicher und lächerlicher vorkommen, wenn ich dazu verdammt wäre, falschen Schmuck oder künstliche Blumen herzustellen. Mein Gewissen verklagt mich auf Schritt und Tritt. Ich zittere vor dem Augenblick, wo mich ein Sterbender auf Ehre und Gewissen fragen könnte, ob ich denn selbst an das ewige Leben glaube, dessen Versicherung ich ihm mit Brot und Wein gebe. — Verstehen Sie, Gerland, welch ein elender Zustand das ist? Ist es nicht geradezu verbrecherisch — ist es nicht das Vergehen wider den Geist?"

„Lieber Fröschel hätten Sie denn alles das nicht besser bedacht, ehe Sie diesen Beruf wählten?"

„Beruf wählen? — Gut gesagt! Sie könnten mich mit gleichem Recht damit trösten, mein Bester, warum waren Sie auch so dumm, geboren zu werden. — Gerland, so wie der Mensch ins Leben kommt, ohne seinen Wunsch und Willen, bedingt durch tausend Umstände und Zufälle, vorbestimmt und belastet — sehen Sie, Gerland, ebenso bin ich zu dem Berufe des Geistlichen gekommen. — — Vieles könnte ich Ihnen darüber erzählen — eine ganze Leidens-

geschichte — eine Geschichte geistiger Vergewaltigung — aber ich will mich kurz fassen:

„Mein Vater muß ein merkwürdiger Kopf gewesen sein, nach allem, was ich über ihn gehört habe, und den wenigen Schriftlichkeiten, die von ihm übrig sind. Sie wissen wohl, daß er Gymnasial-Oberlehrer war. Die Welt hat nicht viel von ihm wissen wollen — er galt ihr als ein unzufriedener, menschenscheuer, eingebildeter Grübler. Seinen Kollegen war er ein unsympathischer Sonderling. — Ich hege nichts destoweniger eine wehmütige Verehrung für den Mann — ich glaube, er war sehr unglücklich, sein Geschick war dem meinen nicht unähnlich. Ich weiß, daß er Unsägliches gelitten hat, unter geistiger Bevormundung von seiten derer, die er am meisten liebte. — Was ich selbst in gleicher Lage leide, weiß ich nur zu gut!

„Sie scheinen mich nicht ganz zu verstehen; ich werde mich erklären.

„Sie kennen meine Mutter. Sie ist eine kluge Frau — eine geistvolle Frau sogar — ich verehre sie — ich liebe sie über alles in der Welt — und das ist keine Redensart. Aber sehen Sie, Gerland, wie sie meine beste Freundin, so ist sie auch meine Feindin. Orthodox bis in die Knochen. Hier liegt der tiefe, unüberbrückbare Gegensatz zwischen uns, der dadurch natürlich verschärft wird, daß ich Priester bin. — Sie ist klug, sagte ich Ihnen, und für eine Frau hat sie erstaunlich viel gelernt und gelesen, und doch ist sie über die letzten Vorurteile nicht hinausgekommen. Mit verblendeter Energie hängt sie sich an diese Vorurteile. Nur eine Frau bringt das Kunststück fertig, mit gutem Gewissen Aufklärung und starren Glauben

in sich zu vereinigen. Mit engherziger Beschränktheit hält sie am letzten Buchstaben des Dogmas fest. Und dabei kann ich Ihnen versichern, giebt es wenig Dinge, die sie nicht zu begreifen vermöchte. Aber in ihrem Verstehen giebt es irgendwo eine Schranke, über die sie nicht hinweg kann, vielleicht nicht hinweg will. — Sehen Sie, Gerland, das ist der dunkle Punkt zwischen mir und ihr, und der ist es, wie ich vermute, auch zwischen ihr und meinem Vater gewesen. — Früher haben wir uns oft gestritten, meine Mutter und ich — streiten ist ein viel zu mattes Wort dafür — — jetzt kommt das selten noch vor, aber der Gegensatz ist darum nicht vermindert. — Glauben Sie mir, meine Mutter, die äußerlich so ruhige, abgeklärte Frau, hat ihre Leidenschaft: die Religion. Sie ist religiös bis zum Fanatismus. Nichts wird sie erweichen; nicht Argumente, nicht Erlebnisse. Sie hat Schweres durchgefochten mit meinem Vater. Die Religion hat diesen beiden Menschen, die sich liebten, das Zusammenleben verbittert — hat sie einander entfremdet. Selbst diese trübe Erfahrung vermochte nicht, sie zu belehren, oder ihren Eifer zu dämpfen. Daß mein Vater ungläubig gestorben, daß es ihr nicht gelungen, ihn zu bekehren, nagt noch jetzt an ihrer Seele. Nun soll ich die Enttäuschung gut machen, die sie an ihm erlebt. — Ja, Sie mögen lächeln, aber es ist so — ich sollte zum Opfer gebracht werden — ich sollte den Himmel versöhnen. Die Frauen bleiben eben doch dieselben zu allen Zeiten. Lebten wir noch im Mittelalter und glaubten an Askese und Werkgerechtigkeit, meine Mutter hätte mich sicherlich dem Kloster dargebracht, in majorem gloriam domini. Aber da meine Mutter evangelisch ist,

fanatische Protestantin sogar, so kannte sie keinen brennenderen Wunsch, als daß der Sohn ein großes Licht ihrer Kirche werden möchte, und darauf los also bin ich von frühester Jugend an dressiert worden. Ich bin in orthodoxer Zimmerluft aufgewachsen, gefüttert mit positivem Christentum. Und wie merkwürdig das Resultat dieser Erziehung ausgefallen, das wissen Sie. Das gerade Gegenteil von dem, was sie gewollt, hat meine Mutter erreicht. Die Ungereimtheiten unseres Glaubenssystems fielen mir schon frühzeitig auf; bereits als Gymnasiast war ich arger Häretiker, und habe meiner Mutter manche Nuß zu knacken gegeben, mit verfänglichen Fragen und frühreifen Zweifeln. Ob das die Art meines Vaters ist, die da durchschlägt? — Ich bilde mir manchmal ein, ihm verzweifelt ähnlich zu sein. — Und sehen Sie, so sorgfältig ich auch gehütet wurde, es sind eben doch die Spuren einer anderen Weltanschauung in mich hineingetragen worden — und, wie es scheint, haben sie einen günstigen Boden vorgefunden. Meine Mutter hat es nicht hindern können — unter ihren Augen und Händen bin ich das geworden, was ich bin. Sie sieht das auch jetzt selbst ein und nimmt ihre Stellung dazu — sucht mich zu widerlegen, so gut sie kann, und wartet im übrigen. Mit der Zeit, denkt sie, kommt er doch herum. Ich glaube auch, daß sie für mich betet. Daß sie viel um meinetwillen leidet, weiß ich — aber, kann ich es ändern? Kann ich einen Glauben in mir hervorzaubern, der nicht in mir gewachsen ist? — Und nebenbei ist sie auch nicht unthätig; durch tausend Kleinigkeiten sucht sie mich zu beeinflussen, mich mürbe zu machen. Bald spielt sie mir ein sogenanntes gutes Buch in die Hand —

ein positives, Sie verstehen — ihre Gespräche mit mir haben alle einen bestimmten Zweck, der wie ein Leitmotiv durch alles hindurchklingt — mich zu bekehren. Sie ist eine Virtuosin darin, alles und jedes auf diese Moral zuzuspitzen. Sie ist eine kluge Frau, wiederhole ich Ihnen, Gerland, doch diese eine einfache Thatsache kann sie nicht begreifen — will sie nicht begreifen, daß man sich zum Glauben nicht zwingen kann. Und so drehen wir uns um einander herum, in einem circulus vitiosus, und thun uns unendlich viel Schmerz an. Jedes Ereignis unseres Lebens, jede Person, mit der wir in Berührung kommen, sieht sich meine Mutter daraufhin an, wie sie sie nutzbar machen könnte, mich nach dieser bestimmten Richtung hin zu beeinflussen. Sie werden es mir nicht glauben, Gerland, auch Sie hat meine Mutter mir gegenüber ausgespielt. Sie hat mir den Pfarrer Gerland von Breitendorf hingestellt als Beispiel dafür, wie man wissenschaftlich gebildet und doch ein positiver Christ sein könne. Und von Polanis Einfluß auf mich erhofft sie ganz Außerordentliches. Daß er nicht aufrichtig sei, will sie nicht gelten lassen. So trübt diese fixe Idee selbst ihre Menschenkenntnis. Polani soll mich missionieren; heute Mittag haben Sie ein Pröbchen davon erlebt. Sehen Sie, so bin ich umstellt von allen Seiten, und das schwerste für mich ist, daß es nicht Feindschaft ist, die mir solche Netze stellt, sondern Liebe — blinde Liebe, die nicht versteht, welche Qualen sie bereitet. Sehen Sie, Gerland, daß ist die entsetzliche geistige Bevormundung, unter der ich lebe." —

Eine längere Pause entstand. Beide Männer marschierten im Gleichtakt auf der Landstraße weiter, dann

meinte Gerland: „Eins, lieber Freund, ist mir immer noch nicht klar geworden: Wie ist es möglich, daß Sie sich dieser Bevormundung, wie Sie es selbst nennen, nicht haben entziehen können?“

„Ja, es ist beschämend für mich, aber es ist so; ich habe nicht die Kraft — nicht den Mut dazu gefunden. Jeder Mensch, glaube ich, sollte zunächst seine Eltern überwinden, so oder so — in Güte, wenn es geht, wenn nicht, muß er den Mut der Rücksichtslosigkeit finden. Es ist ja schließlich weiter nichts als Notwehr. Und wenn sie es noch so gut zu meinen glauben — die Alten; was uns not thut, können sie ja nicht verstehen. Man muß sich losreißen — freimachen und das beizeiten. Ich habe diesen wichtigsten Schritt versäumt. Meine Mutter hielt mich fest mit tausend Fäden der Liebe. Ich bin unbeholfen und unpraktisch, kann mich in Dingen des gewöhnlichen Lebens nicht aus fünf Birken herausfinden — vielleicht hat meine Mutter diese Eigenschaften in mir begünstigt, um mich länger am Schürzenbande zu halten. — Sie haben ganz recht; irgend einmal mußte ich mich emanzipieren, irgend einmal mußte der Schritt gethan werden. Damals, als ich das Gymnasium verließ, wäre wohl der richtige Moment gewesen. Da mußte ich mein Leben selbst bestimmen, mußte mir einen Beruf wählen nach meinem Herzen und Geschmack. Jurisprudenz, Medizin, selbst Philologie — alles wäre besser gewesen, als gerade das theologische Studium. Aber sie wußte mich so sanft hinüber zu leiten, wußte es als so selbstverständlich hinzustellen, daß ich Prediger würde, daß ich Thor den Seelenverkauf gar nicht merkte. Und während des Studiums,

wo ich mir mehr und mehr der Zwangsjacke bewußt wurde, die ich mir hatte überziehen lassen, war sie stets wachsam, stets um mich — beschwichtigend und meine Bedenken einlullend. Und wenn ich mich gelegentlich aufbäumte, wenn die Kathedertheologie allzu harte Opfer von meinem logischen Denken verlangte, da war sie schnell zur Hand, mich auf das zukünftige Amt zu vertrösten. Da sollte alles gut werden. Statt des trockenen Einpaukens wissenschaftlicher Materie, würde ich da Religion erleben. Was hat sie mir nicht alles für lockende Bilder vorgegaukelt: die Freude an Amt und Stellung, die Arbeit an den Gemütern, die Gewinnung von Seelen für das Reich Gottes, die hohen ethischen und kulturellen Aufgaben der Kirche in unserer Zeit.

„Alles das, mein Freund, hört sich so schön an, und schließlich sind es doch nur Phrasen für den, dem die treibende Kraft des Glaubens fehlt. — Aber das sollte ich erst erfahren, als ich im Amte war — nun es zu spät ist.

„Sehen Sie, so ist es meiner Mutter gelungen, mich aus der großen, weiten Lebensströmung, die vor mir lag, hineinzutreiben in das enge stagnierende Wasser des Kirchentums. Was soll ich im Priesteramte? Ich bin kein Menschenfischer — mir fehlt die Begeisterung, die Liebe, die Freudigkeit. — Ich hasse mein Amt, es lastet auf mir mit Centnerschwere. — Können Sie verstehen, Gerland, welch ein verzweifelter Zustand das ist?“ —

„Ja, ich verstehe das, lieber Fröschel! — Und soll ich Ihnen meine Meinung frei heraus sagen?“

„Ja, thun Sie das!“

„Es ist hohe Zeit für Sie, daß Sie sich retten."

„Ich soll mich freimachen?"

„Allerdings!"

„Und — wie — das?"

„Ich glaube, es giebt nur einen Weg für Sie — lieber Fröschel."

„Das Amt quittieren?"

„Ja!"

„Denken Sie, daß ich das nicht selbst hundertfach bei mir erwogen hätte, Gerland?"

„Sie dürfen nicht länger zaudern, lieber Freund."

„Es ist zu schwer, Gerland — es ist zu schwer! Ich finde den Mut nicht dazu. — Wenn es sich nur darum handelte, ein Abschiedsgesuch zu schreiben, das wäre ja schnell gethan. Aber bedenken Sie, wie soll ich meiner Mutter die Notwendigkeit klar machen. Ich wage gar nicht auszudenken, was sie thun könnte; — wie sie das aufnehmen würde, wenn ich vor sie hinträte und sagte: Mutter, ich ertrage diesen Zustand nicht länger, gieb mich frei, laß mich meinen eignen Weg wählen; der, den du mir vorgezeichnet, war verfehlt. Was würde das anderes bedeuten, als ihr sagen: Deine gesamte Lebensarbeit war umsonst. — Das wage ich ihr nicht zu eröffnen, Gerland. Nennen Sie mich feige — aber — ich bringe es nicht übers Herz."

„Nun und wenn sich nun ein anderer bereit fände, es zu thun."

„Wie meinen Sie das?"

„Ihrer Mutter das auseinander zu setzen."

„Wer würde dieser andere sein?"

„Ich! — Wenn Sie mich einer solchen Mission für würdig erachten."

„Gerland!"

Beide waren gleichzeitig stehen geblieben. Noch war es nicht so dunkel, daß nicht einer die Züge des anderen hätte erkennen können.

Es arbeitete in Fröschels Mienen, wie von Rührung. Gerland ward es feierlich zu Mute, als jener seine Hand ergriff und mit halberstickter Stimme hastig etwas von Dank hervorstieß.

„Und — wann — wollen Sie's thun?"

„Sofort, wenn es sein kann. Ein solcher Entschluß darf nicht kalt werden."

Gerland rief den Wagen an, der noch immer vor ihnen herfuhr; er möge nach Breitendorf zurückkehren, sagte er dem Bauer, für heute brauche er seine Dienste nicht mehr.

Dann gingen sie den Weg, den sie eben gekommen, wieder zurück.

„Willst du mit meiner Mutter allein sprechen, Gerland?" — Das „du" hatte sich ganz von selbst, wie etwas Notwendiges zwischen ihnen eingefunden.

„Das mußt du entscheiden."

„Ich werde im Nebenzimmer sein." —

Lange Pause.

Gewichtiger als vorher ertönten die Schritte der beiden Männer durch die abendliche Dunkelheit. Vor ihnen erglänzten schon die Lichter von Annenbad, dessen ersten Häusern sie sich nahten.

Dann in weicherem Tone, als gewöhnlich, sagte der Diakonus: „Eins laß nicht außer acht, bei dem, was du

vorhast, lieber Freund, daß mich meine Mutter sehr liebt. Teile es ihr schonend mit."

„Dessen kannst du versichert sein."

Erneuter Händedruck. —

Von da ab schritten sie schweigsam bis vor die Thür des Hauses, wo Frau Oberlehrer Fröschel wohnte. Gerland fühlte sich wundersam gehoben und auch wieder beunruhigt in dem Gefühle, etwas Großes und Ungewöhnliches vorzuhaben.

„Sie ist zu Haus!" flüsterte der Diakonus dem Freunde zu, als sie ins Vorzimmer getreten waren.

Eine Thür öffnete sich. Es war die Mutter, den ergrauten Scheitel hell von der erhobenen Lampe beleuchtet.

„Bist du es, Moritz?"

„Jawohl, Mutter! — Und hier ist auch Pfarrer Gerland. — Er hat mit dir zu sprechen." — Damit schritt er an der Mutter vorbei nach seinem Zimmer.

In den Zügen der Matrone malte sich Staunen; sie bat, der Herr Pastor möge eintreten.

Gerland hatte das, was er sagen wollte, im Kopfe fertig.

Die Mutter setzte sich ihm gegenüber und blickte ihn forschend an. Ein Neues Testament lag aufgeschlagen auf dem Tische. Die Frau konnte ein kurzes, nervöses Zwinkern ihrer Augenlider nicht unterdrücken. Im Nebenzimmer hörte man den Diakonus, der hastig auf und ab ging.

Gerland begann seinem Plane gemäß von der Amtsentlassung des Pfarrers Kämpfer zu sprechen — an das Tischgespräch anknüpfend. Er meinte, der Fall Kämpfer sei nur ein Symptom, das auf einen allgemeinen fehlerhaften Zustand hinweise. Die Kirche, die sich in unseliger

Weise mit der Staatsgewalt verquickt habe, majorisiere die religiöse Überzeugung vieler Laien und auch Theologen. Kämpfer habe im geheimen manchen Gesinnungsgenossen unter den Amtsbrüdern, und es würde besser um Kirche und Christentum bestellt sein, wenn alle den Mut der Ehrlichkeit fänden, der jenem seine Stelle gekostet. —

Noch sprach er ganz im allgemeinen, ohne den eigentlichen Zweck seiner Worte anzudeuten. Er hoffte sie zur Aussprache zu bewegen, sie sollte eine Ansicht äußern — ihm widersprechen — dann würde es ihm leichter werden, das Gespräch dahin zu bringen, wo er es haben wollte.

Aber die Frau ließ ihn reden; ihre grauen, gleich denen des Sohnes tief unter der Stirn verborgenen Augen, fixierten ihn scharf, voll Mißtrauen — sie mochte das Manöver durchschauen.

Im Nebenzimmer ertönten immer noch die unruhigen Schritte; fast klang es, als mahnten und drängten sie. Nervöse Hast überkam den jungen Geistlichen, und nach ziemlich plumpem Übergange sprach er der Mutter plötzlich von dem Sohne und seinem Widerwillen gegen den geistlichen Beruf.

Das Mienenspiel der Frau veränderte sich, ihre Augen wanderten, sie strich mit der wachsbleichen, mageren Hand über die gehäkelte Decke vor sich auf dem Tische.

Gerland floß die Rede, jetzt, wo er zum Zwecke sprach, freier von der Zunge; er benutzte vieles von dem, was noch von Fröschels eigenen Worten frisch in seinem Gedächtnisse war.

Auch jetzt unterbrach ihn die Mutter nicht; sie saß mit gefalteten Händen da, den Kopf ein wenig gesenkt. Gerland

bemerkte, daß sie sehr bleich sei. Nebenan war es still geworden. Der Sprecher begann sich an den eignen Worten zu erwärmen. Er glaubte Eindruck zu machen; er war durchdrungen von dem Gefühle, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten.

„Glauben Sie denn nicht, Frau Oberlehrer," fragte Gerland — und suchte seiner Stimme den angenehmsten Ton zu verleihen — „daß Ihr Sohn sich glücklicher fühlen würde, wenn er sich befreite von einem Amte, das ihn täglich und stündlich zur Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit zwingt? Und Sie selbst, meine ich, könnten doch auch an einem solchen Zustande keinen Gefallen finden, der Ihrem Sohne die drückendsten Überzeugungsopfer auferlegt — der ihn zu Kompromissen treibt. Dem Reiche Gottes ist damit sicherlich nicht gedient. In der Offenbarung heißt es: ‚Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest. Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.'" —

„Herr Pastor!" unterbrach ihn die Matrone plötzlich. „Sie treiben Mißbrauch mit dem Worte Gottes." —

Gerland sah ein gänzlich verändertes Gesicht vor sich; ihr Auge flammte zornig.

„Wieso?" stammelte der Geistliche überrascht.

„Jawohl! — Es ist hohe Zeit, daß ich Sie an Ihre Stellung erinnere. Die Art, wie Sie von dem geistlichen Berufe sprechen, ist empörend."

„Verzeihen Sie — Frau Oberlehrer — aber, um mich handelt es sich doch hier gar nicht."

„Sie nehmen die Partei meines Sohnes; Sie wollen,

er soll den Beruf aufgeben, der ihm von Gott zugewiesen ist — der größte, der edelste Beruf, den es giebt. Welche Motive Sie dazu treiben, meinem Sohne die Brücke zu treten, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist es schlimm, daß Geistliche so gering von ihrem Stande denken."

„Ich kann Ihnen versichern, Frau Oberlehrer, daß ich sehr hoch von meinem Berufe denke — daß ich für meine Person, um keinen Preis der Welt, den Talar ablegen möchte — aber —"

„Aber meinen Sohn, den verführen Sie dazu — nicht wahr?"

„Frau Oberlehrer — ich weiß wirklich nicht —" Gerland stand ratlos vor einer Gereiztheit, die das sonst so gemessene, würdevolle Wesen dieser Frau in sein gerades Gegenteil verkehrt hatte.

„Sie sind noch sehr jung, Herr Pastor," sagte sie, „und auch mein Sohn ist jung. Ihnen beiden fehlen die Erfahrungen — die inneren Erlebnisse — die man nur durch langjähriges Gebetsleben und Ringen erwirbt. Es hängt nicht alles vom Einzelwillen ab, wie die Jugend meint; Gott führt uns und stellt uns auf unseren Posten. Merkwürdig genug, daß ich einen Geistlichen darauf hinweisen muß, daß es eine Berufung und eine Erleuchtung giebt. Wir sind nichts aus eigener Kraft; verderbt und in Sünden befangen von Jugend an sind wir, und nur die Gnade Gottes kann uns befreien. Wenn auch die jetzige Zeit diesen Grundsatz umstoßen will; er bleibt nichtsdestoweniger der Kernpunkt des Evangeliums. — Wir haben nicht das Recht dazu, wir elenden Menschen, unseren Leib und unseren Geist als unser ausschließliches Eigentum zu betrachten, und

mit uns selbst zu schalten und zu walten, wie es uns beliebt. Unser Leben ist das Pfund, mit dem wir zu wuchern haben." —

„Frau Oberlehrer," unterbrach sie Gerland, „es ist mir nie beigekommen, das zu bestreiten." —

„Sie haben sich unterfangen, zu behaupten, mein Sohn sei seiner Veranlagung nach nicht zum Geistlichen berufen. Einmal erkläre ich, daß niemandem ein solches Urteil zukommt; ich denke, wenn jemand meinen Sohn kennt, so bin ich es doch wohl, die Mutter! Ferner — kennen Sie denn die Wege, die der Herr meinen Sohn noch leiten wird? Wollen Sie unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen? — Der, welcher zu dem Gichtbrüchigen gesprochen: ‚Stehe auf und wandle!', wird am Ende auch noch Mittel und Wege finden, mein Kind zu sich zu führen." —

„Ich weiß nicht, ob das im Sinne unseres Herrn und Meisters ist!" — begann Gerland. „Evangelisch ist eine solche Auffassung jedenfalls nicht; dann kämen wir zur Gnadenwahl. Ob er sich zum Priesteramte berufen fühlt, darüber muß schließlich der Erwachsene selbst urteilen dürfen. Der Herr will keinen Zwang und keine Vergewaltigung in geistigen Dingen. Das Wesen des Evangeliums ist Freiheit. —"

„Das Wesen des Evangeliums ist der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes!" — rief sie außer sich. „Und den Glauben habt ihr jungen Leute verloren. Euer Wesen ist Überhebung. — Die Demut fehlt euch — die Zerknirschung. — Ihr wollt euch nicht leiten lassen — wollt selbst euer Leben bestimmen. — Das ist der Geist

der Auflehnung — der Geist der Negation — der keine Autorität mehr anerkennt, weder die Gottes, noch die der Eltern. — Wie können Sie von Zwang und Vergewaltigung sprechen? — Ich weiß, was meinem Sohne not thut — ich allein weiß es." —

Sie stand jetzt aufrecht vor Gerland und sprach mit zitternder, aber laut vernehmbarer Stimme:

„Mein Sohn ist mündig; nach den Gesetzen kann er thun, was er will. Aber ich erkläre ein für allemal, mit dem Augenblicke, wo er seinen Beruf verläßt, trenne ich mich von ihm, und keine Einmischung Fremder wird daran etwas ändern."

Inzwischen war der Diakonus hinter ihr eingetreten. Er sah noch bleicher aus, als gewöhnlich und kam sofort auf Gerland zu. „Laß, Gerland — laß! — Es ist unnütz. — Mutter, errege dich nicht! Pastor Gerland ist gänzlich unschuldig, mach' ihm keine Vorwürfe." —

Er drängte Gerland, der kaum wußte, wie ihm geschah, zum Gehen.

Als sie draußen standen, sagte der Diakonus: „Wir haben eine große Thorheit begangen, Gerland. Ich mußte das vorher wissen — mir kann niemand helfen. Du hast dein möglichstes gethan. — Ich danke dir. Meine Mutter wird nichts belehren — vielleicht Thatsachen allein. — Lebewohl, Gerland — ich danke dir!" —

(Ende des ersten Bandes)

Der Pfarrer von Breitendorf

Zweiter Band

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erschien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer | **Thekla Lüdekind**

Der Grabenhäger | **Liebe ist ewig**

Novellen

Die Versuchung

Karline | **Reinheit**

Wald | **Luginsland**

Der

Pfarrer von Breitendorf

Roman in zwei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Zweiter Band

Zweite Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1901

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Zweiter Band

I.

Eine Stimmung unzufriedener Zerfahrenheit war über Gerland gekommen, — ein Erfolg seines letzten Besuches in Annenbad.

Ihm war zu Mute wie einem Menschen, der das Haus des Nachbars brennen sieht und weiß, daß seine eigene Behausung mit Stroh gedeckt ist. Das altbewährte Mittel, in angestrengter Thätigkeit die Zweifel zu ersäufen, wollte diesmal nicht recht verfangen. Es war etwas wie ein Reif auf seine Freudigkeit gefallen; mitten in einer Amtshandlung begegnete es ihm, daß er den tollen Wunsch in sich aufsteigen fühlte, laut aufzulachen. Am schlimmsten stand es mit dem Gebet, er konnte es zu keiner Inbrunst, keiner unbefangenen Hingabe bringen. Die Flamme des Opfers schwelte am Boden hin, als halte sie ein feindlicher Wind danieder.

Und seine Freude am Konfirmationsunterricht war in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Die Vorbereitung der Hauptstücke führte ihn auf tausend Fragen und Zweifel;

Symbole, die ihm bisher heilig in der Ehrwürdigkeit ihres grauen Alters gewesen waren, sahen ihn auf einmal in heller Tagesbeleuchtung mit befremdend nüchternen Zügen an. —

Über Kleinigkeiten stolperte er und blieb an einem Worte, einer Wendung im Bibeltext oder Katechismus hängen, über die er früher glatt hinweggelesen hatte.

Mit der naiv freudigen Hingabe an den Stoff war es zu Ende; es gab ein Aufdruseln und Wiederzusammenflicken — eine Arbeit, bei der mehr Maschen fielen, als aufgenommen wurden.

Ganz anders trat er jetzt vor die Kinder, nicht mehr frei und freudig, sondern mit dem Gefühle schwerer Verantwortung belastet. Er wollte nicht, daß die jungen Seelen etwas einbüßen sollten, sie durften es nicht empfinden, daß er ein anderer geworden war; nach wie vor wollte er ihnen das beste geben — und so schraubte er sich zu Gefühlen hinauf, die er nicht empfand.

Dabei hatte er immer die Empfindung, die Kinder müßten ihn durchschauen — als würden sie matter, weil ihres Lehrers Begeisterung matt geworden. Er war mißtrauisch gegen sich und andere.

* * *

In jene Zeit fielen Ereignisse innerhalb der Gemeinde, die bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihn über die unfruchtbare Trostlosigkeit dieser Stimmung hinwegrissen.

Bei einem Gange durchs Dorf traf er gänzlich un-

verhofft auf die Pastorin Menke. Als er die bekannte Gestalt der Witwe etwa fünfzig Schritte vor sich in einer Wegekrümmung auftauchen sah, durchzuckte ihn heftiger Schreck. Sie bemerkte ihn etwas später; für einen Augenblick machte sie Halt, offenbar unschlüssig, was sie thun solle. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken; so überwand er denn seine Verlegenheit und blickte ihr im Entgegengehen scharf ins Gesicht. Auch sie hatte sich inzwischen gefaßt, sie schien die Beleidigte spielen zu wollen; mit zurückgeworfenem Kopfe und gerümpfter Nase kam sie heran.

Was mochte sie in Breitendorf wollen?

Gerland stellte die Frage an den Gemeindevorsteher, den er bald darauf traf. Er erfuhr von ihm, die Witwe sei bereits am vorigen Sonntage, — den der Geistliche in Annenbad verbracht, — nach Breitendorf gekommen, angeblich um das Grab ihres verstorbenen Gatten zu besuchen. Sie wohnte bei ihrer Busenfreundin, der Frau des Gutsbesitzers Finke.

Der Gemeindevorsteher ließ dann noch einige zweideutige Bemerkungen fallen, von diesem Weibsstücke, das nur Stänkereien ins Dorf bringen wolle. Aber die Gemeinde werde sich an ihrem Pastor nicht irre machen lassen. — Mehr war nicht aus dem vorsichtigen Manne herauszubringen.

Die Witwe hatte ihn verleumdet, das war klar. Welcher Art die Verleumdung sein mochte, lag auf der Hand; wenn anders der alten Regel zu trauen, daß man den Nächsten nur gar zu gern des eigenen Unrechts bezichtigt.

Auch daß sie bei den Finkes wohnte, war wohl kein Zufall. Sie mochten sich dort alle recht hübsch zusammenfinden, die Clique seiner Widersacher in der Gemeinde. —

Pastorin Menke schien für einige Zeit in Breitendorf bleiben zu wollen. Gerland bemerkte sie am nächsten Sonntage in der Kirche. Mit blumengeschmücktem Hut und Seidenmantille, paradierte sie im Schiff des Gotteshauses.

Mancherlei geringfügige Anzeichen deuteten auf ihre geheime Minierarbeit: der Gutsbesitzer Finke, Mitglied des Gemeinderates, grüßte den Geistlichen nicht, als sie sich zufällig begegneten; an der Thür des Pfarrhauses entdeckte er eines Morgens ein zotiges Bild mit Kreide angezeichnet.

Das Bewußtsein, klug gehandelt zu haben, ließ keinen rechten Haß in seiner Seele aufkommen. Lächeln mußte er, wenn er an sie dachte, — mitleidig, ohne Groll. In diesem Spiele stand der Erfolg zu deutlich auf seiner Seite.

Eines Abends saß Gerland an seinem Schreibtische, die Lampe brannte bereits seit Stunden — er war mit kirchlicher Verwaltungsarbeit beschäftigt — als ihn ein Geräusch vom Garten her aus seiner Rechnerei riß. Summendes Durcheinander von Stimmen — eine Art mißtönender Gesang. — Sollten es Betrunkene sein? —

Gerland wollte den Lärm überhören, aber das ging nicht; immer zudringlicher wurden die unharmonischen Töne. Dazwischen halbunterdrücktes Gekicher und übermütiges Schreien und Pfeifen. Jetzt glaubte er etwas

wie einen Refrain herauszuhören: „Pfarr“ und darauf „Narr“!

Es war klar — das galt ihm. Eine Katzenmusik in optima forma.

Wie hatte er sich zu verhalten? — Die Sache ihren Gang gehen lassen — nicht darauf achten, sich die Ohren zustopfen — thun, als sei nichts vorgefallen? — Nein! Das hätte ausgesehen, als fürchte er sich; die Leute meinten wohl gar, er sei gänzlich ohne Stachel.

Wie er war, lief er die Treppe hinab. Klingelnd und dröhnend flog die Hausthür hinter ihm ins Schloß. — Der Gesang war jäh abgebrochen; er hörte noch einige Psts — Stimmengeflüster, und Schritte, die sich schnell entfernten.

Sehen konnte er zunächst gar nichts, bis sich seine Augen an das Nachtdunkel gewöhnt hatten. Er tappte auf gut Glück die Stufen hinab und that einige Schritte in den Garten. Vor ihm duckten sich ein paar dunkle Gestalten, dann hörte er den Gartenzaun knacken und knistern. Es waren Männer, soviel konnte er jetzt schon erkennen; einer verlor in der Hast seinen Hut, mußte zurück, um ihn aufzuheben. Gerland sprang zu, kam aber zu spät, um den Flüchtling zu greifen. Wie ein Affe kletterte die lange Gestalt an den Latten empor. Als der Bursche über dem Zaune schwebte, hob sich sein Kopf scharf vom hellen Himmelsrande ab, nur für einen Augenblick, der zum Erkennen genügte.

Einen solchen Kahlschädel und eine solche Nase gab es nur einmal im Kirchspiel.

Gerland war derartig betroffen durch die gemachte

Entdeckung, daß er an ein weiteres Verfolgen der Störenfriede gar nicht dachte. — Wenzel, Kantor Wenzel! — Jede Täuschung war ausgeschlossen.

Der Geistliche ging ins Haus zurück. — Es war zu außerordentlich. Ein Mensch, den er bisher immer zu seinen Getreuen gezählt. Wieviel Gutthaten hatte er dem Lehrer erwiesen! Der schwer kompromittierte Mann war sein besonderer Günstling gewesen. Noch kürzlich hatte er auf eine Anfrage von seiten der Schulbehörde, bezüglich des Kantors, im günstigen Sinne geantwortet.

Unwillkürlich ging er zu seinem Schreibtische und entnahm ihm das Heft, in dem er die Charakterbeschreibungen seiner Beichtkinder niedergelegt. — Wenzel! — Wieviel Hoffnung er an den Mann verschwendet hatte; — es war beschämend.

Kopfschüttelnd schloß er das Heft wieder weg; hatte er den Menschen irgend einmal gekränkt? Er sann nach; nichts fand sich in seinem Gedächtnisse. Es war der pure, blanke Undank, die Auflehnung der Gemeinheit gegen die Güte, der Roheit gegen die Kultur.

Nachdem die erste Erregung verflogen war, überlegte der Geistliche, welchen Gebrauch er von der Entdeckung machen wolle. Daß er das Vorkommnis nicht ignorieren könne, war von vornherein klar. Sein Ansehen der Gemeinde gegenüber war gefährdet, wenn er eine solche Beleidigung ungeahndet hingehen ließ.

Es gab mehrere Wege, die er einschlagen konnte, um sich Genugthuung zu schaffen. Der eine war: Anzeige bei Gericht zu machen; den verwarf er bald. Die gerichtliche Untersuchung des Falles würde wahrscheinlich wenig ergeben und viel böses Blut hervorrufen.

Es blieb ihm noch eine andere Möglichkeit, er konnte Wenzel bei der Schulbehörde anzeigen. Eine zeitlang erwog der Geistliche diesen Gedanken ernstlich; verdient hätte der Mann das sicherlich, sein Kerbholz war voll. — Aber schließlich siegte das Mitleid in Gerlands Seele; er wußte, daß solche Anzeige den Abschied des Kantors nach sich ziehen mußte. Ein Rest von Sympathie für Wenzel war immer noch in seinem Herzen geblieben. —

Schon seit einiger Zeit hatte Gerland den Religionsunterricht in der Schule nicht mehr visitiert; nicht umsonst sollte Wenzel ihn heute abend daran erinnert haben, daß er besonderer Kontrolle bedürfe. Der Geistliche nahm den Stundenplan zur Hand; die erste Stunde bei den Kleinen war Religionsunterricht. ‚Gut, ich werde mich einfinden, Herr Kantor, morgen früh.‘ —

Die Sache kam anders, als Gerland sie sich im Geiste zurechtgelegt hatte.

Am nächsten Morgen begab er sich beizeiten zur Schule; zu seinem Erstaunen sah er durch die Scheiben des zur ebenen Erde gelegenen Schulzimmers, daß die Kinder sich balgten. Zwanzig Minuten nach sieben Uhr und der Unterricht noch nicht begonnen!

Als der Geistliche eintrat, fand er das Katheder leer und die Klasse in größter Unordnung. Einige Knaben sprangen schnell auf ihre Plätze zurück. Eine arge Balgerei schien stattgefunden zu haben; mehrere Köpfe waren tüchtig zerzaust, unter den Mädchen gab es verweinte Gesichter.

„Wo ist euer Lehrer, ihr Kinder?“ fragte der Geistliche.

Eine verlegene Pause entstand. Die Kinder sahen einander verdutzt an, sie schienen sich in der Seele ihres Lehrers zu schämen. —

Gerland stand mit verdüsterter Miene im Mittelgange, der die Knabenabteilung von der der Mädchen trennte.

Hinten im äußersten Winkel steckten ein paar Bengel die Köpfe zusammen. „Sag's ack — sag's ack!" — Ein Knabe wurde von seinen Nachbarn mit Püffen traktiert.

„Was habt ihr mit dem da — was soll er denn?"

„Dar weeß es, wu dar Lahrer is; — dar hat's vurhin derzahlt."

„Was weißt du, mein Kind?" fragte Gerland in aufmunterndem Tone und ging dem Knaben entgegen, welcher von den andern nach vorwärts gedrängt wurde.

Der Kleine blickte mit scheuer Miene zu Boden; er wollte nicht mit der Sprache heraus.

Endlich platzte ein anderer los: „Der Lahrer leit ein Wirtshause — besuffen!" —

Einige Kinder kicherten; die meisten blieben still und hingen in atemloser Spannung an den Zügen des Geistlichen.

Gerland war erbleicht. „Was — was sagst du da?"

„Dar hat 's derzahlt," erklärte der Sprecher und wies auf den ängstlichen Knaben vor Gerland — „dar is aus 'n Kretzschame — dar Lahrer is besuffen und leit bei uns ei der Gaststube, hat 'r gesagt." —

Gerland stand eine Weile wie erstarrt. Welch ein Schaden ist hier angestiftet! — das war der einzige Gedanke, den er zu fassen vermochte. Dann mechanisch vorwärts schreitend, begab er sich aufs Katheder. „Setzt euch auf eure Plätze, Kinder!"

Nachdem alle ihre Plätze inne hatten und die Klasse das Bild musterhafter Ordnung bot, sprach Gerland ein lautes Gebet: Worte des Dankes für die glücklich und gesund verlebte Nacht.

Die Ironie, welche in diesen Worten liegen konnte, fiel Gerland in diesem Augenblicke nicht ein; noch weniger den Kindern, die, wie Kinder stets in solchen Momenten, ganz unter dem Banne des Außergewöhnlichen standen.

Der Geistliche ließ sie ein bekanntes Kirchenlied anstimmen. Während des Gesanges sammelte er sich selbst.

Durch Fragen unterrichtete er sich bald darüber, an welcher Stelle des Unterrichtes sich die Klasse gegenwärtig befand. Joseph in Ägyptenland, war das letzte Pensum gewesen. Der Geistliche erzählte ihnen die Geschichte von Josephs Wiedersehen mit seinen Brüdern, gab ihnen eine leichtfaßliche Erläuterung des Geschehnisses, und hatte ihre Aufmerksamkeit bald ganz erobert.

Gegen Schluß der Stunde merkte er an den Mienen der dem Fenster zunächst sitzenden Kinder, daß draußen etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Unwillkürlich blickte er hinaus. Eine hagere Gestalt wankte schlotternd heran, mit vertiertem Ausdruck nach den Klassenfenstern stierend.

Gerland verließ sofort das Katheder und eilte zur Thür; so sollte die Klasse ihren Lehrer nicht sehen.

Im Hausflur kam ihm Wenzel entgegengestolpert. Vor dem Geistlichen machte er mit der blöden Miene des ertappten Sünders halt.

„Kantor Wenzel," sagte Gerland und dämpfte seine Stimme soviel wie möglich — „gehen Sie auf Ihr Zimmer,

legen Sie sich! Ich werde Ihren Unterricht heute übernehmen — verstehen Sie!"

Der Betrunkene wollte etwas erwidern; er machte einen schwachen Versuch, den Nüchternen zu spielen. Er tastete nach Gerlands Hand, und als dieser, angewidert von dem durchdringenden Branntweingeruch, zurücktrat, lallte er: „Betrunken — nee, betrunken bin ich nich — Herr Pastor! — Etwas Medizin — mir war nicht recht wohl — etwas Medizin — weiter nichts — Herr Pastor — auf Ehre!" —

Gerland überwand sich und faßte den Schwankenden unter den Arm. Er führte ihn ein paar Stufen hinauf, und hieß ihn, sich am Treppengeländer festhalten; dann wiederholte er seine Mahnung, daß er sich legen und ruhig verhalten solle.

Unter Beteuerungen, daß er nur ein wenig Medizin zu sich genommen habe, weil er krank gewesen sei, stolperte der Betrunkene die Treppe hinauf.

Gerland erteilte an diesem Tage den Unterricht in sämtlichen Fächern.

Abends setzte er dann ein Schreiben an die Schulbehörde auf. Die Beteiligung Wenzels an der nächtlichen Ruhestörung vor seinem Hause erwähnte er nicht, aber den Zustand, in welchem er den Lehrer am Morgen betroffen, schilderte er ohne Abstrich.

Die Behörde war schnell mit ihrem Eingreifen. Der Kreisschulinspektor selbst erschien am Platze; eine Untersuchung des Falles wurde eingeleitet.

Es ergab sich, daß Wenzel mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen die Nacht bei Kartenspiel und Trunk im

Kretzscham verbracht hatte. Interessant war es für Gerland, die Zusammensetzung dieser Gesellschaft zu erfahren. Sämtlich waren es Leute, denen er wohl zutrauen konnte, sich an der Katzenmusik vor seinen Fenstern beteiligt zu haben. Herklotz, der Schuster, sein Gegner aus der Gemeindeversammlung, fehlte nicht unter ihnen. Sie mochten nach vollbrachter Heldenthat ihren Triumph im Kretzscham gefeiert und dabei zu viel des Guten gethan haben. —

Der Erfolg der Untersuchung war, daß Wenzel seines Amtes enthoben und ein anderer interimistisch an seinen Platz gesetzt wurde, bis die Stelle ausgeschrieben sein und die Gemeinde sich für einen neuen Kantor entschieden haben würde.

Wenzel verschwand ohne Sang und Klang aus Breitendorf. Auch die Witwe bekam Gerland nicht mehr zu Gesicht; am Tage nach dem Auftritte vor dem Pfarrhause hatte sie das Dorf verlassen. —

Etwa eine Woche mochte vergangen sein, als der alte Gärtnergewendbauer beim Pfarrer erschien, um das Pachtgeld für den Pfarracker, welchen er in Nutzung hatte, abzuliefern.

Der Gärtnergewendbauer war ein kleines, krummbeiniges, dürres Männchen, mit spitzem Kopfe und rotumränderten Augen. Unter vielem Ächzen und Räuspern holte er aus seinem Schafwollpelze einen alten Lederbeutel hervor, der neben Tabakrollen auch Geld enthielt. Langsam klaubte er die Münzen zusammen, und zählte dann die harten Thalerstücke, nebst einigem Nickel und Kupfer in regelmäßigen Reihen auf den Tisch.

Diese Manipulation kostete Zeit. Als Gerland schließ-

lich durchgezählt und erklärt hatte, es stimme, nahm der Alte mit einem wehmütigen Blicke Abschied von seinem Gelde. Dann sackte er den Beutel wieder ein, griff nach der Mütze, ging aber noch nicht.

Wie es schien, hatte er noch etwas auf dem Herzen.

Der Bauer räusperte sich und meinte: „Na, de Pastern Menke war nu also och wieder furt — ju ju!“ Dann fuhr er sich mit dem Handrücken über das Gesicht, wo es stets irgend etwas Feuchtes abzuwischen gab.

Als Gerland keinerlei Miene machte, auf diese Einleitung des Gespräches einzugehen, fuhr der Bauer fort: „Se wohnt ei der Stadt, de Pastern Menke, sagn se. — Na, ich will nur nu machen, daß 'ch heem kima. — Laben Se wuhl, Herr Paster!“ —

Er schob auf seinen krummen Beinen nach der Thür; dort blieb er stehen, drehte sich rasch um, und, mit einer verschmitzten Miene, in der sich Schadenfreude, Neugier und Klatschsucht die Wage hielten, meinte er: „De Leite sagen, se wird sich Kanter Wenzeln heiraten.“

Jetzt fiel Gerland doch aus seiner wohlerwogenen Rolle des Schweigens. „Was sagen Sie! — Pastorin Menke will den Kantor heiraten?“

Solch direktes Fragen liebt der Bauer nicht. Der Alte war viel zu vorsichtig, von seinem Nebenmenschen etwas auszusagen, worüber er möglicherweise zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

„De Leite sag'n 's ack, Herr Paster; ich weeß eegentlich nischt niche, ees denkt'ch nur suwas, weil duch zwischen Wenzeln und der Pastern Liebschaft war. — Das wern Se duch och wissen, Herr Paster?“ —

„Was soll ich wissen?“ fragte Gerland, ehrlich entsetzt.

„Nu freilch!“ meinte der Alte und wurde lebhafter; seine Äuglein leuchteten auf, er trat näher zu dem Geistlichen heran und sprach halblaut: „Die hoan schun bei Labzeiten vun sel'gen Pfarrn zusammde gestackt — die beeden. Nu hat sen 'n richt'g neigeritta, dan Wenzel — denn schlacht war dar ne — wenn er och saufen thät, aber die hat an Teifel in Leiba — und Se kinna fruh sen, Herr Paster, daß Se die su heila lus gewurn sein. Ju ju, zwischen dar Menken und Wenzeln is Liebschaft, da kinna Se a jeds hier fragen — doas wissen mer alle.“ —

Das Vernommene bestätigte dem Geistlichen manches, was er früher zwar gesehen, wobei er sich jedoch nichts gedacht hatte. — Als habe man eine Grube voll eklen Unflats unter seinen Füßen geöffnet, so kam es ihm vor.

II.

Diese Ereignisse hatten viel Aufregendes für den jungen Geistlichen. Alles andere war vor der Herbheit der eignen Erfahrungen in den Hintergrund getreten. Fröschels tragisches Geschick, erschien ihm bereits wie ein fremdes, beinahe unverständliches. Etwas wie ein Nebel hatte sich zwischen ihn und jenen gelegt — der feine Dunst, der über den weiter gleitenden Strom der Zeit sich breitet und die Züge alles Vergangenen langsam verwischt. —

Fröschel selbst brachte sich dem Freunde wieder ins Gedächtnis.

Gerland kam aus der Schule zurück, wo er der Einführung des neuen Lehrers beigewohnt hatte, da fiel ihm, als er ins Wohnzimmer trat, eine vertraute Gestalt ins Auge: Fröschel, ein Buch in der Hand.

„Das nenne ich mir eine Überraschung!" rief Gerland und streckte dem Diakonus beide Hände entgegen. — Im ersten Augenblicke wußte er nicht, wie er es mit

dem „Du" halten solle, das sich neulich in einer Stimmung besonderer Erregung zwischen ihnen eingefunden hatte.

Fröschel überhob ihn dieses Zweifels. „Wenn du gestattest, bleibe ich bis zum Abend bei dir, Gerland; meine Mutter ist verreist."

„Aber natürlich, lieber Freund! Bleibe eine Woche — bleibe ganz! Du hast übrigens außerordentliches Glück, heute habe ich Gebratenes zu Tisch — was nicht oft der Fall ist." Gerland versuchte zu scherzen, um sich und dem Freunde über die erste gezwungene Stimmung des Wiedersehens hinweg zu helfen.

Fröschel lächelte trübe. Er zeigte mehr denn je sein ungesundes, mißgestimmtes Aussehen. „Ich habe hier ein wenig in deinem Schleiermacher gelesen." —

„Du sagst, deine Frau Mutter sei verreist?"

„Ja, auf einige Tage. Eine Jugendfreundin von ihr liegt im Sterben und will sie vor ihrem Ende noch einmal sehen."

Das Gespräch von neulich und das, was ihm gefolgt, wurde nicht erwähnt. Gerland kannte den leicht verletzten Charakter Fröschels jetzt zur Genüge, um jede Frage zu vermeiden, die ihn irgendwie peinlich hätte berühren können.

Ob er sich mit der Mutter ausgesprochen — ob alles beim alten geblieben war? Gerland wartete, daß der Diakonus selbst eine Aufklärung in dieser Richtung geben solle. —

Nach Tisch unternahmen sie einen gemeinsamen Spaziergang. Gerland hatte für den Nachmittag einen Besuch bei der alten Märzliebs-Hanne in Eiba angesetzt. Der Kirchenstand der Alten war schon seit einigen Sonntagen

leer geblieben, und als der Geistliche sich nach ihr erkundigte, erfuhr er, daß sie ein böses Bein habe und bettlägerig sei.

Es war ein klarer Märztag, die Wintersaaten leuchteten saftig grün neben dem toten Braun der Ackerscholle. In Gräben, hinter Zäunen, am Waldrande, überall, wo die Sonne nicht hindrang, lagen Streifen körnig-schmutzigen Schnees, — wie verachtete Kleiderfetzen, die der scheidende Winter zurückgelassen. Die Salweiden an den Rainen trieben ihre samtweichen Kätzchen. Über dem Niederwald am Rand des Nadelholzes lag ein matt lilaer Schimmer; Birken und Erlen bereiteten die Frühlingstoilette vor.

Den Geistlichen erinnerten diese Lenzesanzeichen daran, daß er vorm Jahre um diese Zeit etwa nach Breitendorf gekommen sei. Er rechnete genauer nach und fand, daß er gerade heute den Jahrestag seines Einzuges in die Parochie begehe — ihm kam die Zeit viel länger vor. Er erwähnte Fröschel gegenüber diese Entdeckung.

„Und du bist zufrieden — du fühlst dich hier an deinem Platze?" meinte Fröschel.

Gerland bejahte nach einigem Überlegen. „Ich kann mit diesem ersten Jahre zufrieden sein."

„Wohl dir! Ich will dir wünschen, daß du nie anders denken mögest."

Jetzt würde wohl eine Aussprache folgen, dachte Gerland; aber der andere schwieg. —

In Eiba angelangt, wies Gerland den Freund nach einer Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht auf das Thal und die umliegenden Berge genoß. Dort wollte

er ihn nach kurzem Besuche bei der alten Märzliebs-Hanne wieder treffen. Er eilte dem bekannten Häuschen zu.

Man hatte die alte Frau unter dem Dache in einem Bretterverschlag untergebracht. Nebenan war Heu aufgespeichert, dessen scharfer Geruch den ganzen Raum durchdrang. Die Greisin lag in einer wurmstichigen, mit Stroh ausgefüllten Lade, die man notdürftig zur Bettstätte hergerichtet hatte. Ein schmutziges, an mehreren Stellen durchlöchertes Laken war alles, womit sie sich gegen die Kälte schützen sollte.

So fand der Geistliche seine alte Freundin vor. Er erkannte sie kaum wieder; die Züge waren verfallen, ihre Sprache glich nur noch einem Krächzen.

Dem jungen Manne krampfte sich das Herz zusammen bei diesem Anblick. Waren das Menschen, die eines ihrer Angehörigen so verkommen ließen? Noch nie hatte er das Fehlen einer Gemeindeschwester in der Parochie so schmerzlich empfunden, wie an diesem vernachlässigten Lager.

Ein Geruch herrschte in der Nähe der Kranken, der ihm fast das Atmen unmöglich machte. Sie habe ein „bieses Been", erzählte die Alte. Mit ihren zu hautüberspannten Knochen abgemagerten Armen zog sie die Decke weg — ein unbeschreiblicher Anblick bot sich dem Auge des Geistlichen.

Gerlands erste Frage war, welchen Arzt sie gerufen habe. Die Alte wollte nicht recht mit der Sprache heraus; schließlich gestand sie ein, daß sie sich von der Tonchen, der Besprechfrau, behandeln lasse.

„Sahn Se, Herr Paster, ich kunnte Se duch gurnich mih furt uf das meschante Been, und hernachen that's och

su fiere schwella — und a hella Jaucha lief raus — dernoa wußt'ch mer kennen Rat ni mih, und de Tonchen hat duch sicke gute Heelsalbe. Doa hat se mer a Brinkel dervun gegahn — de Tonchen."

„Und verspüren Sie denn irgend welche Besserung?" fragte Gerland.

„Nee, basser is es su racht no ne gewurn, Herr Paster; aber de Tonchen meenta, ersht müßt's schlachter warn — dernoa ufn Neimund würd's heelen, meent se."

„Was soll denn Ihr Leiden mit dem Neumonde zu thun haben?"

„Nu sahn Se, Herr Paster, se hat mersch duch besprocha, mei Been, im ersta Viertel."

„Wie, Sie haben sich besprechen lassen! — Eine christlich gesinnte Frau wie Sie, Frau Heinze, hängt solchem Aberglauben an?"

Die Alte wurde verlegen. „Nee nee, Herr Paster," beteuerte sie, „Se müssen nich denka, mir hoan Teifelswark getrieba. Nee nee! De Tonchen is och ene Frumme, die batet immer zun lieben Gutt, weil se ees besprecha thut. Und dar lieba Gutt kann duch nischt dodergegen hoan. Ar geit 's ar duch och worim se bitt. Neilch dan Blitzerbauern sei Klenner, den hat se och besprucha — de Tonchen, dar hoat an Knuchenfraß gehoat dar Kleene, und mit den is glei basser gewurn, och uf 'n neien Mund. Und an Duchter dirft'ch's gurne ersht weesen, mei bieses Been, sunste is mit dar Heelkraft glei verspielt — verstiehn Se! A Duchter darf gurne ei's Haus, sinste is mit dar Sympathie aus — sagt de Tonchen." —

Der Geistliche sah ein, daß hier mit gutem Rate nichts

auszurichten sei; er beschloß zu handeln. Da er aber Fröschel nicht allzulange warten lassen wollte, verschob er sein Eingreifen auf morgen. —

Er eilte, den Diakonus aufzusuchen. Schon von weitem fiel ihm die charakteristische Figur des Freundes auf: seine hohen Schultern, der kleine Kopf auf kurzem Halse. Er stand dort in den Anblick der Landschaft vertieft; ganz nahe kam Gerland an ihn heran, bis jener ihn bemerkte.

„Entschuldige, daß ich dich so lange habe warten lassen, lieber Fröschel. — Eine schöne Aussicht, nicht wahr?" —

Fröschel antwortete nicht. Gerland blickte erstaunt in das Gesicht des Freundes; es sah verändert aus — verräterische Tropfen erzählten, daß er geweint habe.

„Lieber Fröschel!" — rief Gerland. — Sein Herz schwoll in Mitgefühl dem Freunde entgegen.

Aber der Diakonus wandte sich mit verdüsterter Miene ab. „Wem gehört das große Haus dort?" fragte er schnell in rauhem Tone.

Gerlands Blick folgte der ausgestreckten Hand. „Das Haus — einem gewissen Doktor Haußner — Weshalb?"

„Ich wollt's nur wissen. — Übrigens, es wird kühl — wir gehen besser." — Sie schritten bergab, auf dem Wege nach Eichwald.

Gerland brannte vor Begier, den Seelenzustand des Freundes zu erforschen. „Was fehlt dir, Lieber, — warum willst du mirs verheimlichen?" brachte er endlich heraus.

„Frage mich nicht, Gerland! — Ich verspreche dir, daß du es in Bälde erfahren sollst." —

Die Worte waren bedeutungsvoll, fast in feierlichem

Tone gesprochen worden. Gerland fühlte, daß hiernach alles weitere Forschen unzart erscheinen mußte, er hatte sich zu bescheiden.

Sie schritten am Haußnerschen Grundstücke vorbei. Gerland hatte bis zu diesem Tage, Fröschel gegenüber, des Arztes nicht mit einer Silbe erwähnt. Jetzt gab es sich von selbst, daß er dem Freunde von dieser eigenartigen Bekanntschaft erzählte.

Er berichtete die Geschichte Haußners, wie er sie von Pfarrer Valentin erfahren hatte. Gerland nahm unwillkürlich an, Fröschel müsse Interesse, ja Sympathie für den Freigeist empfinden.

Aber der Diakonus schien heute in einer abwesenden, traumverlorenen Stimmung; Gerland merkte bald, daß er seiner Erzählung wenig Aufmerksamkeit schenke. —

Beim gedämpften Schimmer der Studierlampe saßen die beiden dann noch eine Stunde beisammen. Gerland machte den Versuch, den Freund aufzuheitern; er holte sein „Seelen-Herbarium" hervor, wie er die eigenen Aufzeichnungen über die Beichtkinder benannt hatte, und las dieses und jenes vor, mit Absicht Charakteristiken wählend, die lichte Seiten aufwiesen. Es gab ja genug Gestalten in der Kirchfahrt, die eines humoristischen Anstrichs nicht entbehrten: die „Tonchen", der „taube Tobis", der „Gärtnergewendbauer" und andere mußten herhalten, für den wohlgemeinten Zweck, Fröschel zu unterhalten.

Der Diakonus saß auf dem Sofa und rieb, seiner Gewohnheit gemäß, die Finger gegen einander, in sich zusammengesunken, als laste eine unsichtbare Bürde auf seinen

Schultern. Hin und wieder lächelte er mechanisch zum Vortrage seines Freundes.

Gerland hielt im Lesen inne, da ihm der vergrämte Ausdruck dieses bleichen, hohläugigen Gesichtes Bedenken einflößte. — Ob es jenem nicht vielleicht zu viel werde, fragte er.

Fröschel bat ihn, fortzufahren; es thue so wohl, einen glücklichen Menschen zu sehen, meinte er. Den Geistlichen berührte sein weiches, resigniertes Wesen ganz fremdartig.

Als Fröschel aufbrach, war es schon dunkel. Gerland wollte ihn ein Stück Weges geleiten, aber der Diakonus lehnte die Begleitung ab.

Feuchtwarme Nachtluft empfing sie, als sie aus dem Pfarrhause traten. Der Himmel war bedeckt mit Wolkenfetzen — es lag Regen in der Luft.

Gerland öffnete die Gartenpforte nach der Dorfstraße hinaus; noch eine Weile blieben die Männer beieinander stehen — Fröschel schien sich schwer von dem Freunde zu trennen.

Plötzlich ergriff er Gerlands Hand; es war, als kämpfe er mit einem außerordentlichen Entschlusse. — Ein Bekenntnis — eine Frage — irgend ein Geheimnis schien sich losringen zu wollen von seiner Seele.

Und — es kam doch nicht dazu; er ließ die Hand wieder fahren und verschwand mit einem leisen „Lebwohl!“ in der Dunkelheit.

Gerland blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen. In der finsteren Nacht war nichts zu erkennen; nur als jener durch den Lichtkegel schritt, den ein spät erleuchtetes Fenster auf die Dorfstraße warf, sah er die Umrisse der bekannten Gestalt noch einmal flüchtig.

Wunderbar scharf prägte sich gerade dieses Bild dem Gedächtnisse Gerlands ein, so daß es unzertrennbar für ihn wurde mit der Persönlichkeit Fröschels und ganz von selbst emportauchte, so oft er später an seinen armen Freund zurückdachte.

III.

Durch Bitten und Drängen hatte es Gerland bei den Angehörigen der alten Märzliebs-Hanne durchgesetzt, daß die Greisin aus dem Verschlage hinabgeschafft wurde in das Kämmerchen neben der Wohnstube. Dort lag sie an derselben Wand, im selben Bette, wo ihre Enkelin Christel vordem gestorben war.

Der Geistliche besuchte die alte Frau täglich.

Die Kranke war sehr redselig. Sich mitzuteilen, schien ihr große Erleichterung zu gewähren.

Sie erzählte mit Vorliebe aus ihrer Jugendzeit. Über Leute und Geschehnisse von vor siebenzig Jahren sprach sie wie über Gegenwärtige. Die letzten Jahrzehnte mit ihren Erlebnissen schienen ihr weit entfernter zu liegen — die berührte sie nur selten. Schon daraus glaubte Gerland schließen zu dürfen, daß sie einer baldigen Auflösung entgegengehe.

Oft wußte sie von Verstorbenen zu erzählen, mit denen sie in der Nacht Verkehr gehabt hatte. So war ihre Nichte,

Christel, einmal bei ihr gewesen, angethan wie ein Engel, und hatte ihr vom Himmel erzählt.

„Se kenn mersch gleba, Herr Paster, dohie ein Stiebel is se gewasen — 's Christel. Ne su schiena, wie die aber ging — urdentlich mit a Fliegeln, wie de saal'gen Engel — und ganz weeß — ganz weeß war se gekledt. Hernoa that se darzahlen, 's Madel, vun Herrn Christus — und vun heil'gen Geiste, und vun a heil'gen zwölf Aposteln. Alle kannte die — man sullt's nich gleba — su a kleenes Dingla. Mir is ganz andersch zu Mute gewurn, wi 'ch 's Madel su darzahlen hierte — gerade wie ei dar Kircha. — Und sicke schiena Wurta findt Se da — 's Christel — sicke schiena Wurta, nee nee! — Ich hoa iber se gesagt: Christel, bleib ack hier, oder nimm 'ch glei mitta. Aber als 'ch, und 'ch that nach er greifa, da war se furt — nischt ne gesahn und gehiert ho 'ch vun er mih."

In der Nacht darauf war die Alte selbst im Himmel gewesen, nicht im Traum, sondern, wie sie wiederholt versicherte, in Wirklichkeit. Sie gab Beschreibungen von der Erscheinung Gottes, des Heilandes, der Engel und der Seligen, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen.

Gerland wollte ihr anfangs Einhalt thun; es erschien ihm wie Blasphemie, wenn sie Gottvater selbst in ihrem Dialekte redend einführte, aber die Alte ließ sich nicht beirren. — Sie sei im Himmel gewesen, versicherte sie, und habe das alles mit eignen Augen gesehen und mit eignen Ohren gehört.

Schließlich ließ der Geistliche sie gewähren; ja er lauschte ihren Berichten mit wachsendem Wohlgefallen.

So war es doch eigentlich das Ideale: ein schlichtes Gemüt, dem nichts unglaublich war, das ohne Kritik die biblische Legende wörtlich nahm. Ein einfach kindlicher Verstand, dem sein Gott nicht ein fernes, hinter Wolken der Metaphysik thronendes, kunstvoll konstruiertes Wesen bedeutete — der im lieben Gott einen Mann in weißem Barte, einen Bekannten und Vater sah. War ein solcher Seelenzustand nicht der wahre Boden für den Glauben? Wenn man dahin hätte zurückkehren können, zu diesem Gotte unserer Vorfahren, den die Theologie dem Auge in fast unabsehbare Fernen gerückt hatte! — Und am Lager dieser alten Christin fühlte der gelahrte, mit Erfolg durch harte Examina geschrittene Pfarrer und Doctor licenciatus, wehmutsvolles Heimweh nach seinem Kinderglauben, den er im Religionsunterricht der Schule und den Vorlesungen der Universität eingebüßt. —

Auch der Teufel spielte in den Erzählungen der Alten eine große Rolle.

„Neilch war der Biese bei mer, nächtens — ich hoe zun gesagt: ‚Hebe dich weg vun mir, Satan!‘ Sahn Se, das kunnt er ne vertragen — da sak er glei, daß 'ch a Christenmensch wor, und ar machte daß ar furt kam, der Versucher. Se gleben mersch wuhl ne, Herr Paster? Nee, Se kenn mersch gleba — ich tu se nischt vurliega. Ich kenn' dan Biesen gar wuhl — der is manchmal bei mer gewast, och schun frieher — ich kenn 'n. Und mit dar Tonchen is es grade a su, zu der kimmt ar och, der Versucher. Neilch darzahlt 'ch 's dar, daß 'ch den Biesen gesahn hätte — du, Tonchen, sagt 'ch, heute Nacht is ener bei mer gewast — sagt 'ch — mit an feierruten Gesichte und an

zweezipplichten Barte. — Und da ward de Tonchen duch fragn: Hatte dar och Beene wie a Ziegenbuck? — Ju ju! sagt 'ch. A feierrutes Gesicht, an zweezipplichten Bart und Beene wie a Ziegenbuck. Dos is dar Versucher, sagt de Tonchen; bei mir is dar och schun ofte gewast. Dernoa wußt 'ch's, daß ar dar och derschienen war, dar Versucher." —

Als trete ihm ein Stück unverfälschten Mittelalters entgegen, so ward es Gerland zu Mute, als er die Alte sprechen hörte. — Er störte sie nicht in ihrem Bericht. Stumm saß er an ihrem Lager und ließ sich von ihr vorerzählen.

Ihr Leben war voll von Wundern gewesen. Einmal war ihr die Scheuerbürste abhanden gekommen, niemand wußte, wo sie hin sei — sie nahm an, daß der Teufel seine Hand im Spiele gehabt habe — dann war die vermißte Bürste auf einmal des Abends zum Fenster hereingeflogen. Ein andermal waren im Garn auf dem Webstuhle eine Menge Knoten — wie von böswilligen Händen verfitzt — da hatte sie zum lieben Gott gebetet, und am nächsten Morgen war alles wieder in schönster Ordnung gewesen. Nachbarsleute aber wollten in derselben Nacht Licht in der Stube gesehen haben — und doch hatte keine Lampe gebrannt.

So häufte sich Wunderbericht auf Wunderbericht. Gerland zweifelte nicht daran, daß sie von der Wahrhaftigkeit ihrer Erzählungen völlig durchdrungen sei.

Was bedeutete dieser Alten, daß sie auf halb verfaultem Stroh, in einer dunklen Kammer, geplagt von Schmerzen, dem Tode entgegensiechte! Sie hatte ihren

Glauben; sie war der beruhigenden Zuversicht voll, daß im Jenseits Freuden ihrer warteten, die sie für alles, was sie hienieden entbehrt und gelitten, reichlich entschädigen würden. Ihr machte die „bange Grabesnacht" keine Gedanken. —

Wer dereinst so sterben könnte, getrost und seiner Sache sicher, dachte der junge Geistliche bei sich.

Doktor Herzner war inzwischen auf Gerlands Aufforderung hin von Färbersbach herüber gekommen und hatte die alte Frau aufgesucht. Er bestätigte die Vermutung des Geistlichen, daß die Kranke einem schnellen Ende entgegengehe.

Herzner speiste im Pfarrhause. Gerland hatte eine gewisse Vorliebe für den jungen Arzt. Anfangs hatte ihn zwar das derbe Wesen und der Cynismus des Mediziners abgestoßen, aber der natürliche Witz und die unverkennbare Tüchtigkeit des Mannes gewannen allmählich seine Sympathie.

Der Geistliche erkundigte sich bei dem Arzte, ob der alten Märzliebs-Hanne durch irgend etwas — vielleicht durch starken Wein — Linderung zu schaffen sei. Herzner verzog den Mund zu einem kaustischen Lächeln. — Um den Wein sei es schade, meinte er; in spätestens einer Woche sei es ja doch alle mit der Alten — Gerland möge ihn lieber selbst trinken.

„Sie sind überhaupt viel zu menschenfreundlich," meinte Herzner. „Lassen mich da extra von Färbersbach herüberkommen. Ich muß Ihnen natürlich den Wagen und meine Zeit anrechnen — eine Masse Unkosten — und alles das für nichts und wieder nichts. Lassen Sie doch die alten

Leute in Ruhe, wenn sie sterben wollen. — Was haben Sie eigentlich von Ihrer Philanthropie?" —

„Darauf könnte ich Ihnen mit schönen Tiraden antworten, aber ich weiß, daß Sie darüber lachen würden. Ich will Ihnen nur einen meiner Gründe nennen, und der ist selbstischer und sehr menschlicher Natur: das Wohlthun macht mir Vergnügen — beglückt mich."

„Nun meinetwegen! — Es giebt schließlich noch verrücktere Sports in der Welt, als den." —

Über Tisch blickte Herzner sein Gegenüber plötzlich mit klugen Augen forschend von der Seite an: „Was ist denn eigentlich aus der hübschen Witwe geworden, die Sie damals hier hatten, als ich Sie behandelte?"

Der Geistliche ahnte, daß die Frage nicht harmlos sei und war auf seiner Hut. Mit dem Anschein ziemlicher Gleichgiltigkeit gelang es ihm, zu antworten: „Sie meinen die Pastorin Menke. — Die hat mich verlassen; ihr Gnadenhalbjahr war abgelaufen."

„Hm — wissen Sie, daß die betreffende Dame heiraten will, und das sehr bald?"

„Wen denn?"

„Einen gewissen Wenzel. Der soll ja hier bei Ihnen Kantor gewesen sein."

„Natürlich — ja —"

Der Arzt lächelte, als habe er seine Hintergedanken.

„Das junge Paar wird nach Färbersbach ziehen; sie haben dort bereits gemietet." —

Die Nachricht hatte einen peinlichen Beigeschmack für den Geistlichen. — Die beiden einzigen Feinde, deren er

sich bewußt war, hatten sich gefunden, und in solcher Nähe von ihm würden sie sich niederlassen. — —

* * *

Am Abend desselben Tages erhielt Gerland einen Brief. Die Handschrift war ihm halb und halb bekannt; doch wußte er im Augenblick nicht, auf wen er raten solle. Er entzifferte den Poststempel: „Annenbad". Also konnte nur Polani oder Fröschel der Schreiber sein.

Als er das Kuvert aufgerissen, fielen ein paar eng beschriebene Briefbogen heraus. Die Unterschrift lautete: Moritz Fröschel.

Neugierig, was der Diakonus ihm zu sagen habe, begann Gerland zu lesen:

„Mein lieber Freund!

Ich habe mir ausgerechnet, daß Du meinen Brief morgen abend haben wirst. Wenn Du diese Zeilen in der Hand hältst, bin ich nicht mehr am Leben. — Ich weiß, Du entsetzt Dich. — Laß es gut sein — der Entschluß ist gefaßt, nicht übereilt, sondern nach reiflicher Überlegung. — Als ich Dich neulich besuchte, war ich bereits im reinen damit. So gern hätte ich Dir einen Wink gegeben — aber, die Besorgnis, Du möchtest mir hindernd in den Arm fallen, hieß mich schweigen. — Man wird nach den Motiven meiner That forschen; ich sehe sie schon wittern und schnüffeln, die Herren Vorgesetzten und Amtsbrüder — wie sie über den Abtrünnigen zu Gerichte sitzen und sich blähen werden in moralischer Entrüstung — wie sie die Augen verdrehen

und ausrufen werden: ‚Sehet, so vergehet der Gottlose!‘ —

Die Motive meiner That! — wenn auch Du danach fragen solltest — so erinnere Dich unseres Gespräches von neulich, Gerland! — Dies ist ja nur das natürliche Ende eines langen, fruchtlosen Kampfes — ich ziehe nur ein Fazit. Mir selbst erscheint das, was ich thue, so furchtbar einfach, so durchaus notwendig. Dir, in Deiner optimistischen Freude am Dasein mag das unverständlich, mag das wohl gar frivol klingen. — Ich kann Dir versichern, Gerland, mir ist sehr ernst zu Mute. Ich sehe keinen Ausweg — nach keiner Seite — höchstens den, das Leben leicht zu nehmen, und dazu ist mir die Anlage versagt. Wer könnte beschreiben, mit einem faßbaren Ausdrucke umgrenzen, was auf mir lastet! — Ich kann es nicht. Es ist mein von Grund aus verfehltes Dasein, das wie ein bergabeilender Stein unaufhaltsam dem Ende entgegenstürzt. Es ekelt mich, zu leben — und zehnfach ekelt es mich, als ein Heuchler zu leben. Es ist schwer, es ist furchtbar schwer, die Rolle des Priesters zu agieren. Den Dummen spielen für Geld, das ist doch das erniedrigendste Handwerk, das es giebt. — Ich weiß, man kann mir viele und gerechte Vorwürfe machen: Warum ergriff ich den Beruf? Warum harrte ich so lange in ihm aus? Ja, warum that ich es? — Aus Schwäche, Schwäche, Schwäche! — — Ich will in dieser Stunde ihr nicht fluchen, die mir das Leben gab. — Wenn ich ihr doch den Schmerz, den Vorwurf ersparen könnte! Aber, ich weiß es, sie hat einen Tröster: ‚Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was er thut, das ist

wohlgethan.' — Wer so sprechen kann mit aufrichtiger Seele, der wird auch noch über den Tod des abtrünnigen Kindes hinwegkommen. Ja, wenn man ihr das mit gutem Gewissen nachsprechen könnte! — Wie lieblich, wie bequem muß das Leben für die Kinder Gottes dahinfließen. Das, mein Freund, ist das Furchtbare für uns, die wir uns selbst ausgestoßen haben aus dem Lande, da Milch und Honig fließt — die Erinnerung, die geheime Sehnsucht, die wir stets nach dem Verlassenen bewahren. Wir verlorenen Söhne sind belastet mit dem Heimweh nach dem Vaterhause — belastet mit dem noch quälenderen Gefühle, daß wir unser bestes Teil verscherzt haben — leichtsinniger noch als Esau; denn was tauschten wir ein für die gesicherten Güter des Glaubens und die Anwartschaft auf das ewige Heil? Ein Erkennen, das in einem ignoramus gipfelt, ein Sehen, das an dem dunklen Punkt im Auge scheitert, ein Forschen, das nach kurzem Wege überall an verschlossene Thüren führt. — Für Sicherheit Zweifel, für Ruhe Unrast, für die süße, kindliche Hoffnung der ewigen Seeligkeit die bittere, kalte Trostlosigkeit des Nichts. Mag sein, daß spätere Zeiten diesen Widerspruch lösen mögen, — was nutzt das uns, uns, die wir hineingestellt sind in das Zwielicht! Unglückliche Zwittergeschöpfe, aufgepäppelt mit all den Wärmemitteln der dualistischen Weltanschauung — angefüllt in jungen Jahren bis zum Platzen mit eudämonistischem Supranaturalismus. Und dann, wenn das Leben, der große Empiriker, all diese künstlichen Hüllen und Binden und Präservativs gegen den Unglauben von unserem also verweichlichten

Geiste reißt, dann stehen wir da in bitter kalter Luft, für die wir nicht abgehärtet waren. Und dort, wo sich der Märchenbau der christlichen Mythologie erhob, steht die mechanische Weltanschauung — nüchtern und abstoßend für unser verwöhntes Auge. Und nichts — nichts ist da, um dieses kahle Brettergerüst zu verkleiden, nichts als Kompromisse. Davon freilich giebt es genug, in den unendlichsten Arten und Unterarten, mit prächtigen, großklingenden Namen — herrliche, in allen Farben schillernde Exemplare. Der eine will aus Vernunft die Offenbarung annehmen, der andere auf die Offenbarung hin zur Vernunft gelangen. Ein anderer hat sich zur doppelten Buchführung entschlossen, sammelt Erkenntnissätze und fromme Gefühle in getrennte Scheuern und schließt, wenn er von einer zur andern will, hübsch hinter sich ab. — Nein, diese Hinterthüren mag ich nicht! Für den Mystizismus sehe ich zu scharf, für den Materialismus fehlt mir der Leichtsinn, und dieses neueste Allheilmittel des religiösen Empirismus ist mir lächerlich. Vom Erkennen so lange wegnehmen und dem Glauben zulegen, bis die Wage richtig spielt, daran hindert mich — wie soll ich es nennen — ein gewisser Ernst — ein Anstandsgefühl, das mir angeboren sein muß, denn in theologischer Schulung habe ich es sicherlich nicht erlernt. —

Und so stehe ich denn thatsächlich an der äußersten Peripherie — dort, wo alle Wege in die Wüste enden — wo die Luft zum Atmen ausgeht. —

Wozu erzähle ich Dir alles das — wozu? Kein Mensch kann den andern verstehen. Wir sind allein —

ganz allein, gerade dadurch, daß wir leben. Vereinigung mit dem Stoffe, aus dem wir stammen, das ist mir eigentlich, so lange ich denken kann, als das natürlichste erschienen, und nur mancherlei anerzogene und angewöhnte Lügen haben mich über dieses echte Gefühl hinweggetäuscht.

Über diesen Punkt habe ich einiges aufgesetzt, auch manches andere Blatt ist vorhanden. Ich habe das alles zusammengelegt, Du wirst das Paket in meinem Schreibtische finden, rechter Hand, im oberen der kleinen Fächer. Bitte, nimm die Manuskripte an Dich, noch ehe andere unberufene Hände darüber geraten. Ich übergebe meinen schriftlichen Nachlaß Deinem Gewahrsam und Deiner Diskretion.

Meine Mutter ist verreist, ein Brief an sie liegt auf der Schreibtischplatte.

Leb' wohl! Du hast das Zeug dazu, auf dieser Welt relativ glücklich zu werden. Ich vertraute Dir mehr als andern, weil Du, obgleich anders denkend, doch nie einen Versuch gemacht hast, mich geistig zu beeinflussen. Leb' wohl!

Dein

Moritz Fröschel."

IV.

Gegen sieben Uhr abends hatte Gerland Fröschels Brief erhalten, um acht Uhr bereits saß er im Wagen des Gärtnergewendbauers; — die Fahrt ging nach Annenbad.

Er befand sich in einer Aufregung sondergleichen; die Gedanken wogten wild, wie sein fieberisch erregtes Blut. Tausenderlei drängte sich gleichzeitig von allen Seiten — Gleichgiltiges und Banales eingemengt in ernsteste Erwägungen. Und gerade der Kontrast zwischen den albernen Fratzen seiner Phantasie und dem furchtbaren Ernste des Ereignisses hatte etwas unheimlich Beängstigendes.

Ein Gedanke hob sich wie ein schreckliches Haupt aus der tobenden See seiner Gefühle: wie würde er Fröschel finden? —

Im Innersten hegte Gerland die Überzeugung, daß er zu spät komme. Wer einen solchen Brief geschrieben, der hatte auch nicht gezaudert, auf das Wort die That folgen zu lassen.

Er versuchte es, sich den Freund zu vergegenwärtigen.

Und mit einem Male stand der kleine Diakonus vor ihm mit dem kränklich müden Ausdrucke in seinem Knabengesichte. Wie mochte dieses Gesicht jetzt aussehen?

Der entsetzliche Gedanke beherrschte ihn ganz. — Ob er's mit Gift — mit der Pistole — ausgeführt, oder gar? — — Eine häßliche Neugier hielt ihn in dämonischem Banne. —

Tief über das Geschehnis in seiner ganzen Bedeutung nachzudenken, dazu war Gerland bisher gar nicht gekommen. Wie ein Schlag hatte es ihn getroffen, betäubend; zur Empfindung wirklichen Schmerzes war er noch viel zu zerfahren.

Einmal versuchte er zu beten; aber eine Welle fremdartiger Gefühle wusch diesen Versuch hinweg. Dann zog er Fröschels Brief wieder hervor, seine Aufmerksamkeit zwingend, las er das Schreiben von neuem — versuchte in den geheimsten Sinn jedes einzelnen Satzes einzudringen.

Als er geendet, war er hoffnungslos; er wußte es jetzt bestimmt, er konnte nur einen Toten finden. So furchtbar der Gedanke war, Gerland fing bereits an, sich an ihn zu gewöhnen, ja mit ihm als einer Thatsache zu rechnen.

Aufsehen würde dieser Fall machen — außerordentliches Aufsehen — der Selbstmord eines Geistlichen! Was für Vermutungen und Kontroversen — wieviel müßiges Gerede und Geschreibe, würde sich an dieses Ereignis knüpfen. —

Daß Fröschel ihm seinen schriftlichen Nachlaß übertragen, erfüllte Gerland im geheimen doch mit Stolz. Zugleich war er im höchsten Grade auf den Inhalt dieses Nachlasses gespannt.

Ob die Mutter schon wußte, was sich ereignet hatte — und wie würde sie es ertragen?

Und als er sich den Schmerz dieser Mutter um solch einen Sohn vergegenwärtigte, wurde dem Geistlichen mit einem Male die Größe des Verlustes klar, den auch er erlitten hatte. —

Die Pferde waren gut gelaufen; der Bauernknecht hatte, aus Ersparnisrücksichten, oder weil es ihn kitzelte, eine behördliche Verordnung zu übertreten, keine Laterne angezündet. Im Walde war es dunkel, wie im Keller, aber die Pferde fanden ihren Weg.

Endlich war der Wald zu Ende, im Thale blitzten lichte Punkte auf — Annenbad. Bald hielt der Wagen vor dem Diakonat.

Gerland musterte die Front des Hauses — durch verschlossene Läden blitzte ein Lichtstreif. Er zog an der Hausklingel — seine Nerven waren so erregt, daß ihn der bloße Klang erzittern machte. Lange mußte er warten, dann öffnete ein weibliches Wesen mit mürrischem Gesichte.

Die Frage, die ihm in diesem Augenblicke auf den Lippen lag, wagte Gerland nicht zu stellen. Er fragte: „Sind schon Leute gekommen?"

Die Frau war offenbar aus dem Schlafe gestört; ärgerlich gab sie zur Antwort, es wären Herren oben.

Gerland stolperte die dunkle Stiege hinauf und klingelte zaghaft an der Vorzimmerthür. Sein Blut hämmerte so heftig, daß er die einzelnen Herzschläge zu hören vermeinte.

Polani war's, der ihm öffnete.

„Wie steht 's?" fragte Gerland noch in der Thür.

„Hoffnungslos! — Der Arzt hat ihn aufgegeben."

Die Thür zum Wohnzimmer war offen geblieben. Gerland sah einen Mann in Hemdsärmeln; ohne zu fragen nahm er an, daß es der Arzt sei. — Sich weiter umblickend, erkannte er im Hintergrunde des Zimmers, auf dem Sofa ausgestreckt, eine Gestalt — halbzugedeckt.

Gerland trat näher — zagend — kaum wagte er hinzublicken. — Der Kopf schien unversehrt, die Züge geisterhaft bleich und gedehnt, wie bei einem Toten.

„Er lebt noch?" fragte Gerland. Der Arzt, ein älterer, graubärtiger Mann, nickte.

„Wie —" Gerland stockte — er wußte nicht, auf welche Weise er das ausdrücken sollte. „Wie — hat er's denn ausgeführt?" fragte er schließlich.

„Mit dem Revolver," erwiderte der Arzt. „Zweimal in die Brust — der eine Schuß ungefährlich — wahrscheinlich der erste, der andere durch die Lunge. Innere Verblutung! — Noch in dieser Nacht wird's zu Ende sein."

Gerland war tief erschüttert. Merkwürdigerweise rührte ihn am meisten der Gedanke, daß Fröschel gerade in diesem Zimmer das Ende gefunden. Sein Blick suchte die frommen Bilder an der Wand; dort hingen sie: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt, schauten mit ernsten Augen herab auf den Sterbenden. Zu seinen Häupten erhob sich das große, schwarze Ebenholzkruzifix mit dem weißen Elfenbeinkorpus. — Gerland entsann sich des Gespräches, das er mit Fröschel in eben diesem Zimmer gehabt, und jener anderen Auseinandersetzung mit der Mutter. Bei diesen Erinnerungen übermannte ihn die Rührung; er ging in eine Ecke des Zimmers und weinte sich aus. —

Jemand trat hinter ihn; eine Hand legte sich auf seine Schulter — es war Polani. Er ergriff Gerlands Rechte und drückte sie. Mit einem Blick gen Himmel meinte Polani: „Es ist sehr traurig, lieber Gerland — sehr traurig."

„Ist die Mutter unterrichtet?"

„Ich habe telegraphiert, daß er gefährlich erkrankt sei. Die ganze Wahrheit konnte ich ihr doch nicht mitteilen. — Ich fürchte, die Frau wird das nicht überleben. Es ist traurig — tief traurig! — Übrigens, eine Frage, lieber Gerland: auf welchem Wege haben Sie denn eigentlich davon erfahren?"

„Er hat an mich geschrieben."

„Wer?"

„Nun — Fröschel. Der Brief datiert von gestern; ich erhielt ihn heute abend und fuhr sofort hierher."

„Und — da hat er ihnen wohl Mitteilung gemacht — in dem Briefe — von seiner Absicht?" —

„Jawohl!"

„Haben Sie den Brief bei sich, Gerland?

„Allerdings!"

„Darf ich ihn lesen?"

Gerland zog das Schreiben hervor und reichte es dem Amtsbruder.

Während Polani in dem Brief vertieft stand, trat Gerland zu dem Arzte. „Ist er bei Bewußtsein?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Nein!" war die Antwort.

„Glauben Sie, daß er viel gelitten hat, Herr Doktor?"

„Während der ersten Stunden jedenfalls."

„Wann hat er 's denn ausgeführt?"

„Am frühen Morgen wahrscheinlich. Gefunden wurde er erst im Laufe des Nachmittags. Das Quartier war leer, niemand hatte die Schüsse gehört. Mir ist erst vor einigen Stunden die Meldung zugekommen, sofort kam ich herüber. Ein hiesiger Kollege hatte bereits die Kugel entfernt, sie saß im Rücken unter der Haut. Aber es ist alles umsonst; der Blutverlust, während der Stunden, wo er hier gelegen, ist zu groß gewesen."

„Ist er seitdem noch einmal zu vollem Bewußtsein gekommen?"

„Jawohl — vorhin, während der Operation — so sagte mir der Kollege."

Der Arzt widmete sich jetzt wieder dem Kranken, maß den Puls und sah nach den Bandagen.

Unter den Händen des Doktors schlug Fröschel plötzlich die Augen auf, groß und glänzend. Gerland stellte sich so auf, daß er in das Gesichtsfeld des Liegenden kam; aber Fröschel schien ihn nicht zu erkennen, wenigstens deutete keine Veränderung der Mienen darauf.

„Darf ich ihn anreden?" wandte sich Gerland flüsternd an den Arzt.

„Immerzu! — Aber es wird keinen Erfolg haben."

Gerland rief einigemale den Namen des Freundes mit deutlicher Stimme. Der starre Gesichtsausdruck blieb unverändert — und dabei diese glänzenden Augen mit dem eigentümlich durchdringenden, tiefen Blicke — ein unheimliches Phänomen.

Der Arzt bereitete eine Eiskompresse für die Stirn und legte sie auf, dann nahm er den Schirm von der

Lampe, der bis dahin das Licht gedämpft hatte, und ließ den vollen blendenden Strahl dem Liegenden in die Augen fallen.

Jetzt schlossen sich die Augenlider, zwinkernd, und öffneten sich wieder. Durch die Muskeln um Mund und Nase ging ein Zittern, die Finger begannen zu spielen. Es war klar, das Bewußtsein begann sich einzustellen.

Gerland erneuerte seine Versuche, des Sterbenden Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach längerer Zeit schien sich etwas wie Verständnis in den Zügen zu regen. Der Mund öffnete sich, aber ein Ton kam nicht hervor. In der Kehle arbeitete es, wie man deutlich am Muskelspiel des Kehlkopfes erkennen konnte. Der Sterbende machte Anstrengungen zu sprechen. Die Nasenlöcher vibrierten, die Augäpfel schienen herausdringen zu wollen.

Gerland trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Freund. Dann sagte er, jede Silbe betonend: „Ich bin 's, lieber Fröschel, dein Freund Gerland aus Breitendorf. — Verstehst du mich?" — Gerland wartete. Etwas wie Verständnis glaubte er aus den Mienen des Liegenden herauslesen zu können. Er fuhr fort: „Hast du noch irgend was auf dem Herzen — einen Wunsch — lieber Freund?"

Weiter kam Gerland nicht, denn jetzt bereitete sich offenbar etwas Außerordentliches in dem Zustande des Sterbenden vor; die Augen verdrehten sich, die Hand krampfte in die Decken, die Gesichtszüge verzerrten sich, wie im furchtbarstem Schmerze.

„Helfen Sie stützen!" rief der Arzt, und schob dem Sterbenden den Arm unter den Rücken. Gerland griff

zu. Ein paarmal hob und senkte sich Fröschels Brust; ein Röcheln, scharf wie ein Rasseln, drang aus dem weit geöffneten Munde, dann ein Ruck durch den ganzen Körper — und ein dunkler Strahl schoß aus dem Munde, so daß Gerland entsetzt einen Schritt zurücksprang. — Eine zweite und eine dritte Ergießung erfolgten. Dann sank der Körper zurück, schlaff, ganz besudelt mit Blut, die Züge entstellt, die Augen weit offen, mit verdrehten Pupillen ins Leere starrend.

„Das ist der exitus," sagte der Arzt, zog den Arm unter dem zusammengebrochenen Körper hervor und erhob sich.

Gerland stand bebend. — In so entsetzlicher Gestalt war ihm der Tod noch nie in den Weg getreten. Der jammervolle Anblick schnitt ihm ins Herz, und doch war er wie gebannt; er konnte das Auge nicht von der entstellten Masse wenden.

Der Arzt hatte die Hand des liegenden Körpers ergriffen; wie es schien, forschte er noch einmal nach dem Pulsschlage. Gerland hing an den Zügen des Mannes, die nichts als sachliches Interesse wiederspiegelten.

Nach einiger Zeit legte der Arzt die Hand auf die Brust zurück, mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt.

„Tot?" fragte Polani.

Jener nickte und machte sich darüber, seine Kleidung zu reinigen.

Gerland stand wie betäubt. Wie aus weiter Ferne klangen die Worte Polanis, der dicht neben ihm stand, an sein Ohr: „Kommen Sie, Gerland — wir wollen ihm die Augen zudrücken."

Er überließ es dem anderen, diesen letzten Liebesdienst

vorzunehmen. Wie ein Traum erschien es ihm, daß Polani an der Leiche niederkniete. Jetzt beten! — Das hätte für ihn gar keinen Sinn gehabt.

Der Arzt rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte seine Sachen zusammengepackt und erklärte, daß er nach der Kreisstadt zurückwolle. Es sei bereits ein Uhr vorüber, meinte er, nach der Uhr sehend; dann warf er noch ein weißes Tuch über die Leiche und entfernte sich.

Polani und Gerland blieben allein bei dem Toten zurück.

Eine Zeit lang schwiegen beide, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

„Die Sache wird sehr viel unliebsames Aufsehen machen," stieß Polani plötzlich hervor.

Gerlands Gedanken hatten sich in ganz anderen Sphären bewegt.

„Sehr unliebsames Aufsehen wird die Sache machen," wiederholte Polani. „Man wird mir vorwerfen, ich hätte es als erster Geistlicher an der gehörigen Wachsamkeit fehlen lassen. Aber ich bitte einen Menschen, wer konnte denn so etwas ahnen! Daß er nicht positiv, ja daß er ziemlich frei sei in seinen Anschauungen, daß wußte man ja. Und ich habe mich's keine Mühe verdrießen lassen, ihn auf den rechten Weg zu führen — im Vereine mit seiner Mutter — dafür habe ich Zeugen. Sie müssen das auch wissen, Gerland."

Polani seufzte.

Gerland vermochte kein Mitleid mit dem andern aufzubringen. Ja, er konnte sich nicht helfen; Polani war ihm in diesem Augenblicke widerlich.

„Rätselhaft bleibt die Sache doch!“ fuhr Polani fort, nichts ahnend von den Empfindungen, die er in dem anderen wachgerufen. „Der Brief an Sie, Gerland, nimmt auf Gespräche Bezug. — Hat er Ihnen denn jemals Andeutungen gemacht über sein Vorhaben?“ —

„Hätte er es doch gethan! — Er läge vielleicht jetzt nicht hier.“ —

„Und die Manuskripte, von denen er spricht. — Wollen Sie denn nicht nach denen sehen, lieber Gerland? Vielleicht könnten die uns Aufschluß geben über seine eigentlichen Beweggründe.“ —

Die Manuskripte! — Gerland hatte in der Erregung der letzten Stunden den Auftrag seines Freundes gänzlich vergessen.

Der Schreibtisch war bald entdeckt, nebenan im Arbeitszimmer.

Vor diesem Schreibtische sitzend, schien Fröschel die That ausgeführt zu haben. Man hatte ihn am Boden neben dem Stuhle zusammengekauert aufgefunden. Auf der Platte lag ein versiegelter Brief: „Nur von meiner Mutter zu eröffnen!“ — stand darauf geschrieben.

In dem obersten Fache der rechten Seite — genau wie es der Tote geschrieben — fanden sie die Manuskripte. Eine Anzahl dünner Hefte und loser Bogen in einem Umschlage zusammengeschnürt.

Gerland nahm das Paket an sich und versenkte es in eine Tasche.

* * *

Polani war gegangen. Gerland hatte ihm noch die Treppe hinab geleuchtet, dann kehrte er in das Zimmer zurück.

Endlich allein mit der Leiche des Freundes! —

Er konnte es sich nicht versagen, das Tuch abermals von dem Körper zu heben. Einige Blutspuren verdarben ihm den Anblick. Suchend blickte er im Zimmer umher; Wasser und Schwamm waren zur Hand, und so machte er sich daran, das Gesicht zu reinigen. Dann breitete er das Tuch nur so weit wieder über den Körper, daß der Kopf unverhüllt blieb.

Gerland versenkte sich ganz in den Anblick dieser Züge; die Spuren des Schmerzes waren bereits daraus gewichen. Der Anblick war friedlich. Das Gesicht hatte den Ausdruck kindlicher Zufriedenheit angenommen, der dem Charakter des Verstorbenen doch so fremd gewesen. —

Der Geistliche kniete nieder. Anfangs sprach er angelernte Formeln, wie sie ihm aus seiner Praxis an Sterbebetten und Totenlagern im Gedächtnisse waren — allmählich aber nahm sein Gebet höheren Schwung; bis es in eine Ansprache an den Toten selbst überging.

Wie zu einem Gegenwärtigen sprach er, den Blick auf diese friedlichen Züge gerichtet, die nur von leichtem Schlummer umfangen schienen.

„Lieber Freund," sagte er, „du bist nun gegangen. Mich allein fandest du würdig, dein Geheimnis zu erfahren; du wußtest wohl, daß ich fähig sei, dich zu verstehen. Wenn du jetzt ein Geist bist — wenn etwas mehr von dir geblieben ist, als das, was hier liegt — seiest du wo du seiest — gieb mir ein Zeichen! — Teile dich mit — ver-

rate mir auf irgend einem Wege das, was du weißt, damit ich nicht in dieser Finsternis weiter tappen muß, in der wir hier gelassen sind. — Bei unserer Freundschaft beschwöre ich dich, gieb mir ein Zeichen!" —

Hier hielt er inne: die Anstrengung, die er gemacht, war außerordentlich. Seine Seele hatte er ausgeschickt, um die des Freundes zu suchen. Für Augenblicke gab er sich der Empfindung hin, jener müsse ihn gehört haben — müsse sich ihm mitteilen.

Eine Erscheinung würde ihn nicht erstaunt haben — sein Auge, sein Ohr wartete auf irgend eine außerordentliche Enthüllung.

Alles blieb stumm. Das Gesicht des Toten lag unbewegt in starrer Ruhe. —

Gerland kam zurück aus seiner Extase zur Nüchternheit. Die Wellen des Empfindens ebbten ruhiger. —

Es gab keine Brücke nach jener unbekannten Welt. Wir besaßen keine Organe, um uns mit der großen Sphynx des Jenseits zu verständigen.

Die heilige Schrift überlieferte zwar allerhand Wunderberichte: die Auferweckung der Toten und die große Verheißung der Auferstehung alles Fleisches.

Herrliche Worte. Trost und Labsal für den, der sie glaubte.

Und hier lag das große Dilemma; glauben mußte man können. — Diese wunderbare Verheißungen versanken wie die Herrlichkeit einer Märchenwelt für den Zweifler Glauben, — oder, ohne diese süße Musik mit dem Leben fertig werden, das war die Alternative.

Und in diesem Konflikte war der Tote zu Grunde gegangen. —

Gerland erhob sich, er zog das Paket hervor und löste den Faden. Beim Scheine der Lampe, die das Gesicht des Toten geisterhaft beschien, las er Bekenntnis um Bekenntnis, das jener dem Papiere anvertraut hatte. —

Und da ward es ihm wahrhaftig, als dränge eine Stimme von jenseits des Grabes zu ihm herüber. —

V.

Der Morgen war heraufgekommen: durch die herabgelassenen Vorhänge drängte sich fahles Licht in das Zimmer; Gerland löschte die Lampe aus.

Er war übernächtig. Das Zimmer mit seiner leblosen Unordnung machte in der blassen Beleuchtung des anbrechenden Tages einen unendlich trostlosen Eindruck.

Die Leiche hatte er jetzt wieder ganz zugedeckt; er wollte nicht Zeuge der unausbleiblichen Veränderung sein, die mit diesen Zügen bald vor sich gehen mußte.

Seine Uhr hatte er nicht aufgezogen; sie war gegen vier Uhr stehen geblieben. Er ahnte nicht, wie spät es sei. Endlich wurde Leben im Hause, das beruhigte ihn. Gerland sehnte sich danach, menschliche Gesichter zu sehen nach dieser Nacht.

Aus dem Hausflur tönten Stimmen herauf, Thüren gingen, bald ertönten auch Schritte auf der Treppe und im Vorzimmer. Der Lokalarzt und die Leichenfrau traten auf.

Nach kurzer Verständigung überließ sie Gerland ihren Geschäften; er wollte an die frische Luft gehen.

In der Küche war Leben. Der aromatische Geruch gebrannten Kaffees traf den Vorüberschreitenden, das wirkte anreizend auf seinen Appetit. Er dachte daran, daß er am Abend vorher nichts genossen habe, und bat die Aufwartung um etwas Frühstück. Die Person erkannte ihn, hielt es für nötig, einigemale die Schürze an die Augen zu führen, und fragte dann, ob der Herr Pfarrer wisse, wann Frau Oberlehrer zurückkommen werde. Gerland konnte ihr bloß mitteilen, was er darüber während der Nacht von Polani erfahren hatte.

Er überließ die Person ihren Jeremiaden und begab sich durch die hintere Hausthür in den kleinen, an das Diakonat anstoßenden Garten. Frische Morgenluft umfächelte sein unbedecktes Haupt. Er blickte nach dem Himmel aus; es versprach ein schöner Tag zu werden. Hier in geschützter Lage sproßten wahrhaftig schon die ersten Frühlingsblumen: Schneeglöckchen, Leberblümchen, Krokus, in kleinen von Buchsbaum umsäumten Quartieren. Harmlos zutraulich streckten sie ihre jungen Köpfchen der aufsteigenden Sonne entgegen. —

Gerlands Gedanken waren bei der Mutter des Toten, deren Ankunft er jeden Augenblick erwarten durfte.

„Sie wird das nicht überleben," hatte Polani gesagt. Auch Gerland vermochte sich keine Vorstellung zu machen, wie sie den Schlag ertragen würde. Der einzige Sohn — und welch ein Sohn! — Sie liebte ihr Kind, und die Liebe hatte in diesem selbstbewußten Charakter eine ganz besondere verhängnisvolle Form angenommen; unterjochen

hatte sie ihn wollen — Vernunft und Willen des Sohnes in Bahnen zwingen, die ihr als die rechten erschienen. Bei Hunderten wäre ihr das gelungen, aber nicht bei ihm, der selbst zuviel von ihrer geistigen Selbständigkeit geerbt hatte; und der mit dem freieren, rücksichtsloseren Verstande des Mannes die letzte Schranke bald überflog, vor der die weibliche Zahmheit anbetend Halt machte.

Von dem frühzeitig verstorbenen Vater hatte der Knabe die traurige Mitgift eines zweifelnden, unzufriedenen, grübelnden Sinnes ins Leben mitbekommen. Mit Stumpf und Stiel wollte die Mutter die skeptische Anlage, die ihr ein Greuel war, bei dem Kinde ausrotten — sie wollte den Zweifel von vornherein abschnüren, daß er gar nicht erst in das junge Reis dringen könne — und darum hatte sie den Sohn der Kirche dargebracht. Der Priestertalar, meinte sie, sei der beste Schutz gegen die Versuchungen moderner Häresie. Sie ahnte nicht, daß sie dadurch den Feuerbrand zur Pulvermine heranbringe. — In der erzwungenen Beschäftigung mit dem Supranaturalistischen, für das seiner Natur die Organe fehlten, wurde aus religiöser Gleichgiltigkeit Haß gegen die Religion, in der er nur eine Fessel erblicken konnte. Ein Blick hinter die Kulissen der Dogmatik machte ihn vollends zum Ketzer. Sein nüchterner, scharfer Verstand, gereizt durch den Schematismus einer gemüt- und gedankenlosen Theologie, erhob sich zum Widerspruch — und bald war das fadenscheinige Gewebe von der scharfen Säure durchätzt und zerlöchert. — Aber nicht bei Vernichtung der Hülle blieb er stehen, mit ihr zerstörte er den in der Tiefe verborgenen edlen Kern — verlor in diesem Prozesse Glauben — Hoffnung — Lebensfreude.

Und die Mutter stand dabei, wollte löschen, und merkte nicht, daß sie statt Wassers Öl in die Flammen gieße.

Mit allen Mitteln, die nur der anschlägige Kopf einer Frau ersinnen kann, suchte sie den Sohn an das zu fesseln, was in ihren Augen das Heil war. Sie vertuschte, stützte, linderte — denn die Fesseln des verhaßten Berufes, in den sie ihn gezwängt, schnürten ihm immer tiefer ins Fleisch. — Er fühlte sich entmannt, geschändet, entwürdigt im Joch erniedrigender Heuchelei, unter das ihn jede Handlung seines Amtes zwang. Und die Mutter sah es mit an, wie sich der Sohn prostituierte, wie er verzweifelt an den Ketten riß — und sie betete, pries ihren Gott und hoffte — züchtete in verzücktem Eifer den Widerspruch größer und größer, an dem der Sohn zu Grunde gehen mußte. Lüge glaubte sie in Wahrheit, Heuchelei in Wahrhaftigkeit umwandeln zu können, durch den guten Zweck. — Zu solchem Jesuitismus würdigte die fanatische Protestantin ihre Überzeugung herab; sie pochte auf ihre evangelische Gesinnung und vergaß die vornehmsten evangelischen Tugenden: Gerechtigkeit und Freiheit. Sie übersah, daß sich Glaube nicht erzwingen läßt, und daß Liebe nicht in Tyrannei ausarten soll — daß man die Denkfreiheit eines jeden, und stünde er uns noch so nahe, respektieren muß.

In ihrer Verblendung hatte diese Mutter geglaubt, den Sohn zur Seligkeit hinanzuführen, und sie hatte ihn hineingetrieben in die Verzweiflung, welche ihn das Nichtsein einem Leben voll Selbstverachtung vorziehen ließ. —

Wie eine Gerichtete — so wollte es Gerland erscheinen — würde die Mutter vor der Leiche des Sohnes stehen. —

Die nahe Kirchenuhr verkündete ihm, daß es acht Uhr

sei. Der Geistliche begab sich ins Haus zurück und nahm sein Frühstück ein.

Ein Wagen rollte vor. Gerland eilte ans Fenster; es war die Mutter. — In diesem Augenblicke fiel es ihm wie Centnerschwere auf die Seele — sie wußte das Schlimmste noch gar nicht. — Polanis Telegramm hatte ihr ja nur von einer schweren Erkrankung des Sohnes berichtet. — Wer sollte der unglücklichen Frau die ganze schreckliche Wahrheit beibringen?

Gerland konnte darüber nicht lange im Zweifel sein — das war sein Amt.

Er eilte, so schnell ihn die Füße trugen, die Treppe hinab, um dem Dienstmädchen, dessen klagende Stimme er bereits im Hause vernahm, zuvorzukommen. Atemlos stand er im Augenblick darauf der Mutter gegenüber.

Die Frau mußte Böses ahnen. „Wie steht's — wie steht's?" fragte sie hastig mit verängsteter Miene.

Eine Thür im Parterre öffnete sich; eine Anzahl weiblicher Personen, die Gerland nicht kannte, drängten sich herbei. Ein sinnloses Klagen, Schluchzen und Durcheinanderreden begann. — Der Geistliche schob die heulenden Weiber beiseite und bot der Matrone den Arm. „Kommen Sie mit mir, Frau Oberlehrer!" —

„Herr Pfarrer — Herr Pfarrer Gerland!" — brachte sie nur hervor. —

Er führte sie die Treppe hinan. Oben angekommen, sah er sie wanken; schnell öffnete er das Vorzimmer und ließ sie niedersitzen. In das Zimmer durfte sie unvorbereitet um keinen Preis.

„Ich muß Sie auf das Schlimmste vorbereiten," — be-

gann er, und verfing sich in Redensarten, die in ihrer Gesuchtheit dieses Schlimmste nur allzu deutlich durchblicken ließen.

„Er ist tot!" sagte sie tonlos — so, daß es geradezu ruhig klang.

Gerland schwieg. Sie senkte das Haupt und verharrte eine Weile so — nur an dem Zittern, das ihren ganzen Körper konvulsivisch bewegte, erkannte er den Grad ihrer Bewegung. Dann warf sie den Kopf plötzlich zurück — mit hilfeflehenden, verstörten Blicken, den Mund geöffnet das Kinn krampfartig bewegend, als wolle sie sprechen — die Augen ohne Thränen.

Der Anblick schnitt ins Herz. — Und dabei wußte sie das Schrecklichste noch immer nicht.

Oder ahnte sie etwas? — Das Entsetzen in ihren Zügen — die Beängstigung, die sie keine Worte finden ließ, deuteten darauf hin.

„Aber — Moritz war ja gar nicht krank, als ich fortging."

„Ihr Sohn — Frau Oberlehrer — ist — ist nicht eines natürlichen Todes gestorben." —

Sie packte seinen Arm und preßte ihn mit solcher Gewalt, daß er heftigen Schmerz empfand.

„Selbst — selbst!" — mehr brachte sie nicht hervor.

Gerland nickte und wandte das Gesicht ab. — Alles blieb still. — Als er wieder nach ihr hinblickte, erschreckte ihn der Ausdruck: ein leerer, irrender Blick — starre, wie im Schrecken versteinerte Züge. — Er fürchtete einen Augenblick für ihren Verstand.

„Frau Oberlehrer — aber, Frau Oberlehrer —"

Einige unartikulierte Töne wurden laut. Sie schnappte nach Luft — machte den Versuch aufzustehen. Ihr Blick war nach der Thür des Wohnzimmers gerichtet; dorthin wollte sie. — Aber sie kam nicht weit — knickte ein — Gerland sprang hinzu, schob ihr den Stuhl unter, dann lief er selbst in das Zimmer und rief die Leichenfrau.

Von unten kam auch das Mädchen jetzt herbei — man war um die unglückliche Mutter bemüht. Die Frauen schafften die Ohnmächtige in ihr Schlafgemach. —

* * *

Die Kunde von dem außergewöhnlichen Ereignisse mußte sich schnell verbreitet haben. Die verschiedensten Leute kamen, Neugierige aller Art. Bald glich das Diakonat einem Bienenkorb.

Auch die offiziellen Persönlichkeiten traten auf; der Bürgermeister, der Amtsrichter, der Superintendent in Begleitung Polanis.

Es war ein Zusammenlauf profaner und geistlicher Personen, wie ihn das kleine Haus wohl noch nicht erlebt haben mochte. — Unendlich viel wurde argumentiert, debattiert, Müßiges gefragt und Unnützes geschwätzt. — Der Fall werde sehr viel unliebsames Aufsehen erregen, das war das Wort, welches, wie eine gegebene Parole, von Mund zu Mund ging.

Aus den benachbarten Ortschaften kamen eine Anzahl Geistlicher herbei, zu denen das Außerordentliche gerüchtweise gedrungen war. Mit bestürzt neugierigen Mienen traten die Herren auf. „Weshalb hat er sich denn er-

schossen?" war die Frage, auf die jeder zuerst Antwort haben wollte. — „Religöser Zweifel halber!" — hieß es. Verdutzte Gesichter, beunruhigtes Durcheinanderflüstern, scheue Blicke nach der Leiche, die inzwischen aufgebahrt worden war.

Es wurde viel getuschelt und mit den Köpfen geschüttelt. „Religöse Zweifel!" welchen Ausdruck naiven Staunens zeigten die meisten Mienen bei dem Worte.

Auch der katholische Ortsgeistliche erschien; ein großer, starker Mann mit einer soliden Bauernphysiognomie und der selbstbewußten Würde im Wesen, welche Rom den niedrigsten seiner Diener verleiht.

Er trat nahe an die Leiche heran, machte fast unmerklich das Zeichen des Kreuzes und murmelte ein kurzes Gebet. Ernst ruhte sein Blick auf dem Angesicht des Toten; doch besaß er Haltung genug, um sich äußerlich kein Zeichen des Triumphes anmerken zu lassen. Die Schar der evangelischen Kollegen beobachtete den Fremdling voll nervöser Unruhe. Mit einem leichten Neigen des Kopfes nach den Klerikern hin, entfernte sich der Mann schweigend, wie er gekommen war. —

In einer Ecke des Zimmers standen die wichtigen Persönlichkeiten bei einander: der Superintendent, Polani und die Vertreter der weltlichen Behörden. Mit gewichtigen Mienen besprachen sie den Fall und seine möglichen Folgen. —

Gerlands größte Sorge war immer noch, wie es der Mutter gehen möge; der Arzt war inzwischen bei ihr gewesen. Es hieß, sie habe sich von ihrem Anfalle erholt, sei aber noch sehr schwach und weine viel. Später brachte das Dienstmädchen die Kunde, Frau Oberlehrer wünsche

den Herrn Pfarrer Polani zu sprechen. Polani leistete dem Rufe ungesäumt Folge. —

Die Offiziellen blieben noch länger in lebhafter Diskussion bei einander stehen; Gerland empörte ihr rücksichtslos lautes Durcheinanderreden in Gegenwart der Leiche.

„Er hat Schriften hinterlassen — jawohl — er hat Schriften hinterlassen," — hörte Gerland aus dem Stimmengewirr heraus; das näselnde Organ des Grafen war nicht zu verkennen. „Jawohl — Polani hat die Manuskripte selbst gesehen!" —

Gerland schoß das Blut in die Wangen, als er vernahm, wie das ihm anvertraute Geheimnis des Toten bereits in aller Munde war.

Gleich darauf hörte er seinen Namen nennen und bemerkte, daß man auf ihn blicke. Der Superintendent trennte sich von der Gruppe und kam auf Gerland zu, ihn mit verbindlicher Miene begrüßend: „Eine traurige Veranlassung — lieber Pfarrer Gerland — eine traurige, tief beklagenswerte Veranlassung, die uns heute hier zusammenführt, lieber Amtsbruder." — Dann kam die halblaut gesprochene Aufforderung zu einem Gespräche unter vier Augen.

Sie traten ins Nebenzimmer, das leer war. Fröschels Schreibtisch stand noch mit geöffneter Klappe, wie ihn Gerland verlassen hatte. Der Superintendent ließ sich daran nieder.

Nachdem der alte Mann seinem Schmerze über den Fall unter vielem Seufzen, Kopfschütteln und feuchten Blicken nach oben genügenden Ausdruck gegeben, fragte er: „Übrigens — Pastor Gerland — Sie haben den Un-

glücklichen ja wohl, wie ich höre, näher gekannt — nicht wahr?"

„Er war mein Freund, Herr Superintendent."

„Hm — dann könnte man also annehmen, daß Ihnen der religiöse Standpunkt des Toten nicht ganz unbekannt gewesen ist — Herr Pfarrer?" —

Gerland fühlte die persönliche Bedeutung wohl heraus, die für ihn in dieser Frage seines Oberen lag. Nur für einen Augenblick kam ihm die Versuchung, hier mit Vorsicht zu Werke zu gehen; dann beschloß er, der Wahrheit die Ehre zu geben. „Allerdings, Herr Superintendent; ich war mit den religiösen Zweifeln Fröschels vollauf vertraut — er hatte mich selbst eingeweiht."

„So, so — hm — wissen Sie, mein lieber Pastor — wissen Sie, was ich da eigentlich von Ihnen erwarten konnte? — Daß Sie mir Meldung von dem machten, was Sie erfahren. — Das hätte ich von Ihnen erwartet, und konnte und durfte ich erwarten von jedem meiner Diöcesanen. Denn hier kamen höhere Interessen in Betracht, die der Kirche. Wenn ich rechtzeitig avertiert worden wäre, hätte ich Schritte thun können — man würde auf den jungen Menschen aufgepaßt — würde ihn zum guten geleitet haben — es hätten sich Wege gefunden, das Schlimmste zu verhüten. So hat man nichts erfahren, und das Unglück, der Skandal ist da — großer Schaden ist angerichtet. Gerade in unserer Gegend, wo der Katholizismus soviel Macht besitzt, ein solcher Fall! — Wie wird man diese Affäre ausnutzen was für Waffen wird man daraus gegen uns schmieden! — Die Katholiken, die immer behaupten wollen, der Protestantismus sei nur die Vorstufe zur Irreligiosität. —

Ist das nicht Wasser auf ihre Mühle? Ich sehe sie schon mit Fingern auf uns weisen, höre wie Rom sich brüstet: seht da habt ihr's, eure Priester fallen bereits dem Atheismus anheim. — Und oben ist man gerade jetzt so sehr empfindlich — so sehr nervös in solchen Dingen. Die Affäre wird aufs peinlichste berühren — ich weiß das. Und auf wen wird schließlich die ganze Schuld kommen? — Auf mich!"

Gerland schwieg dazu. Alles Reden schien hier verlorene Mühe. Fröschel auf den rechten Weg zurückführen — große Worte! Dieser Alte sah wahrhaftig nicht danach aus.

Der Superintendent fuhr jetzt in milderem, väterlichem Tone fort: „Nehmen Sie sich eine rechte Lehre aus der ganzen Sache, lieber Amtsbruder! Ihr jungen Leute seid heutzutage alle zu einer freieren Auffassung geneigt. Ich kenne diese Bestrebungen gar wohl. Kritisch-historische Auffassung des Dogmas — Reinigung der Symbole — Weiterentwickelung des Reformationsgedankens — und unter welcher Flagge die Neuerungsgelüste immer steuern mögen! — Mit Kleinigkeiten fängt es an — man treibt allerhand Wissenschaften nebenbei, spielt den gelehrten, aufgeklärten Mann, liest moderne Bücher, statt in der Schrift zu forschen und sich theologisch weiterzubilden — so kommt man Schritt für Schritt von der ewigen Wahrheit ab, bis man endlich draußen steht in der Nacht."

Der Superintendent legte das Prälatengesicht in ernste Falten und blickte sorgenvoll drein.

„Herr Superintendent," begann Gerland, „ich wollte mir erlauben, das eine zu bemerken — zur Verteidigung

meines Freundes Fröschel — Frivolität kann ihm nicht wohl zum Vorwurfe gemacht werden. Er hat schwer mit sich gerungen, dessen bin ich Zeuge. Ehrlich hat er gesucht und gekämpft."

„Wollen Sie seine That beschönigen, Pfarrer Gerland!"

„Nein, Herr Superintendent, ich wollte versuchen, sie zu erklären; als Freund des Verstorbenen glaubte ich ein Recht dazu zu haben." —

Die runden Augen des Superintendenten nahmen einen erstaunten Ausdruck an. Er maß Gerland mit mißtrauischen Blicken.

„Ich höre, Pfarrer Gerland, Sie haben einen Brief von dem Verstorbenen erhalten, den er kurz vor seinem Ende geschrieben hat. Aus verschiedenen Gründen würde es mich interessieren, diesen Brief zu lesen. — Ferner erfahre ich, daß der Tote eine Anzahl Manuskripte hinterlassen hat, in deren Besitz Sie sich gesetzt haben, Herr Pastor." —

„Mein Freund hatte mir in seinem Briefe den Auftrag gegeben, die Manuskripte ohne Verzug an mich zu nehmen, Herr Superintendent."

„Jedenfalls würde es mir von Wert sein, Einsicht in diese Manuskripte zu nehmen. Haben Sie die Schriftstücke bei sich?"

„Jawohl, Herr Superintendent! Aber ich weiß, es wäre nicht im Sinne des Verstorbenen, wenn der Inhalt seiner Schriften bekannt würde."

„Ich habe Sie bereits vorhin darauf hingewiesen, Pfarrer Gerland, daß höhere Interessen vorliegen. Vieles in dieser unseligen Affäre ist noch im dunklen. Diese

Schriftstücke können uns vielleicht am ersten Aufschluß darüber geben, was eigentlich den unglücklichen Menschen zum Selbstmord getrieben hat. Es werden bereits jetzt allerhand Hypothesen aufgestellt über die Motive seiner That. Besonders aus dem römischen Lager wird es an Verdächtigungen nicht fehlen, und auch oben wird man eine befriedigende Antwort verlangen — nun — da muß man sich also rechtzeitig vorsehen — vorbereiten. Man muß doch etwas Stichhaltiges erwidern können. Und dazu mag vielleicht der Nachlaß diese oder jene Handhabe bieten."

„Ich halte mich nicht für berechtigt, Herr Superintendent, ein Geheimnis zu brechen, das der Tote gewahrt wissen wollte."

Der Prälat war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Blicke, mit denen er den jungen Geistlichen maß, waren nicht besonders freundlich.

Dann schien er es für rätlich zu halten, andere Saiten aufzuziehen. — Plötzlich vor Gerland stehen bleibend, legte er diesem beide Hände auf die Schultern und begann in vertraulichem Tone: „Mein lieber Pfarrer, ich denke, Sie werden sich die Sache noch überlegen; ich lasse Ihnen Bedenkzeit, Sie werden sich davon überzeugen, daß Sie keine Pflicht verletzen, wenn Sie mir die Schriftstücke anvertrauen. Es ist ja nur um der guten Sache willen. — Um die kirchliche Autorität — um Ruf und Ansehen unseres Standes handelt es sich — verstehen Sie? — um das Renommee des geistlichen Standes, der arg genug gelästert und angefeindet wird in unserer Zeit. — Morgen erwarte ich eine Antwort hierauf."

Er versuchte sogar, huldvoll zu lächeln, aber seine

blinzelnden Augen straften ihn Lüge; dort leuchtete etwas von geheimem Ärger und verstecktem Groll. Gerland fühlte instinktiv, daß er sich diesem Manne für immer verdächtig gemacht habe. —

Gleich darauf öffnete sich die Thür, Polani trat ein.

Gerland begann zu empfinden, daß er überflüssig geworden sei. Er sah allerhand unlautere Kräfte am Werke, das traurige Ereignis in selbstischer Weise auszubeuten.

Noch einen Blick warf er in das Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt stand. Ans Kopfende war das große Kruzifix gestellt worden, das den Toten hoch überragte. Und immer noch die frommen Bilder an den Wänden, auf dem Betpulte: Bibel und Gesangbuch. — Wohin das Auge blickte, Zeichen des religiösen Sinnes der Frau, die hier hauste. —

Die Leiche hatte nach wie vor ihren kindlich freundlichen Ausdruck. Niemand, der's nicht wußte, konnte von dem kleinen, kreisrunden Loche auf der Brust etwas ahnen, das einen Protest bedeutete gegen den falschen Frieden der Umgebung.

Gerland mochte das zufrieden lächelnde Gesicht nicht länger ansehen. Er wußte, wie zerrissen, gefoltert, verzweifelt die Seele gewesen, die in dieser Hülle gelebt; der Ausdruck erschien ihm wie eine Grimasse.

* * *

Im Vorzimmer traf Gerland auf Dornig. „Höre mal, Gerland, du mußt mir die Geschichte erzählen!" rief der Pfarrer von Färbersbach. „Du warst ja befreundet

mit ihm, — weshalb, zum Teufel — hat sich der Mensch eigentlich erschossen?"

Gerland gab einige kurze Andeutungen über die seelische Verfassung seines toten Freundes, denen Dornig mit Kopfschütteln zuhörte.

Offenbar war ihm einer solchen Erscheinung gegenüber nicht recht behaglich zu Mute. Er begann zu erzählen, auf welche Weise das Gerücht von Fröschels Ende zu ihm gedrungen sei. Schon am frühen Morgen war's in Färbersbach verbreitet worden. Dornig hatte sich sofort aufgemacht, seinen Weg über Breitendorf nehmend. Dort erfuhr er, daß Gerland bereits am Abende zuvor nach Annenbad gefahren sei.

„Die Sache zieht Blasen," bemerkte Dornig, während sie auf der Straße dem nahen Marktplatz zuschritten. „Ich habe im Adler gefrühstückt; wir waren wohl unserer zehn Geistliche; kommst du nicht mit zu Tisch, Gerland? Wir haben ein separates Zimmer bestellt."

Gerland hatte Dornig im Verdacht, daß er das traurige Ereignis als eine kapitale Gelegenheit ansehe, sich auf seine Weise Unterhaltung zu schaffen; aber er fühlte in der That Hunger und schloß sich dem anderen an.

Im separaten Zimmer saß eine stattliche Korona von Schwarzröcken. Essen und Unterhaltung waren bereits im Gange. Natürlich drehte sich das Gespräch der Hauptsache nach um den „Fall Fröschel".

Gerland nahm Platz, wo er gerade einen Stuhl leer fand. Sein Nachbar war einer von jenen verkümmerten Studierzimmererscheinungen, wie man sie nicht selten unter den evangelischen Klerikern findet.

Der Superintendent, den Gerland hier anzutreffen gefürchtet hatte, war nicht zugegen; er speiste, wie man gelegentlich erfuhr, bei Polani.

Gerland sah sich um; er kannte die wenigsten der Anwesenden. Ihm schräg gegenüber saß ein junger Mann, der durch seinen modischen Anzug und den wohlgepflegten braunen Vollbart auffiel. Gerland kam das Gesicht bekannt vor, er entsann sich, den Mann bei Gelegenheit einer Pastoralkonferenz gesehen zu haben. Er war erst kürzlich in die Gegend gekommen und hatte trotz seiner Jugend eine der reich dotiertesten Pfarrstellen in der Provinz inne.

Irgend eine unangenehme Erinnerung knüpfte sich für Gerland an diesen Menschen, über deren Grund er sich eine Zeit lang vergebens Rechenschaft zu geben versuchte. Endlich fiel's ihm ein: Fröschel hatte ihm von diesem Amtsbruder erzählt und ihn als den Typus des rücksichtslosen Strebers und Pfründenjägers hingestellt, der sich das Studium des Pfarralmanachs zur besonderen Aufgabe mache.

Pfarrer Roßbach — so hieß der bärtige Geistliche — führte an diesem Ende des Tisches das große Wort.

Er habe Fröschel besser gekannt, als irgend einer der Anwesenden, behauptete er. — Von Gerlands Freundschaft mit dem Toten schien er nichts zu ahnen.

Er sei mit Fröschel schon auf der Schule und später auch auf der Universität zusammen gewesen. Das Bild, welches er von dem Verstorbenen zeichnete, war kein sonderlich liebenswürdiges. Schon als Schüler sei Fröschel mißtrauisch, verstockt und menschenscheu gewesen. Weder mit Lehrern noch mit Mitschülern habe er sich zu stellen ver-

mocht. Auf der Universität sei das noch schlimmer geworden. Wenn er gelegentlich einmal mit den Kommilitonen zusammengekommen, habe Fröschel durch sein spöttisches Wesen alle verletzt. Sein geistiger Hochmut sei grenzenlos gewesen. — Worauf er sich eigentlich soviel eingebildet, wäre gar nicht zu ersehen. Denn wenn er auch die Examina ganz leidlich bestanden, so habe er es schließlich nicht einmal zum ersten Geistlichen gebracht. — Kein Wunder — denn als Prediger sei er ja die reine Null gewesen.

Es lag Naivität darin, wie der vom Glücke begünstigte Streber über die Mißerfolge des toten Amtsbruders sich lustig machte. — Ja freilich, ein Stellenjäger war Fröschel nie gewesen, das war richtig.

Gerland glaubte es dem Andenken des Toten schuldig zu sein, dieses leichtfertige Urteil zu berichtigen.

Pfarrer Roßbach nahm eine sehr erstaunte Miene an, als hier dem Verstorbenen plötzlich ein gänzlich unerwarteter Verteidiger entstand.

Ein älterer Geistlicher, mit magerem, bartlosem Gesicht und dunklen, fanatischen Augen, der nicht weit von Gerland saß, mischte sich plötzlich in die Diskussion: „Dieser Fröschel soll womöglich noch zum Märtyrer gestempelt werden!“ rief er. „Ich mag das Wort unglücklich, auf ihn angewandt, gar nicht hören. Ruchlos — ja — geradezu ruchlos ist seine That.“

Er blitzte Gerland mit seinen dunklen Augen vernichtend an.

„Das ist ein hartes Urteil über einen Toten, Herr Amtsbruder,“ erwiderte Gerland mit erkünstelter Ruhe. Innerlich kochte er gegen die dünkelhafte Intoleranz.

„Hartes Urteil!“ rief der andere, und sein mageres Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. „Ein solcher Fall kann gar nicht hart genug beurteilt werden. — Mitleid ist hier geradezu Sünde.“

„Ich dachte, das Christentum sei die Religion des Mitleids,“ hielt Gerland dem Eiferer entgegen.

Aber mit diesem Worte schien er den Mann an einer empfindlichen Stelle verletzt zu haben. Puterrot im Gesicht, beugte er sich über den Tisch und rief, seine Rede mit hitzigen Gesten begleitend: „Ich kenne diese Richtung: Toleranz — und nichts als Toleranz, bis schließlich vor lauter Toleranz Unrecht zu Recht, und Sünde zur Großthat wird. Das ist sentimentale Schwäche! Durch diesen Geist ist unsere protestantische Kirche soweit heruntergekommen — wie sie jetzt dasteht — ein Spott der Welt!“ —

Von verschiedenen Seiten wurde Widerspruch gegen diese Behauptung laut.

„Allerdings ist die protestantische Kirche heruntergekommen — geradezu jämmerlich heruntergekommen!“ rief der Zelot und wandte sich den neuen Gegnern zu.

„Beweise!“ wurde ihm entgegengerufen.

„Beweise wollt ihr! — Genießen wir irgend welche Achtung bei der Laienwelt? — Sind wir nicht nach und nach aller Machtmittel entblößt worden? — Ja, spielen wir denn überhaupt noch irgend eine Rolle im öffentlichen Leben?“

„Macht und Ansehen sind nicht die Güter, auf die Christus die Seinen hingewiesen hat,“ erwiderte ihm Gerlands bleicher Nachbar. „Es stünde besser um den

Protestantismus, wenn er die Kirche nur in den Herzen seiner Anhänger aufgebaut hätte, statt so mancherlei von den Machtmitteln der mittelalterlichen Hierarchie beizubehalten. Unser Herr und Heiland hat von einer etablierten Landeskirche nichts gewußt. ‚Im Geist und in der Wahrheit' sollten wir ihn anbeten — das war sein Wille." —

„Wie, Sie wollen unserer evangelischen Kirche auch noch die wenigen Rechte, die sie besitzt, verkümmern — damit sie ganz ein Geist ohne Leib — ganz zum Schemen wird? Sie ist das Aschenbrödel sowieso. — Das weltliche Regiment, das, wie jetzt die Sachen liegen, uns nur duldet, müßte uns unterthan sein. Unsere Stellung einer ecclesia tolerata ist unwürdig. Ich bestreite dem Staate das jus inspectionis. Wir müssen uns selbst regieren, eher wird es nicht besser."

„Das ist römisch gedacht," hielt man ihm vor.

„Allerdings! Und Rom kann uns darin ein Beispiel sein, wie man konsequent und ohne einen Schritt nachzugeben, seine Stellung wahrt. Freilich, dort ist Disziplin, dort ist Festigkeit, und dort ist Autorität."

„Und dort ist Geld!" rief Dornig von der anderen Seite des Tisches herüber.

„Das ist nicht zum Lachen!" rief der Eiferer und wandte sich der anderen Tischecke zu, wo Dornig inmitten einer Anzahl jüngerer, offenbar zu Ulk aufgelegter Amtsbrüder saß. „Daß unsere Kirche arm ist, wie die Kirchenmaus, muß leider wahr sein; aber auch das bedeutet nur ein Symptom. Nichts sind wir — wir haben keinen Einfluß, weder auf das öffentliche noch auf das private Leben."

„Wer so herb tadelt, müßte wenigstens Vorschläge zur Besserung haben," meinte jemand.

„Gewiß, die werde ich auch vorbringen."

„Na — lassen Sie mal anhören, Herr Amtsbruder!" rief einer von Dornigs Kumpanen dazwischen.

„Das jus circa sacra gestehe ich dem Staate gern zu, aber ich bestreite ihm das jus in sacra ganz energisch. Die weltliche Oberhoheit muß uns in unseren Rechten und Privilegien schützen, sie muß uns nach außen das Ansehen verschaffen, das uns gebührt; aber sie darf sich nicht in unsere inneren Angelegenheiten mischen, denn dazu fehlt ihr die Berufung. — Ich verlange auf der einen Seite Wegfall aller öffentlichen Bevormundung, wie sie durch das Laienelement in Ministerien und Synoden so unerträglich geübt wird, auf der anderen Seite fordre ich Wiedereinsetzung der Kirche in ihre alten Rechte. Die Jugenderziehung muß wieder unser ausschließliches Privileg werden — auf die Jurisdiktion müssen wir einen entscheidenden Einfluß bekommen; nur so können wir wieder ein christliches Geschlecht und christliche Zustände bekommen. Die Wiedereinführung von Tauf- und Trauzwang ist eine ganz selbstverständliche Forderung für jeden, dem das Heranwachsen von Heiden in unserem Volke eine Schmach erscheint. Um den Einfluß auf die Laienwelt, den wir fast ganz eingebüßt haben, wiederzugewinnen, müssen die Kirchenstrafen wieder eingeführt werden; nach innen und außen brauchen wir eine straffere Organisation, eine gute Disziplin — ein strammes Kirchenregiment." —

„Und vor allem einen Papst," warf Dornig dazwischen.

„Nein, keinen Papst, aber eine Regierung, die endlich

einmal die Behauptung, wir hätten ein christliches Staatswesen, zur Wahrheit macht."

Ein heftiger Streit entzündete sich bei dieser Frage, an der sich jetzt ziemlich die ganze Tischgesellschaft beteiligte; jeder ritt sein Steckenpferd. Der eine sah das Heil in der Staatskirche, der andere in der Trennung der Kirche vom Staate, ein dritter pries das Gemeindeideal, ein vierter das allgemeine Priestertum — einer plaidierte für das Episkopalsystem, der andere für die Presbyterialverfassung. — Soviel Köpfe, soviel Sinne; einig war man sich nur in einem Punkte, daß der gegenwärtige Zustand einer Wandlung dringend bedürfe.

Die Amtsbrüder unter sich! — Gerland hatte stets ein Grauen davor gehabt; es lag so etwas Würdeloses darin, wie man, sobald die beobachtenden Laien fehlten, das priesterliche Dekorum an den Nagel hängend, sich aneinander rieb. —

Er sehnte sich nach frischer Luft.

„Du wirst doch nicht etwa schon gehen!" rief ihm Dornig zu, als er bemerkte, daß der Amtsbruder seine Zeche berichtigte. „Ich weiß hier in Annenbad ein sehr anständiges Lokal, wo man abends hingehen kann." —

Aber selbst diese Aussicht vermochte Gerland nicht zum Bleiben zu bewegen.

„Du bist wirklich ein toller Philister geworden!" damit entließ Hochwürden von Färbersbach den Amtsbruder von Breitendorf.

VI.

Zwei Tage später zu früher Stunde befand sich Gerland wieder auf dem Wege nach Annenbad.

Wie groß doch das Anpassungsvermögen des Menschen selbst dem Herbsten gegenüber ist! Das Ende seines Freundes Fröschel, der heute beerdigt werden sollte, hatte für Gerland schon nichts Außergewöhnliches mehr; er hatte sich an die Thatsache gewöhnt. Wie die Muschel den hineingeworfenen Splitter sofort mit einem Überzuge bedeckt, so umkleidete sein Geist die schmerzliche Erfahrung eifrig mit allerhand subjektivem Empfinden. —

Wie sie wohl das Begräbnis eingerichtet, wie weit sie bei der Beerdigung des Selbstmörders die kirchlichen Ehren gewähren würden? — Ob nicht wenigstens Polani ein paar Worte über dem Grabe sprechen, oder ob man ihn ganz ohne Sang und Klang einscharren würde? —

Viel beschäftigten sich seine Gedanken auch mit der unglücklichen Mutter. Ob sie wohl bei der Bestattung zugegen sein werde? — Welcher Art mochte ihre Gemüts-

verfassung sein? Zwei Tage war es bereits her, daß sie das Schreckliche aus seinem Munde erfahren — und zwei Tage sind eine lange Zeit im Seelenleben des Menschen.

Auf alle Fälle wollte er die alte Frau aufsuchen; aus diesem Grunde war er so zeitig aufgebrochen. —

Kurz vor Annenbad kam ihm ein offener Zweispänner entgegen; Graf Mahdem saß mit einem anderen, Gerland unbekannten Herrn darin. Der Geistliche grüßte, und bemerkte, als er bereits einige Schritte vorbei war, am Aussetzen des Hufgeklappers, daß der Wagen halte; er hörte seinen Namen rufen und sah, als er sich daraufhin umwandte, den Grafen absteigen.

„Auf ein Wort, Herr Pastor! Es ist mir sehr lieb, daß ich Ihnen begegne!" rief der Graf. Er gab dem Kutscher noch einen Befehl, wechselte halblaut ein paar Worte mit dem Herrn im Wagen und kam dann auf den Geistlichen zu: „Nur ein paar Worte, Herr Pastor!" Es fiel Gerland auf, daß sein Patron diesmal bei der Begrüßung den üblichen Händedruck wegließ.

Sie gingen auf dem sandbestreuten Sommerwege zur Seite der Straße entlang, von dem Wagen, der halten geblieben war, langsam sich entfernend. Der Graf hatte die Hände in den Taschen seines Überziehers versenkt und räusperte sich mehrfach, ehe er zu sprechen begann.

„Sie gehen wohl zum Begräbnisse dieses Diakonus — — mir ist der Name entfallen."

„Fröschel," ergänzte Gerland. — „Jawohl, Herr Graf!"

„Hm, — ja — eine böse Sache — eine sehr böse Sache! — Wenn unter den Geistlichen so etwas vorkommt,

was soll dann eigentlich mit dem Volke werden? — Das führt mich gleich auf das, weshalb ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, Herr Pastor. — Durch den Superintendenten erfahre ich, daß dieser Fröschel Papiere hinterlassen hat — Manuskripte und dergleichen — atheistischen Inhalts —"

„Herr Graf, ich glaube —"

„Ich weiß schon" — fiel ihm der Graf ungeduldig ins Wort — „atheistisch — auf alle Fälle antireligiös — freigeistig — auf das Wort kommt es gar nicht an. Der Superintendent hat die Schriften so bezeichnet."

„Der Herr Superintendent kennt den schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen gar nicht, Herr Graf."

Der Graf nahm eine hochfahrende Miene an und meinte in ärgerlichem Tone: „Der Superintendent wird wohl wissen, was er sagt, Herr Pastor! Nach dem Vorleben und der ganzen — wie soll man sagen — nach der ganzen geistigen Richtung dieses Diakonus Fröschel, ist man wohl berechtigt, von antireligiöser, atheistischer Gesinnung zu sprechen. Ein gutgesinnter Mann erschießt sich nicht. — Also, ich will mich auf weitere Erörterungen gar nicht einlassen — dazu habe ich weder Zeit noch Lust! Der Superintendent hat Ihnen gegenüber den Wunsch ausgesprochen, Herr Pastor, von den besagten Schriftstücken Einsicht zu nehmen — wozu er als Vorgesetzter vollständig berechtigt ist! Und Sie haben sich geweigert, diesem Wunsche Ihres Oberen nachzukommen, Herr Pastor! Ich weiß nicht, was Sie sich dabei denken? Ich muß sagen, daß ich mich sehr gewundert habe, als der Superintendent mir diese Mitteilung machte, Herr Pastor; die Sache hat mich äußerst peinlich berührt. Als ich Sie auf die Breiten-

dorfer Stelle berief, nahm ich als selbstverständlich an, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen würden; nun erfahre ich nicht nur diese Sache über Sie, sondern auch, daß Sie überhaupt einer freien Richtung huldigen! — Nein — versuchen Sie sich nur gar nicht erst reinzuwaschen — die Thatsache, daß Sie mit diesem Fröschel so eng liiert waren, allein schon genügt, um die Vermutung zu bestätigen." —

Gerland hatte wiederholt den Versuch gemacht, den Grafen zu unterbrechen, — erfolglos. Der Magnat hatte seinen roten Kopf bekommen, und schnitt jede Einrede kurzer Hand ab.

„Das will ich gar nicht untersuchen — ich will gar nichts weiter hören, Herr Pastor!" —

Sie waren inzwischen umgekehrt und gingen auf ihren Fußtapfen zurück, dem Wagen zu.

„Ich bin orientiert — vollständig orientiert, Herr Pastor. Die Sache gehört zwar nicht in mein Ressort — aber — immerhin, als Ihr Patron, denke ich, steht mir das Recht zu, Ihnen meine Ansicht auszusprechen. Ich habe gar keine Zeit — wie gesagt — — Adieu!" —

Damit bestieg der Graf den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Weiterfahren!"

* * *

In der Parentationshalle begann sich die Geistlichkeit zu versammeln. Der Sarg war in der Mitte des kahlen Raumes aufgestellt — aller Blumenschmuck weggelassen, auch die Kerzen fehlten. Kalt fiel das Mittagslicht über den kleinen, braunen Kasten, gleichgiltig blickten die vier weißgetünchten Wände des nüchternen Raumes drein.

Als einer der ersten betrat Gerland die Parentationshalle. Nach und nach kamen die Amtsbrüder. Es schien, als würde die Ephorie ziemlich vollzählig vertreten sein.

In allen Gesichtern malte sich erwartungsvolle Neugier. Es war bekannt geworden, daß der Superintendent selbst sprechen werde; man war gespannt, wie er sich der Aufgabe entledigen werde. „Eine heikle Sache — eine sehr heikle Sache!" hörte Gerland hinter sich äußern.

Es wurde viel mit gedämpften Stimmen durcheinandergetuschelt. Außerordentliche Gerüchte waren im Umlaufe. Einer der Amtsbrüder hatte ein Zeitungsblatt mitgebracht, in welchem der Fall Fröschel erörtert und in liberalem Sinn ausgebeutet wurde. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Pfarrer Roßbach, der es liebte, sich das Ansehen des Gut-unterrichtet-seins zu geben, behauptete, von maßgebender Seite erfahren zu haben, die Affäre habe höchsten Ortes äußerst peinlich berührt, und von seiten des hohen Kirchenregiments sei bereits eine eingehende Untersuchung der ganzen Angelegenheit angeordnet worden.

„Die Sache kann dem Superintendenten hölliſch ans Bein laufen," meinte jemand.

„Er wird sich schon zu helfen wissen, unser Alter," erklärte ein anderer.

Gerlands Aufmerksamkeit wurde von diesen Gesprächen abgelenkt, als jetzt die ehrwürdige Patriarchenerscheinung Pfarrer Valentins eintrat. Der Alte hatte in seinem entlegenen Gebirgsdörfchen von dem außerordentlichen Ereignisse vernommen und es sich nicht nehmen lassen, den weiten Weg von Göhdaberg nach Annenbad zurückzulegen;

zu Fuß — trotz seiner siebzig. Ein Wagen hätte die Kräfte seines Geldbeutels überstiegen.

Gerland eilte sofort auf Pfarrer Valentin zu, um ihm die Hand zu schütteln. Der alte Mann kannte nur das Faktum, die näheren Umstände von Fröschels That waren ihm unbekannt. Gerland lag daran, daß sein verehrter Freund die Nachricht möglichst ungefärbt und frei von dem, was der Klatsch bereits hinzugedichtet, erfahren solle. Er gab dem Amtsbruder in aller Eile einen kurzen Bericht.

Pfarrer Valentin war tief erschüttert. Er drückte Gerlands Arm mit seinen zitternden alten Händen: „Gott sei uns gnädig — Gott sei uns allen gnädig!" war sein stereotyper Ausruf. Das gute Greisengesicht drückte in allen Zügen Ergriffenheit aus. — Hier ist wirkliches Mitgefühl, sagte sich Gerland.

Die Seelenverfassung Fröschels, die Tragik seines Daseins zu begreifen — den Zustand eines Menschen, der den Gottverlust nicht zu ertragen vermochte — zu verstehen, dazu war dieser Alte, der den Zweifel nur von Hörensagen kannte, wohl außer Stande. Aber Trauer, tiefe herzliche Trauer um die Vernichtung eines Menschendaseins, wehmütigen Kummer um einen Bruder, der vom rechten Wege abgeirrt und in der Nacht der Verzweiflung geendet, die empfand dieses mitleidige, freundliche Gemüt. Ihm trübte theologische Voreingenommenheit sicherlich nicht die Lauterkeit des echt menschlichen Schmerzes. Neid, Eifersucht, Gehässigkeit waren an diesem milden Charakter gnädig vorübergegangen. Er hatte seine schlichte Frömmigkeit nicht herabgewürdigt zu Ketzer richtendem Fanatismus. Thun und Denken dieses Alten war durchtränkt von evangelischem Geiste;

sein gesunder Sinn und sein vortreffliches Herz hatten ihn bewahrt vor beschränkt gehässiger Selbstgerechtigkeit. —

Während Gerland noch mit dem Alten sprach, entstand plötzlich ein Flüstern und Zusammenstecken der Köpfe unter den Amtsbrüdern. Durch die halbgeöffnete Thür sah man den Superintendenten und Polani herankommen, beide im Ornat.

Die Gespräche setzten aus, als der Oberhirte eintrat; er grüßte die Versammlung mit stummem Neigen des Kopfes.

Nach ein paar halblauten mit Polani gewechselten Worten nahm der Superintendent am Fußende des Sarges Aufstellung, dem Toten zugewendet. Er faltete die Hände über dem Gesichte und verharrte so während Minuten — man hörte jeden Atemzug. Dann erhob der Prälat die Hände vom Angesicht, wandte sich der Versammlung zu und begann zu sprechen.

Einen biblischen Text legte er seiner Rede nicht zu Grunde. Er sprach von den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes, an denen wir nicht zu deuten, die wir hinzunehmen hätten in demutsvoller Ergebenheit. Unerforschlich seien die Wege der göttlichen Vorsehung, und die Wege, die er die Menschen führe, unserem Auge in Dunkel gehüllt. Ratlos, erschreckt, betäubt, stünden wir armen Menschenkinder an diesem Sarge — niemand, als Gott allein wisse, was in der Seele dieses Unglücklichen vor sich gegangen sei. —

„Dieser Tote, den wir heute der Erde übergeben wollen, war einer der Unseren, geliebte Amtsbrüder — ein verordneter Diener unserer Kirche, ordiniert zu dem heiligen Berufe, eingewiesen in sein Amt — ein Verwalter

des Wortes und der Sakramente — ein Hirt der Gemeinde — der sein Gelübde abgelegt hat, wie jeder von uns auf das heilige Evangelium von Christo und die Bekenntnisschriften unserer Konfession — der auf dieses Gelübde das heilige Abendmahl genommen, vor einer christlichen Gemeinde — ein eingeschworener Diener Gottes und seiner Sache. — — Und nun sehet, Geliebte, — sehet: hier liegt er, der Amtsbruder — der Diener der Kirche, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der das Evangelium lauter und rein verkündigen, die Verlorenen suchen, die Verirrten wiederbringen, die Schwachen stärken, und alle, die seines Amtes bedurften, auf den rechten Himmelsweg führen sollte. — Hier liegt er, der Hirte, der die Lämmer weiden, der die Herde schützen sollte vor dem Wolfe — hier liegt er, selbst eine Beute des bösen Feindes! — Der Haushalter erschlagen, aber nicht auf seinem Posten, nicht mit dem Gesicht gegen den Feind. Nein, zu unserem großen Schmerze, zu unserer tiefen Bekümmernis — wir müssen es aussprechen — dürfen mit der Wahrheit nicht zurückhalten — der Hirt war geflohen — der Haushalter hatte seinen Posten verlassen — der Krieger ist fahnenflüchtig geworden — der Schild des Glaubens, der Panzer der Gerechtigkeit, der Helm des Heils und das Schwert des Geistes, all die herrliche Rüstung, mit der Gott seinen Diener ausgestattet, sie ist befleckt, zerbrochen, geschändet. Der Knecht hat seinen Herrn, dem er Treue zugeschworen, verraten — zwar nicht um Mammons willen, aber doch um anderen schnöden Judassold — um jenes gleisnerischen Truggoldes willen, um dieser unechten Scheidemünze willen, die in unserer Zeit so oft für das echte Gold der Wahr-

heit ausgegeben wird. — Und wie jener Jünger ist er hingegangen in seiner Verzweiflung und hat seinen Leib, den Tempel Gottes, zerstört; hat dieses Leben, ein Geschenk des Ewigen, von sich geworfen in entsetzlicher Verblendung, weil er sich selbst zur Qual und zum Ekel geworden war. —

„Geliebte Brüder, meint ihr vielleicht, ich sollte nicht also streng ins Gericht gehen mit einem Toten? Glaubt mir, ich weiß es, dieser unser Bruder steht jetzt vor dem Antlitz dessen, der die Nieren prüfet und in das Herz siehet — ich weiß es! Aber meine Freunde, im Angesichte dieses Falles, eines Falles, der von nicht geringer Bedeutung ist, der weit hinaus Aufsehen erregen und die Gemüter bewegen wird — im Angesichte eines solchen Falles, der den Widersachern unsrer Kirche neuen Stoff zur Lästerung und Anfeindung und Verdächtigung der Rechtgläubigen geben wird — im Angesichte eines solchen Falles, muß es ausgesprochen werden — offen und ohne Furcht: nicht ein Diener des Wortes, nicht ein Mitglied unserer Kirche war er, der die grauenvolle That begangen — nein! Mit diesem Manne hatte die Kirche, hatten wir nichts mehr zu schaffen; er war abgefallen, er hatte sich selbst losgesagt von unserer Gemeinschaft, er hatte sich ausgestoßen in seinem Herzen; er war nicht mehr der Unsere — und darum fällt auch uns die Schuld nicht zu, als hätten wir nicht gewacht, und nicht um ihn gesorgt. Heimlich, hinter unserem Rücken, hat er sich von uns gestohlen, ist übergelaufen in das Lager des Antichrists. Uns kann die Verantwortung für solches Thun, welches das Licht scheut, nicht aufgebürdet werden. Auf ihn allein, und auf das

Haupt derer, die etwa um sein heimliches Denken und Sinnen gewußt haben — fällt die Verantwortung dieser That. —

„Und nun laßt mich einer Persönlichkeit gedenken, Geliebte, die zu schwach, zu gebeugt, zu tief im Innersten getroffen ist durch den Schmerz, um an diesem Orte erscheinen zu können, die aber im Geiste mit uns ist: der Mutter, der unglücklichen, beklagenswerten Mutter des Toten laßt mich gedenken.

„Auch sie, die seinem Herzen am nächsten gestanden, seine Mutter, die ihn geboren, die ihn geliebt und erzogen, die ihn der Kirche zugeführt hat, diese echte Christin, die wir kennen als eine treue Magd des Herrn und erprobte Anhängerin unserer Lehre, auch diese Frau steht ratlos vor solchem Ereignisse. Ihr Sohn, ihr geliebter Sohn, die Stütze ihres Alters, ihr Liebling, ihr Stolz, ihr einziges Kind — ihr Moritz — das Ebenbild ihres frühverstorbenen geliebten Gatten — er, der ihren Herzenswunsch, ihr erträumtes hohes Ideal erfüllen sollte, ein Diener des Herrn und seiner Kirche zu werden — dieser ihr Sohn liegt vor ihr, abtrünnig — gottlos dahingefahren — selbstentleibt. — Sie kann es nicht fassen; dieser junge, vielverheißende Stamm, an den sich ihr dem Grabe zureifendes Leben anlehnen wollte, dieser Stamm ist umgemäht — und noch schlimmer, sie muß erkennen, daß der, den sie für fromm und gut gehalten, daß der innerlich angefressen war von dem Wurme des Zweifels. — Ihr Sohn ist gottlos gewesen, und jetzt wo die Hülle gefallen, gähnt sie die entsetzliche Leere dieser Seele an — ausgebrannt, verzehrt bis aufs innerste Mark durch den Unglauben.

„Und so hat diese Mutter die inhaltschwere Frage an mich gerichtet: Wie ist es möglich! Wie hat er mir das anthun können? — Ich habe ihr keine Antwort darauf geben wollen, der unglücklichen, schwer geprüften Mutter. Sie bedarf der Schonung; für ihr Ohr ist nicht alles bestimmt, was wir, seine Amtsbrüder, seine Vorgesetzten, von ihm urteilen. Aber wir — unter uns — wollen uns die Wahrheit offen gestehen, wir wollen nicht beschönigen und nichts verschweigen, wir wollen dieser Sache, die mancherlei Rätselhaftes enthält, bis auf den tiefsten Grund gehen.

„Der Tote war mir anvertraut, er war einer meiner Diözesanen. Der Fall ist mir tief ans Herz gegangen, glaubt mir das, meine Brüder. Mir ist es gewesen wie einem Vater, dem der Blitz einen Sohn vor den Augen erschlägt, — wie der Henne, der ein heimtückischer Raubvogel eines ihrer Küchlein raubt. Ich darf es sagen: im Laufe eines Lebens, das ich im Dienste unserer geliebten Kirche zugebracht, in meiner gesamten, langjährigen und an Sorgen nicht armen Amtsthätigkeit ist das die schmerzlichste Heimsuchung, die der Herr über mich geschickt hat. Viel und angestrengt habe ich nachgedacht, in den letzten Tagen; habe es nicht an Fleiß und Bemühen fehlen lassen, habe mit heiligem Ernste nachgeforscht, habe die Gewohnheiten des Toten, seine Lebensweise, sein körperliches und geistiges Wesen erkundet, habe mich vor allem auch mit Leuten besprochen, die den Toten gekannt, um eine Erklärung seiner rätselhaften That zu finden — eine Entschuldigung, wenn ihr so wollt, seiner Sünde — eine Antwort vor allem auf die Frage, die uns alle beschäftigt, und die noch oft an uns gestellt werden wird: welcher Art war der

Seelenzustand, die geistige Verfassung eines Menschen, der eine solche That zu begehen vermochte? —

„Nun — und da hat sich mir denn unwillkürlich ein Gedanke aufgedrängt — ein Gedanke, zunächst außergewöhnlich, vor dem wir zurückbeben — aber der doch mehr und mehr unsere Seele erobert, ja der uns schließlich beruhigt, weil er das Schrecklichste doch mildert und erklärlicher macht. — Vielleicht ist einem von euch, liebe Amtsbrüder, dieser Gedanke auch schon gekommen — er liegt nahe — und je mehr ich ihm nachsinne, desto mehr nimmt er mich ein.

„Ich meine, ist es nicht möglich, ja, ist es nicht wahrscheinlich und geradezu notwendig, anzunehmen, daß der Verstorbene in der letzten Zeit seines Lebens und vor allem, als er die schreckliche That vollführte, die seinem Dasein ein Ende bereitete, daß er da nicht im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte — seines Verstandes war? — Spricht nicht sein scheues, verstecktes Wesen dafür? — das Mißtrauen, die Schroffheit seines Gebarens, die Art und Weise, wie er sich zurückzog von allem Verkehr — seine abweisende Stellung den Amtsbrüdern gegenüber? — Ist das natürlich bei einem jungen Menschen, frage ich — eine solche menschenfeindliche Weltflucht? — Und dann die Art, wie er seine Studien betrieb — nicht theologische — was ja näher für ihn gelegen hätte — nein, Studien auf den abgelegensten Gebieten. — Studien, die keinerlei absehbaren Zweck für ihn hatten, die ihm von keinerlei Nutzen waren — nein, die nur dazu führen konnten, seinen Geist zu verwirren, sein Gemüt zu beunruhigen, seine Seele abzulenken von dem Heilswege und ihn selbst untauglich zu

machen, für seinen heiligen Beruf. Ist das natürlich? — frage ich.

„Meine Lieben, dürfen wir angesichts solcher Thatsachen nicht mit Recht die Vermutung aussprechen: dieser unglückselige Mensch war, als er sich selbst entleibte, nicht bei klaren Sinnen — er hat nicht mit vollem Bewußtsein dessen, was er that, gehandelt.

„Und ist es so nicht auch viel besser — hat diese Annahme nicht viel Beruhigendes — entlastet sie nicht ihn, und wendet sie nicht das Odium von uns ab, als seien wir Mitschuldige an seinem Tode? — Dieser Vorwurf ist verkehrt und falsch, und doch wird er uns entgegengeschleudert werden — ich weiß es!

„Schon haben sich vermessene Stimmen erhoben, die behaupten, unsere Kirche und ihre Verfassung sei schuld an diesem Tode. Die Unfreiheit, der Glaubenszwang, der bei uns herrsche, sagen die einen, habe dieses Menschenleben auf dem Gewissen. Denen sei erwidert: unsere Kirche ist frei — wir zwingen, wir vergewaltigen niemanden — wer seine Ansichten mit den unseren nicht glaubt vereinigen zu können, der trete aus, wir halten keinen wider seinen Willen. —

„Aber da höre ich andere Stimmen, aus einem anderen Lager, die uns zurufen: die übergroße Freiheit, die bei euch herrscht, der Mangel an Disziplin in eurer Kirche, die Lehr- und Denkfreiheit in Glaubenssachen — die verhängnisvolle Nachwirkung der Reformation — das ist der Geist, aus dem heraus solche Thaten geschehen, das ist der Boden, auf dem der Unglaube gedeiht.

„Denen antworte ich: Es ist wahr, daß unsere evan-

gelische Kirche nach Wahrheit und Erkenntnis forscht, aber sie lockert nicht die Bande göttlicher Lehre und Ordnung, sondern sie festigt und stärkt sie in den Herzen ihrer Anhänger durch Verständnis und Liebe. Nicht aber kann unsere Kirche verantwortlich gemacht werden für die That eines unglückseligen, beklagenswerten Menschen, dessen Geist umnachtet war.

„Meine Lieben, ich will euer Urteil nicht beeinflussen — für mich jedoch ist es klar, und steht als unumstößliche Thatsache fest: der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt, er mußte verwirrt sein. — Der Unglückliche wußte nicht, was er that, als er seinem Leben mit eigner Hand ein Ende bereitete. In Wahnsinn ist er dahingefahren. —

„Stehen wir hier nicht vor einer erschütternden Tragödie, liebe Amtsbrüder? — So endet der, welcher abfällt vom Glauben. ‚Die Thoren sprechen, es ist kein Gott‘ — aber Gott läßt sich nicht spotten. ‚Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.‘ Ist das nicht ein Mene-Tekel in unserer übermütigen, hoffärtigen Zeit die da meint, Gott sei bereits abgesetzt? — Der alte Gott lebt noch! Hier sehen wir seinen Finger!

„Und eine Warnung für uns ist es, liebe Amtsbrüder! Dahin gelangen wir, wenn wir die Überlieferung verachten, wenn wir der Autorität spottend, unsere eignen selbsterwählten Wege gehen. Mit kleinem fängt es an, mit kleinen Zweifeln; da wird dieses oder jenes in Frage gestellt, in diesem oder jenem einer freieren Ansicht gehuldigt — bis eine Schranke nach der andern fällt, bis schließlich der Glauben verscherzt ist — bis man im Gestrüpp der Irr-

lehre und des Zweifels nicht mehr weiß, wo aus wo ein — den Weg zum wahren Heil nicht wiederfindet. — Immer unlöslicher verwickelt sich der Unglückliche in die Schlingen des Unglaubens — der Fuß strauchelt — das Licht des Himmels verdüstert sich, und umgarnt, verstrickt, hoffnungslos verirrt, verzagt er — sinkt die Nacht der Verzweiflung über ihn — und sein Ende ist Selbstmord.

„Und was bleibt uns nun zum Schlusse übrig? — Worauf weist uns dieses traurigste aller Erlebnisse? — Auf die Allmacht und Allweisheit unseres Gottes weist es uns hin. Wer hier Gottes Walten nicht erkennen will, wahrlich, der muß mit Blindheit geschlagen sein! — Sehet hier den Priester — den abgefallenen, durch die Mächte moderner Irrlehre an seinem Gotte irre gewordenen Priester — in Verzweiflung, in dunkler Nacht des Unglaubens, in Wahnsinn hat er geendet.

„Tief erschüttert stehen wir an diesem Sarge. Wehe ist uns um den Toten, wehe auch um seine Mutter, die mit diesem Sohne alles verliert — alles, außer ihrer Gottesfurcht, und die wird ihr ein Trost sein und ein Stab in ihrem schweren Leid.

„Auf Gott blicken auch wir, Geliebte. Laßt uns beten!

„Allmächtiger, barmherziger Gott, deine Wege sind eitel Weisheit und Güte und was du thuest, ist wohlgethan. Deiner Gnade und allgütigem Erbarmen empfehlen wir unsere Toten, — auch diesen Toten. Wir wissen, daß deine Gerichte recht sind, doch deine Gnade, o Vater, müsse unser Trost sein. Daß aber etliche nicht glauben, was liegt daran! Sollte ihr Unglaube deinen Glauben aufheben? Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug

werden. Ewiger, starker Gott, du wollest uns im Glauben stärken, damit wir in deinem Gehorsam wandeln und dir zum Ruhme leben und dereinst, wenn unser Stündlein kommt, selig sterben. Amen!"

Eine Bewegung ging durch die Reihen, als der Superintendent geendet. Es gab Augen, in denen Thränen blinkten; einzelne aus der Versammlung näherten sich dem Ephorus und schüttelten ihm die Hand. Pfarrer Roßbach äußerte wiederholt und so laut, daß es sein Oberer wohl hören konnte: „Eine herrliche Ansprache, große — herrliche Worte!" —

In der Thür erschienen bereits die Träger. Ein Zug sollte nicht stattfinden.

Während die Träger den Sarg nach dem Grabe schafften, stand man in Gruppen zu zweien und dreien umher, in Unterhaltung. Die Rede des Superintendenten war das Thema, welches alle beschäftigte. Das allgemeine Urteil schien dahin zu gehen, daß er sich seiner schwierigen Aufgabe in bewunderungswerter Weise entledigt habe.

Gerland war es während der Rede zu Mute gewesen, als müsse er auftreten und seinem Oberen ins Wort fallen. Gab es denn noch Wahrheit und Gerechtigkeit im geistlichen Stande, wenn solche Worte geduldet wurden?! — Und niemand schien seine Empörung zu teilen. Im Gegenteil, man gab dem alten Manne recht; seine Worte schienen zu befriedigen, zu beruhigen. War das böser Wille, bewußte Heuchelei, oder war es nur Gedankenlosigkeit, die sich mit jeder Auslegung, auch der absurdesten, zufrieden giebt, wenn sie nur bequem ist — mundgerecht gemacht wird — und unangenehme Thatsachen verhüllt? —

Fröschel in Wahnsinn gestorben! Eine größere, plumpere Lüge war nie verbreitet worden. Gerland hatte der Atem gestockt, als er merkte, worauf der Superintendent mit all den phrasenreichen Vorbereitungen hinaus wollte. — Fröschel unzurechnungsfähig, in geistiger Umnachtung geendet! — Gerland hatte sich umgesehen; würde denn niemand dazwischen springen! — Aller Mienen blieben ruhig, alle hingen sie andächtig an den Lippen dieses Alten, der es verstand, in seinem salbungsvollen Redeflusse Logik, Wahrheit, Thatsächlichkeit zu ersäufen und in einer trüben Flut davonzuschwemmen.

Auf viele hatte er gewirkt. Waren denn diese Leute wirklich allesamt Heuchler; oder gehörten sie zu denen, die alles, was sie gern hören, imstande sind, in voller Aufrichtigkeit zu glauben, wenn es nur ihrer Sache, ihrer Anschauung, ihrem Vorteile angepaßt und förderlich ist? —

Die Träger schienen inzwischen mit ihrem Geschäfte fertig geworden zu sein. Unter den umherstehenden Amtsbrüdern gab's eine allgemeine Bewegung; nach einer entfernten Ecke des Friedhofes ging es — dort war das Grab ausgeworfen.

Ein sanfter Frühjahrsregen ging nieder, die Männer knöpften ihre Überzieher fester und wer einen Regenschirm mit sich führte, spannte ihn auf.

Am Grabe übernahm Polani, als Ortsgeistlicher, die Amtierung. Er sprach einen kurzen Segen und das Vaterunser. Weder Glockenläuten noch Gesang ertönten, während der Sarg hinabgelassen wurde. Auf das „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staube", wurde die übliche Hand voll Erde nachgeworfen.

Damit war die kurze Feier beendet. Die Trauergesellschaft lief schnell auseinander, denn jetzt fing der Regen an stärker niederzugehen.

Gerland hatte sich mit dem alten Pastor Valentin zusammengefunden, sie wollten den Regen abwarten und dann den Heimmarsch antreten — ein gutes Stück des Weges hatten sie ja gemeinsam.

Während sie den langen, cypressenbepflanzten Hauptweg des Kirchhofes hinabschritten, hörte Gerland seinen Namen hinter sich rufen. Sich umwendend, erkannte er Polani, der ihm nachgekommen war. „Auf ein paar Worte, lieber Gerland."

Gerland erklärte dem alten Valentin, wo sie sich treffen wollten, ehe er sich Polani zur Verfügung stellte. Des starken Regens wegen traten sie unter ein Vordach, das den Eingang der Kirche schützte.

„Wollen Sie nicht zu uns ins Pfarrhaus kommen, lieber Gerland? — Meine Frau würde sich sehr freuen; Sie sind ein seltner Gast geworden bei uns!"

Gerland lehnte die Einladung mit deutlicher Kühle ab. Er war nicht gewillt, die Entfremdung, welche nach den letzten Vorgängen zwischen ihm und Polani Platz gegriffen hatte, irgendwie abzuschwächen.

„Schade!" meinte Polani. „Sie würden den Superintendenten bei uns getroffen haben." —

Gerland zuckte die Achseln. Er habe genug von dem Superintendenten gesehen in der letzten Zeit und vor allem gehört, erklärte er bitter.

„Sie fürchten vielleicht, Gerland, der Superintendent könnte nochmals das Ansinnen an Sie stellen, die bewußten

Manuskripte herauszugeben. Seien Sie ohne Besorgnis, das hat er sich aus dem Kopfe geschlagen — die Schriften des armen Fröschel sind ja schließlich auch belanglos."

„Jawohl! Ihr habt es ja fertig gebracht, ihn auch ohne Einblick in seine Schriften für verrückt zu erklären!" rief Gerland, der die angestaute Entrüstung nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Polani lächelte. „Lieber Gerland, an dieser Auffassung des Superintendenten sind Sie selbst zum guten Teil schuld."

„Wieso — ich?"

„Wenn Sie ihm, wie er es wünschte, Einblick gewährt hätten in Fröschels schriftlichen Nachlaß, so möchte er sich vielleicht eine andere Ansicht über die geistige Verfassung des Toten gebildet haben."

„Das ist wirklich ein starkes Stück!" rief Gerland außer sich. Die Erregung stieg ihm zu Halse. „Einfach Verdrehung aller Thatsachen! Die Manuskripte durfte ich nicht ausliefern, das wissen Sie sehr gut, Polani, der Sie Fröschels letzte Worte an mich gelesen haben. Ich lege Protest ein dagegen — hören Sie, Polani — ausdrücklichen Protest! Die Leichenrede war eine Schamlosigkeit — ein Theatercoup! Und ich will Ihnen ganz offen meine Ansicht sagen, Polani, was hinter diesem Theatercoup steckt: Angst! Lächerliche, feige Angst — weiter nichts! Angst vor der vorgesetzten Behörde, Angst vor der öffentlichen Meinung. Die nackte Thatsache, daß ein Geistlicher der evangelischen Kirche am Glauben irre geworden und in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht hat, soll vertuscht werden. Und da ist man auf den wundervollen Aus-

weg verfallen, auszusprengen: er sei nicht zurechnungsfähig — er sei nicht bei klarem Verstande gewesen, als er die That vollführte. — Gut, sehr gut! Aber ich kann diese Behauptung widerlegen — ich kann beweisen, daß alles, was der Superintendent vorgebracht hat, leere Erfindung ist. Ein Mensch, der wenige Stunden vor seinem Tode einen solchen Brief zu schreiben vermochte, wie ich ihn von Fröschel in Händen halte, gegen dessen Geistesklarheit kann nur böser Wille, oder bewußte Heuchelei, Zweifel erheben. — Und Fröschels nachgelassene Schriften! — Kirchenfreundlich sind sie allerdings nicht — das ist richtig! — aber ich wünschte manchem von uns die Logik und die Konsequenz des Denkens, die dort aus jeder Zeile spricht. — Ich brauchte diese Manuskripte nur zu veröffentlichen, ich brauchte nur eins von ihnen drucken zu lassen, und der Superintendent steht da gebrandmarkt als lächerlicher Lügner." —

Polani hatte ein eigenartiges, überlegenes Lächeln. „Das können Sie ja nicht, lieber Gerland."

„Warum nicht! Wenn es gilt, Fröschels Andenken gegen Infamie zu schützen! Dafür würde ich schließlich auch riskieren, den Zorn des gesamten Kirchenregiments auf mich zu laden!"

„Und Sie können es doch nicht!" meinte Polani mildspöttisch. „Sie vergessen in Ihrem Eifer, aus welchem Grunde Sie selbst dem Superintendenten Einblick in Fröschels Nachlaß verweigert haben. Sie erklärten sich für gebunden durch den Wunsch des Toten. Ich meine, das Hindernis, welches Sie Ihrem Oberen gegenüber geltend machten, muß doch wohl auch dem Publikum gegenüber Geltung haben." —

Das Argument war unwiderleglich; Gerland sah das sofort ein. Er hatte sich verrannt in und in argen Widerspruch gebracht. Es war noch sehr gnädig von Polani, daß er ihn in äußerlich schonender Weise auf den Fehler aufmerksam machte.

Die Überlegenheit dieses aalglatten Gegners hätte einen zur Verzweiflung bringen mögen! Diese kühle, zielbewußte, temperamentlose Ruhe war empörender noch als der geschwätzige Eifer des senilen Superintendenten.

„Ich habe den jungen Menschen mit tiefem Interesse beobachtet vom ersten Tage an, wo er hierher kam," sagte jetzt Polani. „Er war mir — ich sage es offen heraus — ein Problem. Ich habe meine Augen nicht von ihm gelassen. Und sehr bald hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß dieses Gehirn anders organisiert sein müsse, als das anderer Menschen."

„Darüber haben Sie mir gegenüber nie ein Wort fallen lassen? Ich entsinne mich noch sehr genau der Worte, die Sie gebrauchten, als Sie mir zum ersten Male von Ihrem Diakonus sprachen." —

„Ich auch, Gerland! — Ich entsinne mich gerade dieser Worte sehr gut. Ein außergewöhnlicher, hochbegabter junger Mensch — so ähnlich beschrieb ich ihn wohl; dasselbe sage ich noch jetzt. Er war ein außergewöhnlich von Gott mit Gaben ausgestatteter Mensch — um so größer der Jammer um so viel vergeudete edle Kräfte. Aber sehen Sie, Gerland, das war es ja gerade — wie soll ich es ausdrücken — überbildet, überreizt — überspannt war dieser Geist. Es war eine Art Höhenwahn, der ihn beseelte. Das Einfache, das Rationelle, womit andere

Menschen auskommen, genügte ihm nicht — er war ein geistiger Nimmersatt — unzufrieden, skeptisch — ein unruhiger Kopf; — über die Linie, wo dem gesunden Denken Schranken gesetzt sind, wollte er hinaus — und so verflog er sich ins Leere, wo die Luft zu dünn wird für menschliche Lungen. Ich habe dem Vorgange mit geheimer Sorge zugesehen." —

„Und warum, wenn Sie darüber wirklich so klar sahen, sind Sie denn nicht eingesprungen — beizeiten?"

„Die Frage ist durchaus berechtigt, Gerland. Als erstem Geistlichen lag mir die Pflicht ob, den jungen Menschen zu überwachen und ihm mit brüderlicher Liebe bei Seite zu stehen. Ich war mir dieser Pflicht bewußt, und ich habe es auch versucht, ihr nachzukommen. Freilich, wenn man eine Hand anbietet, so gehört eben dazu, daß der andere einschlägt. — Fröschel war mißtrauisch von Natur; er hegte, ich weiß nicht welchen Argwohn gegen mich — den Verdacht wohl, ich könnte ihn geistig bevormunden und überwachen. Es war eine krankhafte Furcht vor Beeinflussung, eine Art Verfolgungswahn, wenn man will. Glauben Sie mir, Gerland, alle Funktionen seines Geistes waren übertrieben, überreizt. — Unnatürlich war auch sein Verhältnis zur Mutter. Er liebte sie — gewiß — aber selbst die Liebe zur Mutter wurde vergiftet durch die argwöhnische Furcht vor Beeinflussung. — Die Frau steht mir sehr nahe. — Ich habe oft und ernst mit ihr über den Sohn gesprochen, seine religiösen Zweifel waren ihr ja kein Geheimnis. Sie hoffte auf den Einfluß der Zeit. — Ich ließ sie bei ihrem Hoffen, aber teilen konnte ich es nicht. Mir ahnte Schlimmes für

diesen Geist. Und meine Befürchtungen haben sich ja bestätigt."

„Und teilt denn die Mutter Ihre Ansichten — zweifelt sie etwa auch an dem Verstande des Sohnes?"

„Das ist eine Frage, Gerland, auf die ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben muß. — Die Frau kannte ihren Sohn besser, als irgend jemand. Und ich weiß, daß ihr heißestes Gebet gewesen ist, der Herr möge den im Dunklen Irrenden zurückführen zum Lichte." —

Gerland war still geworden; des anderen Worte gaben ihm zu denken.

Polani entging es nicht, daß er Eindruck gemacht hatte. „Wir sprechen darüber noch ein andermal ausführlicher, lieber Gerland," sagte er. „Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie Vorwürfe gegen mich auf dem Herzen hatten, in den letzten Tagen — und das schmerzte mich aufrichtig. — Wie gesagt, wir sprechen noch hierüber; vielleicht wird das ein Anlaß für Sie, mich aufzusuchen. Das sollte mich von Herzen freuen. — Ich muß jetzt heim. Auf Wiedersehen!" —

VII.

Das erste, was Gerland that, als er am Abende dieses Tages vor seinem Schreibtische stand, war, die hinterlassenen Schriften seines toten Freundes hervorzuholen. Er wollte doch sehen, wer recht habe: die Behauptungen derer, die Fröschel zum Irren stempeln wollten, oder seine eigne innerste Überzeugung, wonach dieser Geist klar und gesund gewesen war und sein Denken folgerichtig bis zum letzten Augenblicke. —

Und so blätterte er denn in den Manuskripten. Als ihm diese kleine, steile, eigensinnige Handschrift vor die Augen kam, wurde ihm die ganze Eigenart des Toten wie mit einem Schlage lebendig. Er sah das runde, blasse Knabengesicht mit den matten, hinter den Brillengläsern versunkenen Augen — sah das spöttisch-melancholische Lächeln um die schmalen Lippen zucken — sah ihn die Fingerspitzen in nervöser Hast gegeneinander reiben.

„Krankhaft, anormal, überreizt, überspannt" — all die Worte, die der beredte Polani auf den Toten ange-

wandt hatte, schwirrten Gerland im Kopfe. Dazwischen ertönte das ölige Organ des Superintendenten: „Der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt; er mußte verwirrt sein!“ —

Und das Gesicht des Toten lächelte dazu, bitter ironisch, als wolle er sagen: Hatte ich sie nicht erkannt, die Welt, aus der ich ging? —

Gerland las noch einmal die Titel der einzelnen Aufsätze, sich ihren Inhalt vergegenwärtigend: „Göttliche Vorsehung und menschliche Freiheit.“ — „Der Mensch ein Geschöpf oder ein Schöpfer Gottes?“ — „Über den jüdischen Kern der christlichen Ethik.“ — „Warum wir einen sogenannten christlichen Staat haben.“ — „Vom Lachen der Auguren.“ —

Ein kleines Heftchen, nur wenige Seiten stark, fiel ihm in die Hand, das er bisher übersehen hatte; jede Überschrift fehlte.

Er las da folgendes:

„Neulich kam mir ein interessantes Dokument zur Hand: meine erste Predigt. — Ich hatte sie fein säuberlich ausgeschrieben; denn ich wollte sie bei mir tragen, im Falle ich stecken bleiben sollte. Ich nehme die Blätter vor und lese da unter anderem:

‚Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben.‘ —

„Wir nehmen Gottes Geist wahr an seinen Werken,

und diese Werke sind die Welt und die Menschheit. Damit ist nicht nur gemeint die äußere Erscheinung dieser Welt, sondern der Geist, der in ihr lebt und webt, die ewigen Gesetze, die sich uns in der Natur offenbaren — vor allem aber auch das ewige Gesetz, das wir in uns selbst tragen. Gott wird uns offenbar nicht nur im Ursprung der Welt, in ihrer Erhaltung und weisen Regierung, sondern auch in uns selbst, in unserer Vernunft, die nach einem ewigen Grunde alles Seins verlangt, in unserem Gewissen, dessen Mahnung auf ein überirdisches, diese Welt regierendes Gesetz hinweist, in unserem Heilsbedürfnis, das nach einer Erlösung verlangt, in unserem gesamten Geistes- und Seelenleben, das die Unsterblichkeit zur Bedingung hat." u. s. w. — Glaube ich das? — Nein! — Habe ich das damals geglaubt, als ich es niederschrieb, um es ein paar Tage darauf der Gemeinde zum besten zu geben? — Nein! Habe ich irgend einen dieser leichtfertig hingeworfenen Sätze bewiesen? — Nein! — Konnte ich sie überhaupt beweisen? Dreimal nein!

„Das führt mich mit einem Schritte auf den Grundirrtum, den wir alle begehen, Freunde wie Feinde des Christentums, daß wir die Berechtigung, oder Nichtberechtigung der Religion beweisen wollen. Als ob hier etwas zu beweisen möglich, oder auch nur notwendig wäre. Jeder Versuch einer Glaubensrettung oder einer Glaubensverneinung scheint mir ein Schlag in die Luft. Religion ist eine innere Thatsache des menschlichen Geistes, sie ist eine Eigenschaft, eine Fähigkeit; dadurch, daß sie in Wirksamkeit tritt, beweist sie sich selbst.

„Der Glaube ist etwas eminent Praktisches. Er ist

eine Thätigkeit und hat wie jede menschliche Thätigkeit, ihren Zweck.

„Die Entwickelung des Religionsbedürfnisses liegt in der prähistorischen Zeit. Wir sehen die Menschheit als eine religiös begabte Gruppe in die Geschichte eintreten. Der Fromme wird sich über das Woher des Religionsbedürfnisses nicht den Kopf zerbrechen; für ihn ist der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen und darum von Natur religiös. Der, welcher nicht an Wunder glaubt, muß hier seine Zuflucht zur Hypothese nehmen. Durch Analogie wird er darauf geführt, daß die Mutter der Religion die Not ist. Wann fühlen wir am stärksten das Bedürfnis, in die Spuren unserer Ahnen zurückzufallen — religiös zu werden? — In Zeiten der Not; und das trifft für den Einzelnen, wie für ganze Völker. Religion ist der Balken, nach dem der Arm sich suchend streckt, wenn die Wogen hochgehen. Oder anders ausgedrückt: der Glaube fängt da an, wo die Macht des Menschen aufhört. Glaube ist also ein Produkt menschlicher Schwäche.

„Vor allem will der Mensch Hilfe gegen das Leben selbst. Von dem Augenblicke an, wo er über sich und die Welt nachzudenken begann, scheint er das Leben als eine Bürde empfunden zu haben. Da nun aber neben diesem Lebensekel eine merkwürdige Lebenslust und ein eingefleischtes Glücksbedürfnis in der menschlichen Brust wohnen, so hat der anschlägige Kopf des Menschen mancherlei erfunden, um sich über die Lebensqual hinweg zu helfen. Die beliebteste Medizin aber bleibt immer die Betäubung durch Illusion.

„Das menschliche Hirn ist ungemein erfindungs- und

phantasiereich, besonders wo es gilt, sich selbst zu täuschen. Nirgends hat es sich anschlägiger erwiesen, als im Aufstellen religiöser Systeme.

Alle entspringen sie der einen Wurzel: Glücksbedürfnis des Menschen.

Neu, genial und epochemachend war die Art und Weise, wie der Nazarener das Erlösungsbedürfnis der Menschen befriedigen wollte. Gott, ein liebender Vater; die Menschen seine Kinder und unter sich Brüder. Dieses Leben unwert und nur eine Prüfung für ein besseres Jenseits. Das Reich Gottes schon auf dieser Welt: in der Gotteskindschaft, der Bruderliebe, in Herzensreinheit, Verachtung der Welt und ihrer Güter und im Streben nach Gottannäherung.

Diese Lehre übertraf alles bisher an religiösen Erfindungen Dagewesene in zwei Punkten, durch offenes Eingestehen ihres wahren Grundes: Lebensnot, Gefühl der Endlichkeit, Unzulässigkeit aller anderen Hilfsmittel, Furcht vor dem Nichtsein; zweitens durch Veredelung, Verfeinerung der in dieser Not angebotenen Hilfe. Die Hilfe war nicht mehr eine materielle, sondern eine geistige. Sie sollte nicht mehr in einem sinnenfälligen Eingreifen der Gottheit in das Einzelleben bestehen, sondern in gegenseitiger Liebe. — Hingabe von seiten des Menschen, Hinneigung von seiten Gottes. Der himmlische Vater bot seine Gnade an. Und nun kam der feinste Zug des Systems: dem Menschen war es überlassen, ob er die dargebotene Hand annehmen oder ausschlagen wolle. Die Freiheit des Individuums wurde gewahrt, freilich nicht ohne daß die Lehre sich dadurch in Widersprüche verwickelt hätte; die göttliche Vor-

sehung und Vorausbestimmung widerspricht der menschlichen Freiheit.

Die ideale Lehre Christi von der Gotteskindschaft aller Menschen wurde aber sehr bald vergröbert, verfinstert und verfälscht. Schon seine Jünger und seine Biographen begannen damit. Aus dem Menschensohne, dem Knechte Gottes, wurde eine Gottheit gemacht. Sein Reich der Brüderlichkeit ward eng eingegrenzt, und nur die, welche an Jehovah, den Vater, und ihn, den Sohn, glaubten, sollten darin Platz haben. Paulus trat auf mit seiner Theorie von der Sündhaftigkeit und der Sühne. Den Wundergarten Christi verwandelte der praktische, in jüdischer Gesetzesherrlichkeit aufgewachsene Römer in nützliches Ackerland. Und Johannes giebt dem ganzen, damals schon in seinen größten und freiesten Gedanken vergröberten Systeme einen besonderen, übersinnlich metaphysischen Anstrich durch die Idee vom fleischgewordenen Logos.

Taufe, Abendmahl und andere Symbole werden festgelegt; zu Gott dem Vater und Gott dem Sohne noch eine dritte göttliche Person hinzugedichtet — und die christliche Mythologie ist fertig. Der Gott, von dem Christus selbst gesagt: ‚Gott ist ein Geist; die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten', war unter ihren groben Händen zu einer anthropomorphen Figur geworden mit einem Metathronos, dem Sohne, und einem Diener, dem heiligen Geiste.

Und an dieser Trinitätslehre setzen jene widerlichsten, geistlosesten aller Religionsstreitigkeiten ein, welche die an Aberwitz so reiche Geschichte der Theologie aufzuweisen hat. Ob Apologeten, ob Monarchianer — ob ebjonitisch,

ob patripassianisch, ob modalistisch — ob Arianer, ob Athanasianer — den so einfachen Sinn der Gottessohnschaft Christi wollte und konnte keiner dieser eifernden Silbenstecher verstehen. Nur eins ist an der ödesten aller religiösen Zänkereien interessant: wie weltliche Macht, verquickt mit kirchlicher Hierarchie, auf Konzilen und Synoden die Frage, wieviel Götter, wie geartet und in welcher Rangordnung künftig existieren sollten, durch Mehrheitsbeschlüsse und Machtsprüche entschieden und damit die Grundlage des offiziellen Christenglaubens festgelegt hat.

Und der Rest ist nur noch Ausbauen, Verbauen, Abbrechen, Stützen, Wiederaufrichten, neues Einreißen und Restaurieren.

Das Christentum war unter theologischer Führung glücklich am entgegengesetzten Ende der Lehre seines Begründers angelangt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘ —

Gewiß muß die Auflehnung der Reformatoren gegen diese Veräußerlichung und Geistesknechtung eine Läuterung genannt werden; aber der Protestantismus war eine halbe Reform, er that das Reinigungswerk nicht gründlich. Nicht den einigen, von Christus gepredigten Gott stellte er her, vor der Trinitätslehre machte er schonend Halt; die Wunder, die Inspiration, die Symbole und andere Mythen, nahm er mit hinüber aus dem Pseudochristentum des Mittelalters. So blieb auch diese religiöse Revolution in den Kinderschuhen stecken, sie versandete und verflachte, und der Grundsatz: Rechtfertigung allein durch den Glauben, verknöcherte, da eben dieser Glaube von neuem an den Buchstaben gebunden wurde. Und nicht einmal das gelang den Reformatoren, die Religion auf eigne Füße zu stellen,

sie aus der verderblichen Verquickung mit anderen Mächten zu befreien. Sie bedurften des weltlichen Armes zum Schutze der Religion, und so verrieten sie unbewußt den Reformationsgedanken. In der widernatürlichen Umarmung von Kirche und Staat mußte der Geist erdrückt werden. Der Staat thut nichts umsonst; für den Schutz, den er gewährt, verlangt er eine Gegenleistung, und diese heißt: Stützen seiner Autorität. Und so entstand das widersinnige Gebilde der Landeskirche; die Religion erniedrigt zur Magd der Politik — benutzt als Damm gegen allerhand gesellschaftsfeindliche, staatsgefährliche Regungen — recht eigentlich eine Ausgeburt der Angst.

Nach wie vor wird eine rein geistige, innere, private Angelegenheit des Menschen, sein Glaube, zu einer offiziellen, der Einmischung weltlicher Mächte preisgegebenen Frage gemacht. Aller Kirchlichkeit, ob katholisch, ob lutherisch, ob reformiert, ist eines gemein: Bindung des Geistes an die Lehrautorität.

Wieder der große Grundirrtum: als ob sich der Glaube binden ließe — als ob man ihn einbläuen oder künstlich erzeugen könnte. Allerdings das Lippenbekenntnis — das Namenchristentum, die lassen sich wecken und durch künstliche Mittel am Leben erhalten.

Auf diesem faulen, lügnerischen Grunde ruht unsere jetzige Kirche. Darum glaube ich nicht an ihren Bestand. An dem Widerspruche gegen ihr eigenstes Wesen, an der Veräußerlichung und Verweltlichung, an der Lüge wird sie zu Grunde gehen. Die Füße derer, die sie begraben werden, sind vor der Thür." —

VIII.

Am nächsten Morgen erschien ein Mann im Pfarrhause, dessen Physiognomie Gerland nicht unbekannt war, doch wußte er nicht sofort, mit welchem seiner Parochianen er diese ausgemergelte Gestalt, das hohlwangige, bartlose Webergesicht identifizieren sollte. Der Mann mußte ihm erst seinen Namen nennen: Karl Heinze aus Eiba. — Richtig! der Sohn der alten Märzliebs-Hanne.

„Nun was bringen Sie mir, Heinze? — Vor allem, wie geht es Ihrer Mutter?"

„Ich wollt ack, Herr Paster — und de Mutter is och gastern gesturba." —

Die Nachricht kam niederschmetternd und, obgleich die Alte in der letzten Zeit sichtbar dem Ende entgegengegangen war, überraschend für Gerland.

„Warum haben Sie mich denn nicht rufen lassen?"

„Mer wullten — und mer hoan och nach Se geschickt, Herr Paster. De Mutter that gor su sihre batteln — nee, wenn 'ch ack und 'ch kinnt an Pfarrn nuch a engstes Mal

sahn, bevur 's alle werd. — Gih ak und ruf den Herrn Paster, sagte de Frue über mich. Und ich bin och und ha och. — Aber mir sagt's dar Küster schun uf'n halben Wage, Se wiern ne derhema, Se wiern salber uf ne Leicha — sagte der Küster. Nu do bin 'ch umgekahrt, uf heme zu." —

„Wann war denn das, Heinze?"

„Gastern ei dar Fruh, und uf'n Mittch is se gesturba." —

Gerland war es leid um die alte Frau; die Ereignisse der letzten Tage hatten es ihm unmöglich gemacht, sie aufzusuchen. Und nun war sie gestorben, ohne seinen Zuspruch, ohne daß er ihr die letzte schwere Stunde hätte erleichtern können. Nun war sie tot, seine alte Freundin, an deren Frömmigkeit und naiver Gottesfurcht er sich so oft erfreut und erbaut hatte. —

Er fragte den Sohn nach den näheren Umständen ihres Todes, aber aus dem schwachköpfigen Menschen war nicht viel herauszubekommen; er mochte auf dem Wege zum Pfarrhause bereits eingekehrt sein, wenigstens sprach verdächtiger Branntweingeruch, den er verbreitete, dafür. Es fiel dem Geistlichen schwer, mit ihm das zum Begräbnis Nötige zu verabreden. —

Gerland eilte schnurstracks nach Eiba hinauf.

Der äußeren Erscheinung des Hauses merkte man nicht an, daß hier das älteste und würdigste Familienmitglied am Tage zuvor verschieden war und noch unbeerdigt liege; alles ging seinen gewohnten Gang. Das älteste Mädchen hockte barfuß und in Hemdsärmeln hinter dem Webstuhle, wie gewöhnlich, wenn der Geistliche kam, sich mit halb ver-

legenem, halb dreistem Lächeln hinter der Lade verkriechend. Eines ihrer Kinder saß am Spulrad und spulte. Die Hausfrau bereitete das Essen zu. An sie wandte sich Gerland mit seinen Fragen.

Aus dem ungeschminkten Berichte dieser derben Frau erfuhr er ungefähr folgendes: Die Kranke war während der letzten Tage nicht mehr imstande gewesen, die dargereichte Nahrung bei sich zu behalten. Immer schwächer war sie infolgedessen geworden und hatte oft stundenlang bewußtlos gelegen. Einige Male schon hätten sie geglaubt, die Mutter sei tot, aber sie habe sich doch wieder „gerappelt". Die Tonchen sei dagewesen und habe ihr einen Thee gekocht, und als sie den auch nicht bei sich behalten, habe die Kräuterfrau erklärt, das sei ein sicheres Zeichen, daß es alle mit ihr werde. In der Nacht hätte die Mutter viel „Traume gesahn vun lieben Gutt und vun Herrn Christus, und dan Engeln" — auch mit der verstorbenen Enkelin schien sie wieder Verkehr gehabt zu haben — und mit dem Herrn Pastor hätte sie ebenfalls lebhafte Zwiesprache gehalten. Am Morgen sei sie dann zu sich gekommen und habe nach dem Geistlichen verlangt. Auch die Tonchen hätte geraten, nach dem Pfarrer zu schicken, denn den Abend würde sie nicht überleben. Um ihr noch eine Freude zu bereiten, habe man ihr ihre Lieblingsspeise „Wuchteln" zubereitet, aber sie habe das Essen zurückgewiesen und erklärt, daß sie nur noch den heiligen Leib ihres Erlösers genießen wolle. Daraufhin habe man nach dem Pfarrer geschickt; aber die Antwort war gekommen, der sei auswärts. Nachher habe es geschienen, als ob es der Mutter angst würde. Immer wieder hatte sie nach dem Verbleib

des Geistlichen geforscht und dann auf einmal gefragt, ob denn Gertrud Haußner noch nicht zurück sei und ob die nicht wenigstens zu ihr kommen wolle? Man hätte nach Eichwald geschickt, um der Mutter den Gefallen zu thun, und Gertrud sei auch gekommen. —

„Wie denn!" fragte Gerland, der seinen Ohren kaum traute, „Doktor Haußners Tochter?"

„Ju, ju! Haußners sein duch wieder zurücke, a Tage a zahne."

„Und Fräulein Haußner war hier?"

„Ju, ju! Glei is se gekumma, — de Gertrud — weil mer se rufa ließa."

Gerland war aufs äußerste überrascht. Doktor Haußner und Gertrud wieder in der Gegend! — Und das erfuhr er so gelegentlich.

„Se is ju immer su sihre gutt zu dar Mutter gewast, woas de Gertrud is," — hieß es.

Die letzten Stunden der alten Frau bekamen doppeltes Interesse für den Geistlichen, seit er wußte, daß Gertrud um sie gewesen war. Er suchte nun erst recht alles was auf ihr Abscheiden Bezug hatte in Erfahrung zu bringen.

Die Mutter hatte sich von Gertrud aus Bibel und Gesangbuch vorlesen lassen, wurde berichtet, manchen Vers habe sie anfangs mit klarer deutlicher Stimme nachgesprochen, dann seien die Worte immer undeutlicher geworden, bis sie ganz still gewesen. Sie hätten alle gedacht, sie schliefe nur. Gertrud habe es zuerst gemerkt, daß es der Tod sei. Sie hatten die Mutter angefühlt, und richtig, sie war kalt gewesen. —

Gerland verlangte die Leiche zu sehen. Sie lag nebenan

in der Kammer. Der Ausdruck der Züge war schmerzlos und zufrieden.

Das war die zweite Leiche, an die Gerland im Laufe weniger Tage gestellt wurde.

Aber welch ein Unterschied! Er drängte sich von selbst auf.

Im felsenfesten Vertrauen auf ihren Gott und Heiland und in seliger Hoffnung auf ein ewiges Leben war diese Alte sanft entschlafen. — Und da drüben, der arme Freund! — er, der höher begabt und höher begnadet, alles vernichtet hatte, was die alte Bettlerin gestärkt und getröstet.

Wer von den beiden hatte recht?

Hatte jene Alte das gefunden, was ihr brechendes Auge in Verzückung gesehen? — Schwebte sie jetzt, ein seliger Geist, in Verklärung, lächelnd im blauen Äther der Ewigkeit? — Oder war das Lichtlein ausgeblasen, bis auf den Stumpf niedergebrannt — dieser verbrauchte, verfallende Körper, das letzte elende Überbleibsel eines siebzigjährigen Daseins voll Not und Sorge?

War dieses Leben mit all seinem Hoffen, Beten und Ringen eine große Thorheit gewesen von Anfang bis zum Ende — betrogen die Hoffnung — umsonst das Beten — und jener hatte doch recht, da er einer solchen sinnlosen Farce mit rascher Hand ein Ende machte?

Wieder stand der junge Mann vor dem großen Rätsel, das ihn kalt und versteinend ansah, mit dem unheimlichen Blicke der Sphinx.

* * *

Die alte Märzliebs-Hanne wurde zu Grabe getragen. Die Beteiligung an dem Begräbnisse war stark. Die Anverwandten hatten bei dieser Gelegenheit ein übriges gethan; Chorgesang und Rede am Grabe war erbeten worden.

Prächtiges Frühlingswetter hatte seinen Einzug gehalten. Die alten Linden auf dem Friedhofe leuchteten im Schmucke ihres frühen Blätterkleides.

Der junge Geistliche stand im Ornate und wartete. Von dem oberen Teile des sanft lehnan gelegenen Friedhofes genoß man eine gute Aussicht über die ganze Thalmulde. Hinter Breitendorf in einer Wegkrümmung erblickte Gerland jetzt den Leichenzug — eine schwarze, sich windende Schlange, die von Eiba herab zu Thale vorrückte. Ein leichter Windzug trug ihm ein paar verlorene Klänge des Gesanges zu: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben!“ — Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken, trotz des hellen Sonnenscheines, der rings um die Gräber spielte. — „Dieses weiß ich, sollt ich nicht darum mich zufrieden geben? Was die bange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.“ — Er war voll Wehmut — voll melancholischen Mitleids mit der Welt und der eignen Person. Ein Zeichen sich vorbereitender Heilung; die Wunde wollte sich schließen.

Sein Auge ruhte auf Grabsteinen, Holzkreuzen, Glaskugeln und eingerahmten Sinnsprüchen. Da hing manch ein verwelkter Kranz um Gedenktafeln, manch kindlich thörichtes Wort war da niedergeschrieben — unter mannigfachen Zeichen echter Trauer und Liebe standen unnatürliche, geschmacklose Bildnisse. Denn das Landvolk, von

Natur derb und nüchtern, zeigt doch in allem, was es erheben und erschüttern soll, einen Zug zur Sentimentalität.

Ein paar Schritte noch stieg Gerland höher. Der Leichenzug war seinen Augen entschwunden. Der Blick des jungen Mannes schweifte hinaus nach den Höhen — klar umrissen lagen sie da. — Ringsum auf den Lehnen grünten die Saaten, die Obstbäume standen umhüllt vom duftigen Brautschleier ihrer jungen Blüte. — Der zweite Frühling war das nun, den er in diesem Thale heraufkommen sah. —

Der Leichenzug kam jetzt die Dorfstraße langsam herab, näher ertönte der Gesang der Schulkinder.

In Eile überlegte der Geistliche noch einmal die Worte, die er am Grabe seiner alten Freundin sprechen wollte. Seiner Rede hatte er den Text aus dem Hebräerbriefe unterlegt: Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; denn wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen. So lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe. —

Jetzt war der Zug nicht mehr fern; er sah die Spitze mit dem Kruzifix bereits um die Ecke am Schulhause biegen. Der Geistliche stieg herab, dem Zuge entgegenzugehen.

Das Grab war in einer der tiefergelegenen Reihen ausgeworfen. Dort sah er zu seinem Befremden ein paar weibliche Wesen stehen, städtisch gekleidet — Damen ihrer Erscheinung nach — die eine von ihnen hielt einen Kranz in der Hand.

„Sollte das etwa gar — —?“ Er musterte näher kommend in höchster Spannung die jüngere der beiden Frauen mit schärferem Blicke.

Ja, sie war es! — Er erkannte das weiße Gesicht und die guten Augen wieder, deren Anblick er so lange entbehrt. —

Sie hatten ihn auch bemerkt; er sah, wie Gertrud der anderen in Hast etwas zuflüsterte. Aber jetzt war keine Zeit, sie anzureden; er grüßte im Vorbeigehen zu den Damen hinüber und schritt der Leiche bis zum Eingange des Friedhofes entgegen.

Die Feier ging ihren gewohnten Gang. Der Geistliche brauchte keine besonderen Hebel anzusetzen, um sich in die dem Vorgange entsprechende Stimmung zu erheben. Was er sagte, kam ihm von Herzen. Eines der ältesten und würdigsten Gemeindeglieder wurde mit der alten Hanne in die Grube gesenkt, und er wußte gar wohl, was er an der Greisin verloren.

„Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." — Die Worte waren wie geschaffen für dieses Grab.

Viel Weinen und Schluchzen war zu vernehmen ringsum von Jung und Alt. In die menschlichen Klagelaute mischte sich wunderlich genug das muntere Gezwitscher übermütiger Vögel über ihnen, in den Baumkronen. —

Als alles vorüber war, trat Gerland zu den beiden Damen; die ältere war ihm unbekannt, er bat darum, vorgestellt zu werden. „O, das ist gar nicht von nöten!" rief ein zartes Stimmchen. „Ich kenne Sie sehr gut, Herr Pfarrer Gerland!" Der Geistliche blickte verwundert auf die kleine, ältliche Person mit dem spitzen Näschen nnd den dunklen, runden Äuglein. Diese Physiognomie war ihm seines Wissens doch noch nicht im Leben begegnet. „O ja, ich kenne Sie, Herr Pfarrer! Ich bin Martha Herberge."

Den Namen hatte Gerland allerdings schon gehört. Von dieser Jugendfreundin pflegte seine verstorbene Mutter oft zu sprechen.

„Ja, ja, ich habe Sie gesehen, Herr Pastor, als Sie nicht größer waren als so — bei Ihrer lieben, seligen Mutter. — Jawohl, nicht größer als so waren Sie, ein feines Knäbchen mit langem Lockenhaar." Die letzte Bemerkung war wohl für Gertrud berechnet, die zuhörend daneben stand.

Wie kam diese Martha Herberge mit Haußners zusammen? —

Gerland ließ die Frage einstweilen auf sich beruhen; ihm war es noch wichtiger, von Gertrud zu erfahren, wie sie den Winter verbracht.

Während er langsam mit den beiden Damen dem Ausgange des Kirchhofs zuschritt, brachte er es über sich, die Frage an das Mädchen selbst zu richten.

Wie Musik klang ihm die weiche Frauenstimme ins Ohr. Sie waren in Zürich gewesen, während des Winters, ihr Vater und sie, und hatten in den letzten Wochen noch einen Ausflug nach den norditalienischen Seen unternommen.

Er erkundigte sich, wie ihr die Reise gefallen, was für Wetter sie gehabt. Auf ihre Antworten achtete er kaum. — Von der Seite schielte er neugierig nach ihrer Erscheinung — sie hatte sich entwickelt, war nicht mehr der Backfisch vom vorigen Sommer. Wirklich, etwas erschreckend Damenhaftes hatte sie an sich in ihrem anliegenden Jackett und dem schwarzen Filzhute mit Schleier.

Sofort überfiel ihn eine Art von Neid — von Ärger — von eifersüchtigem Unbehagen — und er wußte nicht

einmal recht weshalb und gegen wen. Wie sie so von der Reise sprach, so selbständig, von so vielen Dingen, die er nicht gesehen. — Wer weiß, was sie erlebt hatte in der langen Zeit! —

Das ältere Mädchen trippelte munter neben den beiden jungen Leuten her; sie schien keine Freundin von langem Schweigen zu sein. Ziemlich unmotiviert mischte sie sich plötzlich in die Unterhaltung, erzählte über Gertruds Reise — von der sie eigentlich nichts wissen konnte — als sei sie selbst dabei gewesen; berichtete dann ungefragt, daß sie eine Cousine von Doktor Haußners verstorbener Frau sei. „Cousine — eigentlich noch mehr Freundin. Die Cousine war nur die Brücke zur Freundin." — Und nun war sie im Fahrwasser harmloser Geschwätzigkeit. Eigentlich lebte sie in Gnadenthal, im Schwesternhause, aber einmal hätte sie doch die Tochter ihrer lieben Bertha wiedersehen wollen. Und da habe es jetzt gerade gepaßt — und nun sei sie da — und nicht sagen könne sie, wie sie sich gefreut habe, daß der Sohn ihrer lieben Agnes hier Geistlicher sei, Willy Gerland, von dem sie soviel gehört — Und so ging es weiter. Ein Persönchen wie Quecksilber; das junge Mädchen erschien geradezu gesetzt neben der lebhaften, alten Jungfer.

„Das ist also die Kirche!" zwitscherte Martha Herberge. „Und das da wohl das Pfarrhaus? — Nein, die Schule — ach, dort ist das Pfarrhaus. Lieber Gott, wie reizend! Rosen zieht der Herr Pfarrer auch — ach richtig, das erzähltest du mir ja schon, Trudel! — Und die Kirche — kann man mal reingucken? Aber, wir müssen ja zurück; der Papa wird sonst böse. — Also bis zum Sonntage. Herrlich haben Sie gesprochen, Herr Pfarrer, vorhin am

Grabe — so trostreich und ergreifend. Sie predigen doch am Sonntag — nicht wahr? Was für eine dumme Frage. Nein, den Sohn meiner lieben Agnes so im Talar zu sehen. Es ist zu schön!"

Gerland bekam einen warmen Händedruck.

„Komm, Trudel! Adieu, Herr Pfarrer! Wir kommen am Sonntag in die Kirche!"—

Gerland ging dem Pfarrhause zu. Am Gartenthore stehen bleibend, blickte er noch einmal verstohlen nach den beiden Frauen aus. Eben sah er noch Gertruds schlanke Gestalt um die Ecke biegen.

Sie war zurück — Gertrud war zurück! — Nun schien ihm erst wahrhaftig das Frühjahr angebrochen. —

IX.

Zu Doktor Haußners Besitzung in Eichwald, auf der in früheren Zeiten Dominialrechte geruht hatten, gehörte auch eine Loge in der Breitendorfer Kirche.

Solange Pfarrer Gerland in Breitendorf amtierte, war diese Loge stets leer geblieben. Heute zum ersten Male, als er die Sakristei betrat, fielen ihm, gegen das lichte Fenster gegenüber zwei dunkle Silhouetten sofort ins Auge: Gertrud Haußner und das alte Fräulein von neulich.

Während der ganzen Predigt wurde der Geistliche das Bewußtsein nicht los, beobachtet zu sein. Der Schallverteilung wegen hatte er sich daran gewöhnt, nach jener Loge hin zu sprechen; heute vermied er das — richtete seine Worte nach der Orgel zu. Als er nach dem Amen doch nicht unterlassen konnte, einen Blick hinüber zu werfen, sah er, wie Martha Herberge das Taschentuch zu den Augen führte. —

Die Kirche verlassend, bemerkte er das alte Fräulein, abgesondert von der übrigen Gemeinde, neben dem Kies-

weg stehen, der nach dem Pfarrhause führte — offenbar wartete sie dort auf ihn.

Sowie sie Gerlands ansichtig wurde, kam sie auf ihn zu und hielt ihm beide Hände entgegen. „Wunderschön — wunder- wunderschön!"

Gerland hörte zerstreut lächelnd ihren enthusiastischen Reden zu; ihn beschäftigten ganz andere Gedanken. Wo war Gertrud? — Warum war sie nicht auch geblieben? — Unwillkürlich spähte er nach der Schar der Kirchgänger hinüber, ob er sie dort irgendwo erblicken möchte.

Das alte Fräulein schien seine Gedankengänge zu erraten. „Das liebe Kind ist nach Eichwald hinaufgegangen. Der Vater durfte sowieso nichts davon ahnen, daß sie in der Kirche war. Sie wissen ja, wie er nun einmal gesinnt ist. Ich bleibe noch zum zweiten Gottesdienst; es war zu schön — zu wunder- wunderschön! Wie herrlich, daß Gertrud das mit anhören konnte." —

Man schritt langsam dem Pfarrgarten zu. Die kleine Person, in ihrer fransenverzierten Atlasmantille, trippelte neben dem Geistlichen her. Als sie zur Gartenthür gekommen waren, forderte er sie auf, einzutreten und im Pfarrhause den zweiten Gottesdienst abzuwarten.

Voll Begeisterung nahm sie den Vorschlag an. „Daß ich das noch einmal erleben würde — den Sohn meiner lieben Agnes auf der Kanzel, als Diener am Worte —!" Wieder ein warmer Händedruck und ein inniger Blick.

Gerland führte sie die Treppe hinauf in sein Wohnzimmer. — Da er inzwischen Leute bemerkt hatte, die unten auf ihn warteten, drückte er dem alten Mädchen ein Buch in die Hand und begab sich hinunter ins Expeditions-

zimmer, um die mannigfachen, geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen, die sich Sonntags zwischen den Gottesdiensten wie gewöhnlich zusammendrängten. —

„Ich bin so glücklich, Herr Pfarrer, daß ich einmal unter vier Augen mit Ihnen sprechen kann," meinte Martha Herberge, als Gerland, endlich von Amtsgeschäften befreit, wieder vor sie trat. „Ich hätte so mancherlei auf dem Herzen."

Das zarte Stimmchen paßte zu ihrer Vogelerscheinung. Martha mochte in den Fünfzigen sein; doch machte sie durchaus nicht den Eindruck einer verblühten, alten Jungfer. Die kleine Figur erschien wohlproportioniert und zierlich, das feine Gesichtchen war noch immer recht niedlich.

Eine Stelle in der heutigen Predigt sei ihr unklar geblieben, behauptete sie; sie bat den Geistlichen um Aufschluß darüber. Sie sprach lebhaft und mit viel Zungenfertigkeit. Die Technik religiöser Gespräche war ihr durchaus geläufig.

Gerland fühlte sich unwillkürlich an jene Zeiten erinnert, wo er als junger Prediger in der Provinzialhauptstadt unter den älteren, heilsbedürftigen Mädchen mehr denn eine Seelenfreundin gehabt hatte. Er mußte lächeln; daß ihn das nun auch hier hinaus aufs Land verfolgte! —

Er wartete immer noch, daß Martha Herberge mit etwas Besonderem herausrücken werde. Er hatte sich nicht getäuscht; allmählich drängte die Unterhaltung nach einem bestimmten Punkte hin. Die Augen senkend, zupfte sie an den Fransen ihrer Mantille: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, Herr Pfarrer — aber, ich meine — wir verfolgen dasselbe Ziel." —

Gerland blickte sie befremdet an. „Wie meinen Sie? —“

Sie wurde verlegen. „Ich meinte natürlich nur — daß Sie — weil Sie doch im vorigen Jahre Doktor Haußner aufgesucht haben — und Gertrud hat mir ja auch von Ihnen erzählt. —“ Das alte Mädchen verhaspelte sich immer mehr. „Ich meine natürlich nur, daß Sie die beiden bekehren wollen, Herr Pfarrer.“

Eine kurze Pause entstand. Gerland antwortete nicht.

Errötend und mit gesenkten Blicken fuhr Martha fort: „Ich würde es gar nicht gewagt haben, Herr Pfarrer, das vor Ihnen zu erwähnen; aber — mir liegt das ja selbst so sehr am Herzen. Ich kann gar nicht sagen, wie bange mir ist um diese beiden Seelen — besonders um Gertrud. — Nicht getauft — denken Sie nur, nicht getauft! — Mit siebzehn Jahren noch nicht aufgenommen in den Bund der Christenheit. Sehen Sie, Herr Pfarrer, das jammert mich — das beängstigt mich so — ich kann des Nachts darüber oft nicht schlafen. Die beiden so in Sicherheit dahinleben zu sehen — es ist doch ein furchtbarer Gedanke!“

Jetzt war der Knoten gerissen; sie sprach frei von der Leber weg, und Gerland hatte die Empfindung, daß sie es ehrlich meine.

„Was kann denn das arme Kind für den Unglauben des Vaters!“ rief sie. „Wenn Bertha am Leben geblieben wäre, dann würde es freilich anders sein — sie war ein religiöser Charakter — dann wäre das Kind nicht ungetauft geblieben, das weiß ich! Ich kenne Haußner schon manches liebe Jahr; Sie werden sich vielleicht wundern über das, was ich jetzt sagen will — ich weiß eben nicht — aber ich halte Haußner nicht für schlecht — für unbedingt

schlecht kann ich ihn nicht halten — trotz seines Unglaubens."

Gerlands Lächeln verstärkte sich; er erklärte dem alten Mädchen, daß er Doktor Haußner nach allem, was er von ihm gesehen und gehört, sogar für einen guten Menschen halte.

„Das sagen Sie, Herr Pfarrer!" rief Martha und riß erstaunte Augen auf.

„Warum soll ich das nicht sagen?"

„Nun, ich dachte. — Ist Ihnen denn Haußners Geschichte nicht bekannt?"

„Genauer als Sie denken mögen."

„Wissen Sie auch die Sache mit dem Superintendenten Großer?" —

„Jawohl!"

„Und dann später mit Pastor Menke, Ihrem Amtsvorgänger?"

„Alles weiß ich — und trotzdem — ja vielleicht gerade deshalb, sage ich: Doktor Haußner ist ein tüchtiger, ehrlicher und im Grunde guter Mann."

„O, das beruhigt mich — das beruhigt mich unendlich! Sehen Sie, Herr Pfarrer, es wird mir vielfach verdacht, daß ich im Verkehr mit Haußner geblieben bin — nach all diesen Ereignissen. Ja, ich kann Ihnen versichern, mir sind die schwersten Vorwürfe daraus gemacht worden, gerade auch von geistlicher Seite. Aber sehen Sie, ich sage mir: man hat doch als Christ die Pflicht, sich um das Seelenheil solcher Verirrter zu kümmern. Und ich habe mich auch darin nicht irre machen lassen; selbst durch die Worte meines Beichtvaters nicht,

der mich ernstlich vor dem Verkehr mit den Abtrünnigen gewarnt hat, wegen der Seelengefahr. — Es ist mir eine große Beruhigung, Herr Pfarrer, daß auch Sie so denken. Sehen Sie, ich kann mir eben nicht helfen; ich fühle mich mitverantwortlich für dieses Kind. Sie werden ja wissen, unter welch traurigen Umständen die arme Bertha gestorben ist und nun will er die Tochter in seinem Unglauben aufziehen, er, der der Mutter das Herz gebrochen hat. Aber das läßt Gott der Herr gar nicht zu. — Haußners Pläne mit dem Kinde werden zu schanden werden — ich weiß es! Gott hat wunderbare Wege. Sehen Sie, er hat ihr ja allerhand freie Ideen beigebracht, schon in frühester Jugend — allerhand wissenschaftliche und gottlose Lehren. Ich bin selbst dabei gewesen und habe mit Grauen gehört, wie er dem Kinde die Entstehung der Welt erklärte, und daß alles auf natürliche Weise zugegangen sei. Unser Heiland soll ein Mensch gewesen sein. — Und aus der Naturwissenschaft erzählt er dem Kinde — über Pflanzen, Tiere und Steine — und wie der Mensch innerlich aussehe — alles das mußte das Mädchen erfahren; nur das eine, was not thut, davon hielt er sie geflissentlich fern. — Und was hat es ihm schließlich genützt? Er ist mit Gertrud ins Ausland gegangen, weil er nicht wollte, daß sie hier Religionsunterricht genießen solle; das Mädchen hat niemals wirkliche Unterweisung in den heiligen Dingen gehabt. Und sehen Sie, Herr Pfarrer, trotzdem ist sie ein gutes Kind geworden, und ich kann es nicht anders sagen, sie ist voll frommer Wißbegier. — Und dann ist sie ja auch Berthas Tochter. Ich denke immer, die Verstorbene hat dem Kinde ihre Frömmigkeit als köstliches Erbteil ver-

macht. Gewiß betet die Selige da oben für das Heil ihres Kindes. Und auch ich lasse es ja nicht am Gebete fehlen und thue, was an mir ist, um sie im geheimen vorzubereiten. Und es ruht ein sichtlicher Segen auf meiner Arbeit an dieser Seele. Nun werden Sie begreifen, Herr Pfarrer, wie überglücklich ich war, als ich wahrnahm, daß ich einen Bundesgenossen gewonnen hatte — daß Sie dasselbe anstreben, was ich seit Jahren betreibe — die Gewinnung dieser Seele für das Reich Gottes." —

„Erlauben Sie, Fräulein Herberge!" fiel hier Gerland ein. „Sie haben da doch zuviel gesehen. Selbst wenn ich gewollt hätte, was Sie mir unterschieben, ich würde gar keine Gelegenheit dazu gefunden haben. Aufdrängen will und darf man sich nicht. Mir ist es bisher versagt geblieben, irgend welchen Einfluß auf das junge Mädchen auszuüben."

Das alte Fräulein sah ihn auf diese Worte hin, den Kopf nach ihrer Vogelweise ein wenig zur Seite legend, mit unendlich schlauem Blick an.

„Wirklich, gar keinen Einfluß — Herr Pfarrer?" fragte sie.

„Nein! — Mir hat bisher alle Gelegenheit gefehlt."

„Und das Neue Testament von Ihrer seligen Mutter, das ich bei Gertrud gesehen habe?" — fragte Martha — Triumph malte sich in ihren Mienen.

Gerland errötete über und über. Vergessen hatte er jene regnerische Abendstunde nicht, in der er das junge Mädchen von der Bibelstunde nach Haus begleitet hatte. — Daß er das Buch in ihren Händen zurückgelassen, war ihm stets als eine der glücklichsten Eingebungen erschienen.

„Nun ja — allerdings —“ stotterte er, „ich gebe zu, das mag wie eine Art Beeinflussung — wie ein Annäherungsversuch von meiner Seite erscheinen — aber — erlauben Sie, daß ich Ihnen das erkläre, Fräulein Herberge!“ —

„Aber, ich bitte Sie, Herr Pfarrer!“ rief Martha, die in ihrer Erregung vom Sitze aufgesprungen war. „Ich sagte Ihnen doch schon, wie froh, wie innig beglückt ich bin, einen Bundesgenossen gefunden zu haben. Wir wollen ja nichts Böses — das Reich Gottes zu mehren, darin kann doch nie und nimmer ein Unrecht gefunden werden. Im Gegenteil! Wir wären strafwürdig, wir beide, wollten wir ruhig mit ansehen, wie dieses Kind ohne Gottes Wort aufwächst. Ein so liebes, gutes Geschöpf — so herzensgut — mein Trudel — und die sollte in der Nacht des Unglaubens verkommen! Wir werden dieses Kind der christlichen Gemeinschaft zuführen. Dazu sind Sie ganz der Mann, Herr Pfarrer; das habe ich neulich schon gemerkt und heute wieder. Gehüpft und gejauchzt hat mein Herz, und die Schauer des Göttlichen haben es erfaßt, bei Ihrer Predigt. Und auch bei Gertrud sind Ihre Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen — glauben Sie mir das! Sie hat mir schon von Ihnen erzählt; gleich wie ich diesmal nach Eichwald kam, begann sie von Ihnen, Herr Pfarrer — nun, ich will Sie nicht eingebildet machen. — Wahrhaftig, Gottes Segen liegt ersichtlich auf unserem Thun — das Herz des Kindes ist wohlvorbereitet für die Glaubenssaat.“ —

Sie hatte, vor ihm stehend, seine Rechte ergriffen, die sie mit ihrem kleinen Händchen festhielt, daß er das Blut in ihren Adern klopfen fühlte. — Was doch für eine

Leidenschaft in diesem Persönchen steckte! Martha sah ihm mit Blicken in die Augen, die ihn gewiß verwirrt haben würden, wäre sie um dreißig Jahre jünger gewesen.

„Um eins nur möchte ich Sie dringend gebeten haben, Herr Pfarrer — Vorsicht! — Haußner darf von unserem Plane keine Ahnung haben."

Sie sprach bereits von einem Plane; Gerland war völlig verdutzt.

„Jawohl, wir müssen die Sache ganz im geheimen betreiben; denken Sie doch nur, um was es sich handelt. Gertrud — mein liebes, süßes Trudelchen! O, ich kann Ihnen ja gar nicht sagen, lieber Herr Pfarrer, wie glücklich es mich macht, zu sehen, daß wir uns so ganz verstehen."

Und wieder drückte sie ihm stürmisch die Hände.

Gerland fühlte sich in einer sonderbaren Lage dieser kleinen, exaltierten Person gegenüber; sie hatte ihn eingenetzt, er wußte nicht wie. Er schwankte zwischen dem Gefühle des Unbehagens über die eigne Nachgiebigkeit und der Belustigung, welche ihr Wesen ihm unwillkürlich bereitete.

Um ihren Eifer, der gefährlich werden konnte, ein wenig abzudämpfen, erklärte er, daß hier noch mancherlei zu überlegen sei.

Sie wußte auch diese Antwort sofort zu ihrem Vorteil zu wenden: „Natürlich!" rief sie. „Sehr behutsam müssen wir sein! Wie steht denn in der Schrift: ‚Siehe, ich sende euch wie die Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.' — Also, nicht wahr, lieber Herr Pfarrer — wir sind Bundesgenossen?"

Gerland mußte sie jetzt bitten, mit ihm zur Kirche zu gehen, denn die Zeit zum zweiten Gottesdienste war herangekommen.

* * *

Inbrünstige Gebete schickte Martha zum Himmel empor, daß der liebe Gott doch den Arzt ja nicht merken lassen solle, was vorgehe. Vor Haußner hegte die alte Jungfer entsetzliche Angst. Sie hatte manches mit ihm erlebt, sie wußte, daß er von Natur zum Jähzorn geneigt war und nahm an, daß er nicht viel Federlesens machen würde, wenn er hinter ihre Absichten kommen sollte. — Sie wollte ihn vor eine fertige Thatsache stellen, an der er nichts mehr würde ändern können.

Gerlands glaubte sie sicher zu sein; ihren runden Vogeläugelchen, die sie so schamhaft zu senken verstand, war das Interesse des Geistlichen für die Nichte nicht entgangen. Aber sehr bald merkte sie auch, wie unerfahren, unbeholfen und schüchtern in solchen Dingen der junge Mann noch sei; man mußte ihm vorwärtshelfen, ihn unterstützen — vor allem ihm Gelegenheit schaffen.

„Ach, wie schön ist es doch jetzt abends auf dem Querwege über Eichwald!“ — ließ sie gelegentlich Gerland gegenüber fallen. „Bei Sonnenuntergang — der Blick auf Breitendorf hinab — entzückend! — Ich bin jeden Abend dort mit Gertrud.“ —

Bis jetzt hatte Gerland allen offenen und versteckten Versuchen der alten Jungfer, mit ihr und Gertrud einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen, widerstanden. Er wußte, wohinaus die Bemühungen Marthas wollten.

Im geheimen hatte auch er sich manch liebes Mal mit Gedanken an Gertrud beschäftigt — schon im vorigen Jahre. Das Mädchen hatte beim ersten Anblicke Eindruck auf ihn gemacht. Er ahnte allerhand süße Geheimnisse hinter ihrem kindlich unentwickelten Wesen. Kleine Züge, die er an ihr beobachtet — am Krankenlager — im Verhalten ihrem Vater gegenüber — in der Bibelstunde — hatte er zusammengetragen und sich ein liebliches Bild von ihr gemacht, das er wie ein besonderes Kabinettstück im Herzen trug, zu dem er gern sich flüchtete.

Er glaubte, dieses Mädchen, nach den wenigen Malen, wo er sie gesehen, durch und durch zu kennen; sie war gut, rein und keusch — darauf hätte er schwören mögen. Soweit hatte er sich ihre Erscheinung und ihren Charakter schon zurechtgestutzt, daß sie in allem seinen Wünschen entsprach. Sie war ein gesundes Geschöpf, frisch wie eine Feldblume, gut erzogen, gebildet, dabei einfach, selbständig und in häuslichen Dingen wohlbewandert.

War sie nicht wie geschaffen zur Lebensgefährtin eines Mannes? —

Konnte es denn wirklich ein Unrecht sein, auf ein solches Ziel hinzuarbeiten?

Der Plan, der dem Geistlichen anfangs unheimlich gewesen war, schmeichelte sich mit der Zeit mehr und mehr bei ihm ein. —

Und so fand er sich denn eines Spätnachmittages auf dem Wege nach jenem Platze, von wo aus man nach Marthas Aussage den Sonnenuntergang so schön sehen konnte. Er schritt auf Fußpfaden und Feldrainen quer

über Wiesen und an Feldstücken hin — weit und breit kannte er jetzt die Wege in der Umgegend.

Die Leute hielten in der Arbeit inne, wenn der Geistliche an ihnen vorüberkam, sie grüßten und machten ihre Bemerkungen über Wetter und Stand der Feldfrüchte. „Guntagoh" und „Gunabendoh, Herr Paster!" klang's von allen Seiten. Gerland war ein populärer Mann geworden im Breitendorfer Thale. —

„Ich will nicht von hier fort," sagte der junge Geistliche zu sich, im Anblicke dieses redlichen, ihm wohlgesinnten Völkchens. Hier hatte er Liebe gefunden, hier hatte er Grund gefaßt, und immer weiter und tiefer wollte er seine Wurzeln treiben in diesen Boden.

Oben am Rande des Holzes machte er Halt. Hier führte der Querweg, von dem Martha gesprochen, auf dem Kamme hin, durch den gräflichen Forst.

Die Sonne stand noch hoch ; er war zu zeitig eingetroffen. Langsam schritt er auf dem Wege hin, nach einigen tausend Schritten umkehrend. Keine Menschenseele zeigte sich um diese Tageszeit hier. Nachdem er dieselbe Strecke noch einigemale hin und zurückgeschritten war, änderte er seinen Plan. In der Nähe war eine Lichtung am Berghange, von dort aus mußte man einen Ausblick auf das Grundstück des Arztes haben.

Richtig, dort unten lag das Haus; er meinte es greifen zu können. Das große Gebäude erschien, von hier gesehen, wie ein Spielzeug. Aus einer der beiden Essen stieg langsam weißlicher Rauch empor. Die hintere Hausthür stand offen; der Fußpfad, welcher sich durch die Gartenanlagen zur Höhe schlängelte, war gut zu über-

sehen, auch ein Stück der Landstraße vor Doktor Haußners Besitzung.

Er setzte sich auf einen vom Sonnenscheine geheizten Granitblock. Vor ihm dehnte sich die Kultur aus; zwischen den Pflänzchen wuchs Gras und mannigfaches Unkraut, die kleinen Bäume häufig vollkommen überwuchernd.

Gerlands botanisches Interesse wurde wach. Aus Erfahrung wußte er, daß auf solchen Standorten die seltensten und üppigsten Exemplare gediehen.

Wenn der hundertjährige Forst dahingesunken ist vor der Axt des Holzfällers, dann tritt mit einem Male ein völliger Wechsel ein; der Waldboden lernt den Himmel aus eigner Anschauung kennen. Keime, die nur darauf gewartet, daß die Riesen fallen sollten, werden munter, und schießen in Übermut empor. Die Zwergexistenzen sind jetzt Herren des Platzes und blähen sich in frecher, koketter Pracht, bis ihre Zeit kommt und sie verdrängt werden von einem langsam wachsenden Geschlecht, das zielbewußt und ernst dem Himmel zustrebt, schlicht, in einfachem Kleide, ohne seine Kraft in farbenprächtigem Blütenschmucke zu vergeuden. —

Gerland pflückte ein paar Blumen, beinahe unabsichtlich wand er sie zusammen.

Darüber hatte er gänzlich versäumt, das Haus da unten weiter im Auge zu behalten. Erst die purpurne Glut des Sonnenunterganges erinnerte ihn daran, weshalb er eigentlich hier sei. Er verließ die Lichtung. Im hohen Holze herrschte schon gedämpftes Zwielicht. Von Breitendorf herauf hörte er in langgezogenen Schlägen das Abendläuten.

Mißmutig schritt er noch einmal den Querweg hinab. Sein Gang war umsonst gewesen. Marthas Bemerkung konnte ja auch ganz absichtslos gefallen sein, und er hatte ihr nur einen besonderen Sinn untergelegt.

Plötzlich hörte er Stimmen tiefer unten im Walde; er lauschte klopfenden Herzens. Lange, ehe er sie sah, konnte er die beiden Frauen sprechen hören. Langsam schienen sie den Berg herauf zu kommen, seinem Auge versteckt durch einen dichten Fichtenbestand. Ein Mädchenlachen hüpfte ausgelassen zu ihm empor — heiße und kalte Ströme jagten ihm vom Herzen zum Kopfe.

Fünfzig Schritt vor ihm in der Wegebiegung tauchten jetzt die Silhouetten der beiden Frauen auf. Gertrud in hellem Sommerkleide und breitkrämpigem Strohhut; daneben huschte Martha in grauer Gewandung — wie ein Fledermäuschen der Dämmerstunde.

Langsam ging er zurück und ließ sich absichtlich einholen.

„Herr Pfarrer!“ rief Martha hinter ihm.

Gerland wandte sich.

„Nein, welch reizende Überraschung! — Trudel — der Herr Pfarrer!“

Es war gut für Gerland, daß schon Dämmerlicht herrschte. Er errötete, als er den beiden gegenüber trat. Ihm war unheimlich zu Mute bei der Komödie. Martha blinzelte ihn mit listigen Äuglein an; Gertrud allein war unbefangen.

Er bot dem Mädchen mit linkischer Verbeugung seinen Strauß an. Gertrud dankte und meinte, sie würde die Blumen zu Haus in Wasser stellen, damit sie die Köpfe wieder aufrichten sollten.

Es stellte sich heraus, daß sie die Namen all der Blumen wußte, und daß auch sie daheim ein kleines Herbarium besitze.

„Das mußt du dem Herrn Pfarrer einmal zeigen, Trudel!“ rief die alte Jungfer.

Die Unterhaltung ging mit Marthas Hilfe, die, sobald eine Stockung drohte, mit Fragen rechtzeitig zur Hand war, leidlich flott.

Plötzlich blieb sie stehen. „Ach du lieber Gott!“

„Was ist denn, Tante?“

„Ich habe mein Taschentuch verloren!“

Gerland bot sich an, es zu suchen.

„Nein, nein! — Bleiben Sie nur! Ich kann mir schon denken, wo es liegt! — Bleiben Sie nur bei Gertrud, Herr Pfarrer!“

„Wir helfen dir suchen, Tante!“

„Nein, nein! Ich gehe selbst — mir ist das lieber. Geht nur inzwischen weiter; ich komme euch nach.“

Damit war sie auch schon im abendlichen Dunkel verschwunden.

Dem Geistlichen war nicht recht geheuer zu Mute. Verstohlen blickte er Gertrud von der Seite an; sie wenigstens schien vollkommen arglos. „Wir wollen langsam gehen,“ sagte sie, „damit uns die Tante einholen kann.“

Und so schritten sie weiter, zwischen den dichten Mauern eines zwanzigjährigen Fichtenbestandes hin. Nur ein schmaler Streifen des Abendhimmels blickte von oben hinein. Die Welt schien weitab zu liegen. —

Wie oft in den letzten Tagen hatte Gerland eine

Gelegenheit herbeigesehnt, mit dem Mädchen allein zu sein. — In Gedanken war es so einfach gewesen. Und jetzt schien alles so ganz anders, als er sich's gedacht.

Als er in ihr liebliches Gesicht blickte, das unbefangen lächelte, da ihre Augen einander begegneten, fühlte er sich vollständig unfähig zu irgend welchen Phrasen.

An so viel Naivetät scheiterte jede unlautere Absicht. Er kam sich wie ein Dieb vor. Beschämung war es, die ihn plötzlich von jedem weiteren Versuche, die Gelegenheit auszunutzen, abstehen ließ. Er blieb stehen und schlug dem Mädchen vor, umzukehren und die Tante aufzusuchen.

Sie gingen bis an die Stelle zurück, wo man sich getrennt hatte. Keine Spur von Martha.

Gertrud lief voraus und rief mit heller Stimme den Namen der Tante in den Wald hinein. Von einer fernen Baumwand kam es zurück: „Martha — Tante Martha!" — Sie hatte ein kindliches Vergnügen an dem Echo und wiederholte den Ruf immer und immer wieder. Gerland sagte kein Wort.

„Wo kann die Tante nur hin sein?" Von neuem eilte sie vorwärts, Gerland folgte, die elastischen Bewegungen der schmiegsamen Mädchengestalt — wie sie vor ihm her durch die Halbdämmerung huschte — mit Wonne in sich aufnehmend.

Endlich erblickte man Martha. Sie habe ihr Taschentuch wiedergefunden, berichtete sie, und zeigte es vor, zum Beweise.

In dem Blicke, mit dem die alte Jungfer die beiden musterte, lag eine neugierige Frage. Ein Zug von Enttäuschung malte sich in ihrer Miene, als sie weder an

dem Geistlichen, noch an ihrer Nichte etwas Außergewöhnliches entdecken konnte.

Und nun mußte Gertrud in ihrer Harmlosigkeit auch noch fragen: „Warum bist du uns denn nicht nachgekommen, Tante?“ Martha entschuldigte sich damit, daß sie müde geworden sei. „Und darüber haben wir den Sonnenuntergang ganz verpaßt,“ meinte Gertrud in bedauerndem Tone.

„Nun, die Sonne geht jeden Abend unter, Trudel; das können wir noch oft haben. Ach, und jetzt ist auch immer solch schöner Mondschein, nach neun Uhr, da sitzen wir oben am Kuhsteine — nicht wahr, Trudel? — Sind Sie dort schon mal bei Mondschein gewesen, Herr Pfarrer? — Sie kennen doch die Bank am Kuhsteine? Der Blick hinunter aufs Thal — die Beleuchtung — wenn der Mond so herüberkommt über die Berge. — Ach, da wird einem immer so schwärmerisch zu Mute — so — ich weiß nicht wie! — Da schwärmen wir — was Trudel, mein Herzchen? — Sie sind gewiß auch schwärmerisch — ein ganz klein bißchen schwärmerisch — nicht wahr, Herr Pfarrer?“ —

* * *

Ein paar Tage schwankte er; dann eines Abends, als die Dämmerung hereinbrach und es ihm gar zu einsam wurde in den vier Pfählen seines öden Junggesellenheims, lief er hinaus, durch das abendliche Dorf, dem Walde zu.

Als er durch den Tannenforst schritt, oberhalb Eichwalds, fielen verräterische Lichtstreife über seinen Weg. —

So war er also schon aufgegangen, der freundliche Mond! — Um so mehr beeilte sich Gerland.

Als er dem Gipfel der Anhöhe näher kam, zügelte er seine Hast, vorsichtig auftretend gleich einem, der auf unerlaubten Wegen geht. — Das Herz klopfte ihm wie einem Schulknaben bei verbotenen Streichen. Durch die letzten Bäume schimmerte schon der graue Felsblock; von der Kuhgestalt hatte diese weit und breit bekannte Landmark den Namen bekommen.

Keine Täuschung! Martha und Gertrud waren zur Stelle; dort saßen sie auf der Holzbank.

Noch einen Augenblick zauderte Gerland; dann faßte er sich ein Herz, trat vor auf den mondbeschienenen Platz.

Martha sprang wie elektrisiert auf. „Da ist der Herr Pfarrer! — Siehst du, Trudel, ich wußte 's doch, daß er kommen würde." — Sie preßte Gerlands Hand mit einem starken Drucke. —

Der Geistliche setzte sich zu den beiden.

Es war eine wunderbar klare Mondnacht. Das gemütlich schelmische Vollgesicht stand erst wenige Spannen über der gegenüberliegenden Bergkette. Als ginge Wärme von diesem milden Gestirne aus, so weich und lau strömte die Nachtluft. Kein Wölkchen am Himmel, hin und wieder ein Geflüster in den schlafenden Kronen des nahen Forstes — gleich Traumreden. Massig lag der Fels da, wie ein Haus, breiten Schatten hinauswerfend. In weißem Dunst versteckte sich das Thal. Selbst die silbereingefaßten Berge schienen sich auflösen zu wollen in Duft.

Wie ein Heimchenpaar saßen die beiden Mädchen dicht aneinandergedrückt. — Der Schatten des Felsens lag

über den dreien. Gerland sah ihre Gesichter nicht; aber er fühlte die weibliche Nähe, in beseligter Erregung.

„Denken Sie nur, Herr Pfarrer!“ rief das ältere Mädchen, „wir sprachen eben von Ihnen; ich erzählte Gertrud von Ihrem Elternhause, wo ich so manche schöne Stunde zugebracht vor Jahren. — Von Ihrer seligen Mutter — und von Ihrer guten Tante Ulrike. — Können Sie sich noch auf Tante Ulrike besinnen?“ —

Ob er sich noch auf Tante Ulrike besann! Ihr altes, rötlich, faltiges Gesicht in der Herrnhuter Haube, das den Knaben stets an gebratene Äpfel denken machte, war eine seiner ersten Kindererinnerungen. Unzertrennlich war die Tante mit gnadenthaler Schmätzchen und Brüderherzen verbunden. Tante Ulrike führte diese Süßigkeiten im Strickbeutel mit sich. Die backen die lieben Englein im Himmel für artige Kinder, pflegte sie zu sagen.

„Wir saßen in der Kirche nebeneinander,“ berichtete Martha weiter, „Ihre gute Tante und ich. Durch Ulrike habe ich auch Ihre selige Mutter kennen gelernt und dadurch ja auch gewissermaßen Sie, Herr Pfarrer. — Was wußte Ihre selige Tante nicht für allerliebste Geschichten von Ihnen zu erzählen. Was für ein frommes, sinniges Kind Willy sei. Sie hatte eine Photographie von Ihnen — ich besinne mich noch ganz genau auf die bloßen Ärmchen und die kurzen Höschen.“ —

Hier unterbrach sie ein Kichern der Nichte.

„Sehen Sie bloß! Das Mädchen findet das lächerlich. So oft ich davon erzähle, will sie sich ausschütten vor Lachen. — Trudel, der Herr Pfarrer war doch auch einmal ein kleiner Junge! — Natürlich, wenn man ihn

jetzt so vor sich sieht — so groß — und würdig — kann man sich das schwer vorstellen. — Wer hätte damals ahnen können, als mir die gute Ulrike von ihrem kleinen Neffen Willy vorschwärmte, daß ich dem Knaben noch einmal als geistlichem Herrn begegnen würde — und — unter welchen Umständen — unter welchen ganz besonderen Umständen! — Meinen Sie nicht auch, daß das höhere Fügung ist? — Ich wenigstens erkenne darin den Finger Gottes, ganz deutlich." —

Sie bat den Geistlichen, er möge ihnen doch selbst etwas aus seiner Jugend erzählen.

Gerland begann mit einer Beschreibung des väterlichen Hauses, der Eltern, des Kreises von Menschen, der ihn während der ersten Jahre umgeben. Allmählich erwärmte er sich über dem Erzählen. Von allen Seiten schossen ihm Erinnerungen zu; Dinge, Menschen, Ereignisse, an die er jahrelang mit Bewußtsein nicht mehr gedacht, standen plötzlich in Lebendigkeit vor seiner Seele.

Die Spiele der Kinderzeit wurden beschrieben — die ersten Freundschaften — der Tod eines Schwesterchens, das an den Zahnkrämpfen starb — der tiefe Eindruck, den dieses Ereignis auf das kindliche Gemüt hervorgebracht — dann die auf sehr realer Basis gegründete Freundschaft mit dem Zuckerbäckerslehrling von der Ecke — der Kanarienvogel — Emmy, das Stubenmädchen, die er heiraten wollte; deren Weggang, als sie Knall und Fall wegen Diebstahls entlassen wurde, den Knaben zum ersten Male die Tragik des Lebens ahnen ließ. — Dann die Kinder des Oberkirchenrats. Dieser Hermann, den er im Grunde nicht ausstehen konnte, weil er ihm stets als Beispiel von Folgsamkeit und

Fleiß vorgehalten wurde. — Wo war der Musterknabe wohl jetzt? Längst verschollen! — Und Änncheu, in die er verliebt war? Seit Jahren verheiratet, Mutter vieler Kinder.

Und nun die Schulzeit, die Prügeleien, die Ränke, die Streiche. Der Kampf um die Censuren, das Rennen um den ersten Platz in der Klasse — eine Vorschule für die Rücksichtslosigkeit des Lebens. — Lehrerphysiognomieen. — Die großen und kleinen Sünden, die man täglich begangen, aus Dummheit, aus Schwachheit — weil man's nicht besser wußte. Wie anders stellte sich das dem rückschauenden Blicke dar. Welch ein superkluger, frühreifer, kleiner Gernegroß war man gewesen! — Wie hatte man sich die Jugendzeit selbst verdorben und verderben lassen, durch Neid, Liebloſigkeit — Egoismus in jeder Form. —

Gerland näherte sich in dem Berichte einem Abschnitte seines Lebens, über den offen zu sprechen, er sich gescheut haben würde, selbst wenn er andere Zuhörer als die beiden Mädchen vor sich gehabt hätte. Das ahnungsvolle Aufkeimen der Männlichkeit, die qualvollen Stimmungen — Kämpfe mit der erwachenden Sinnlichkeit — schwüle Ahnungen — erhitzte Phantasieen — asketische Anwandlungen — Verzweiflung über die Schwachheit des Fleisches — ein immerwährendes Auf und Ab von heroischen Entschlüssen und jämmerlichen Rückfällen. —

Und mitten in diesem Chaos als wichtigstes Erlebnis, die Liebe zur Cousine. Die mystische Richtung, in die das Verhältnis zu dem Mädchen ihn geführt. Das Ideal, auf das sie ihn gewiesen — Das Christentum, welches als asketischer Zuchtmeister während der nächsten Jahre seine Geißel über dem Jünglinge schwang.

Von alledem konnte und wollte Gerland den beiden Frauen nichts verraten. Er überging die Kämpfe dieser Zeit, gab nur einen Bericht von den äußeren Ereignissen.

Vor allem ließ er es sich angelegen sein, ein Bild von dem elterlichen Hause zu entwerfen.

Dem Vater, mit dem er eigentlich nie besonders gestanden, versuchte er Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er rühmte die Festigkeit seines Charakters, die er oftmals als Härte und Schroffheit empfunden hatte.

Das Verhältnis zwischen Vater und Mutter war ihm immer interessant gewesen; schon als Knabe hatte er Betrachtungen darüber angestellt. Mit dem scharfen Blicke des heranwachsenden Kindes hatte er frühzeitig bemerkt, daß die Eltern nicht in allem einig waren. Der Vater hatte durch tyrannische Pedanterie seine Frau häufig gequält — sie recht eigentlich daran gehindert, ihr sonniges Naturell in ganzer Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Der Knabe stand in seinem Herzen immer auf Seiten der Mutter. Sie liebte er mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ein erwachendes Jünglingsgemüt fähig ist.

Gerland verwandte alle Strahlen von Schönheit, deren er habhaft werden konnte, die Gestalt der Mutter damit zu umgeben — das verblichene Haupt der innig Verehrten zu schmücken.

Martha weinte.

Ihm war mehr daran gelegen, zu erkennen, welchen Eindruck seine Worte auf Gertrud hervorbrächten. Das Mädchen saß auf der äußersten Kante der Bank, ihm zugewandt, mit geöffneten Lippen lauschend. Ihr offenbares Interesse spornte ihn an. Unbewußt wurde er zum Dichter.

Der Mond, der jetzt hoch über ihnen schwamm, war ihm ein stummer Helfer. Seine mildträumerische Gegenwart löste die Seele; der Erzähler ging aus sich heraus, wie er's im nüchternen Tageslichte nimmermehr vermocht hätte. —

Gerland war eben dabei, auseinanderzusetzen, wie er unter dem Mißverhältnisse der elterlichen Charaktere schon als Kind halb bewußt gelitten habe, als Martha plötzlich, mit einem Ausrufe des Erschreckens, seinen Arm gewaltsam drückte.

Was gab es!

Schritte nahten. „Das ist er!" sagte Martha mit bebender Stimme.

Eine massive Gestalt tauchte vor ihnen auf. Im vollen Mondlicht stand Doktor Haußner da. Beide Teile starrten einander für Sekunden sprachlos an.

„Dachte mir's doch!" vernahm er die tiefe Stimme des Arztes, der mit langsamen Schritten näher kam.

Martha hielt in wahnsinniger Angst Gerlands Arm mit beiden Händen umklammert. „Da ist ja Papa!" sagte Gertrud gänzlich arglos.

Der Geistliche machte seinen Arm frei, schritt dem Manne entgegen. — Eine hastig gestotterte Entschuldigung sollte die Zweideutigkeit der Situation abschwächen.

Haußner antwortete ihm nicht. — „Kommt nach Haus, ihr beiden!"

„Aber, Papachen, es ist doch so schön hier! — Setz dich doch zu uns. Wir sind alle Abende hier."

„Heute zum letzten Male. — Kommt, ihr beiden — aber sofort!" Die Stimme des Mannes schwoll zu einem Grollen an, das jeden Widerspruch abschnitt.

Gerland wußte nichts Besseres in seiner Verwirrung, als „gute Nacht" zu wünschen. Martha, am ganzen Leibe zitternd, reichte ihm doch noch die Hand. Gertrud wollte ein gleiches thun.

Ein drohender Ruf des Vaters hielt das Mädchen zurück. —

Die drei verschwanden.

Wie betäubt blieb der Zurückgelassene auf dem mondbeschienenen Platze stehen.

X.

Pfarrer Gerland hatte seinen Plan, für Breitendorf eine Gemeindeschwester zu gewinnen, keineswegs aufgegeben. Immer wieder nahm er den Gedanken vor und liebäugelte mit seiner Ausführung. Die Summe, welche er seinerzeit von einigen städtischen Damen erhalten, war zu gering zur Erreichung des Zweckes. So kam er auf den Gedanken, eine Sammlung durch die Blätter zu veranstalten.

Es gelang ihm, den Gemeindekirchenrat wenigstens dazu zu überreden, daß ein Aufruf aufgesetzt und erlassen werden durfte.

Trotz des warmen Appells an das öffentliche Mitleid, ging so gut wie nichts ein. Da inzwischen auch eine abschlägige Antwort von seiten des Kreises eingelaufen war — an den sich der Geistliche um Unterstützung gewandt hatte — beschloß er, mit dem wenigen, was da war, auf gut Glück einen Anfang zu machen. Irgend ein Zufall, ein außergewöhnlicher Glücksumstand, konnte ja eintreten. — Vielleicht gewann er in der Lotterie, oder das Herz

eines Reichen wurde auf rätselhafte Weise gerührt. — Im Notfalle mußte er selbst eben mit seinem kleinen Vermögen für den Riß stehen.

Er schrieb an die Oberin eines Diakonissenhauses, die ihm von seiner früheren Amtsthätigkeit her bekannt war. —

Es entspann sich ein längerer Briefwechsel; er hatte die Verhältnisse in der Parochie darzulegen — die Oberin hegte Bedenken, welche beseitigt werden mußten — die Bedingungen wollten festgestellt und Garantieen geleistet sein.

Endlich war es soweit; eine Schwester sollte nach Breitendorf kommen, vorläufig nur probeweise, auf ein halbes Jahr. —

Gerland holte die Diakonissin selbst von der Bahn ab.

Auf den ersten Blick war er ein wenig enttäuscht. Ein kleines, junges Ding entstieg dem Coupé dritter Klasse, mit rundem, unbedeutendem Gesichtchen — Farben wie Milch und Blut. — Mit verschämtem Augenniederschlag begrüßte sie ihn.

Die sah nicht aus, als ob sie nach Breitendorf passen werde. Und dabei hatte Gerland der Vorsteherin des Diakonissenhauses doch geschrieben, daß hier ein Augiasstall zu reinigen sei. —

Die Schwester überreichte dem Geistlichen einen Brief von der Oberin. Noch einmal wurde ihm darin das Mädchen besonders ans Herz gelegt, Schwester Elisabeth sei geeignet wie keine andere für eine schwierige Stelle, durch ihre Charakterfestigkeit und ihren Eifer für den Beruf. —

Gerland hatte beim Küster, in einer freien Kammer

für die Schwester Quartier gemacht. Er führte sie selbst in die Wohnung ein. Im stillen bangte er, daß sie an der Dürftigkeit des Raumes Anstoß nehmen möchte; aber das zufriedene Lächeln, mit dem sie die enge Kammer betrachtete, befreite den Geistlichen von dieser Sorge.

Gegen Mittag war Schwester Elisabeth eingetroffen. Da sie eine längere Eisenbahnfahrt hinter sich hatte, riet ihr der Geistliche, sich auszuruhen. Aber schon am Nachmittage begegnete er ihr im Dorfe, wie sie im schwarz und weißen Berufskleide, die Röcke wegen des Schmutzes hochgerafft, mit starken Lederschuhen, die Straße hinabschritt, als neue Erscheinung von den Dorfleuten natürlich neugierig angegafft: „Saht ack — nee, saht ack — dan Pfarrn sene Diakunisse!“ —

Gerland schloß sich ihr an und nahm die Gelegenheit wahr, sie in die örtlichen Verhältnisse einzuführen. Er machte die Schwester auf die Lebensweise der Leute aufmerksam, weihte sie in Gewohnheiten, Laster und Aberglauben ein.

Er wollte das Mädchen nicht schonen. Sie sollte von vornherein inne werden, daß sie an dieser Stelle wenig mit Rosen, aber viel mit Dornen zu thun haben werde.

Um sie sogleich mit dem Allerschlimmsten bekannt zu machen, führte er sie ins Armenhaus. —

Hier wohnte gegenwärtig eine Frau mit fünf Kindern. Das Familienhaupt war wegen Vagabundierens in einer Arbeitsanstalt untergebracht. Die unglückliche Frau hauste einstweilen mit ihren Fünfen, von denen eines ein Säugling, in dem völlig kahlen Raume. Der Ofen in der Ecke des Zimmers war kalt; es gab kein Brennmaterial und

nichts zum Kochen. Die Kinder waren thatsächlich in Lumpen gehüllt, die allerorten ihre mageren Glieder durchblicken ließen. Mit blutleeren Gesichtern starrten sie die Eintretenden verwundert aus hohlen Augen an. Eines lag am Boden, in einen alten Kartoffelsack gebettet. Die Mutter saß über dem elenden Säugling zusammengesunken — ein Bild völliger Apathie. —

Das waren die Insassen des einen Zimmers.

Jenseits des Ganges wohnten zwei Ortsarme gemeinsam in einem Raume: der taube Tobis und Schunkelernst, der Lumpensammler.

Die beiden alten Junggesellen hausten in diesem Raume bereits seit Jahren, ein würdiges Freundespaar! Sie hatten es sich verhältnismäßig gemütlich eingerichtet. Allerhand merkwürdige Gegenstände schmückten die Wände und lagen in den Ecken umher. Holzstücke, Leisten, Schnitzel, Säcke, Lumpen, Gerümpel jeder Art. Der taube Tobis war ein sogenannter „Bastelch". Er bastelte mit äußerst primitiven Instrumenten an aufgelesenen Holzstücken herum, stellte die wunderlichsten Gegenstände aus nichts zusammen, führte gelegentlich wohl auch eine Reparatur aus, und verdiente sich auf diese Weise einige Pfennige zu Rauch- und Priemtabak. Er gehörte zu den ältesten Leuten im Dorfe und fehlte trotz seiner Taubheit am Sonntage niemals in der Kirche.

Schunkelernst war auch kein Jüngling mehr. Als kleinem Jungen war ihm das Unglück passiert, von einer Schaukel zu fallen; davon hatte er ein gekrümmtes Rückgrat und seinen Spitznamen wegbekommen. Mit einem schmutzigen Sack, der geradezu ein Teil seiner Person zu sein schien, auf dem Buckel, lief er durch die Dörfer, und

sammelte alles, wovon sich andere Leute gern trennten. Er stand im Verdacht, gelegentlich auch lange Finger zu machen, doch war ihm ein Diebstahl niemals wirklich nachgewiesen worden.

Diese beiden Junggesellen führten gemeinsame Wirtschaft; sie säeten und ernteten nicht, aber sie halfen sich auf ihre Weise durch. Das Holz zur Heizung lasen sie im gräflichen Forste auf, Kartoffeln erbettelten sie sich bei den Bauern. Was sie verdienten, ging für Knaster und Schnaps auf.

Als Gerland heute mit Schwester Elisabeth zu dem Freundespaar ins Zimmer trat, verschwand ein grünliches Fläschchen, das auf dem Tische gestanden, unter Schunkelernsts gewandten Händen.

Der Geistliche hatte einen besonderen Grund, hier zu visitieren. Von Zeit zu Zeit erschienen die beiden abwechselnd auf dem Pfarrhause und bettelten, weil sie angeblich arbeitsunfähig seien; der eine wegen „Reeßens", der andere wegen „Kuppangst". Beide hatten es im Erbärmlich-thun zu einer wahren Virtuosität gebracht. —

Vom Armenhause ging es weiter, das ganze Dorf durch. In jedes Haus, wo der Geistliche von einem Kranken wußte, trat man ein.

Das Verhalten der Schwester während dieses Ganges erfüllte Gerland mit hoher Befriedigung. Ihr schlichtes Wesen gefiel ihm. Ohne Zimperlichkeit griff sie zu — sagte nicht viel und that um so mehr — voll Sicherheit und Ruhe — mit dem immer gleichen zufriedenen Lächeln auf ihrem runden Gesichtchen. —

XI.

Nach langem Schweigen ließ Polani endlich wieder etwas von sich hören. Ein Brief aus Annenbad forderte Gerland auf, sich doch einmal sehen zu lassen; wenn möglich zu Tisch. Der Amtsbruder bezeichnete einen bestimmten Tag, der ihm besonders angenehm sein würde; Grüße von seiten der Frau Pastorin waren beigefügt, der Bote wartete auf Antwort.

Polani — die schöne Frau Pastorin — Annenbad! — Das war für ihn wie eine versunkene Welt. Gerland schwankte; sollte er von neuem mit den Leuten anknüpfen; sie waren ihm so unendlich weit gerückt.

Zweierlei bewog ihn schließlich, zuzusagen: einmal der Wunsch, Fröschels Grab in Annenbad zu besuchen, dann eine Art Neugier, sich selbst der Pastorin gegenüber zu beobachten — vielleicht auch der geheime Reiz, ihr zu beweisen, wie gleichgiltig ihre Person ihm geworden sei. —

Er fuhr mit einem Bauernwagen hinüber.

Polani empfing ihn im Studierzimmer. Sie hatten sich nicht gesehen seit Fröschels Beerdigung. Nicht viel mehr als ein viertel Jahr war seitdem verflossen, und doch — beide Männer fühlten es gleichzeitig bei der Begrüßung — sie waren einander fremd geworden. Niemals konnte das alte vertraute Verhältnis wieder hergestellt werden. — Die Erinnerung an den Toten stand zwischen ihnen.

Es hätte nahe gelegen für die beiden, Erfahrungen und Erlebnisse der letzten Zeit auszutauschen; sie vermieden das, wie auf Verabredung. Seit jenen Verhandlungen über den Fröschelschen Nachlaß mißtraute Gerland dem Amtsbruder — und in Polanis Seele war der Stachel der Beleidigung stecken geblieben. Sie näherten sich einander mit verbindlichem Lächeln auf den Gesichtern, aber jeder für sich mit dem Entschlusse, vor dem anderen auf der Hut zu sein.

Willkommenen Anlaß zu einem Gespräche, das keine Tiefen aufrührte, bot da ein Buch, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag: „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage", von einem Kathedertheologen. Man vertiefte sich mit scheinbarem Eifer in das Thema, und beide suchten einander in Entwicklung theologischer Kenntnisse zu überbieten.

Draußen ertönten Schritte. Polani unterbrach sich in einer schwer gelehrten Auseinandersetzung. „Sie werden meinen neuen Diakonus heute kennen lernen, lieber Gerland." —

Weß Geistes Kind würde Fröschels Nachfolger wohl sein? — Gerland blickte dem Neuling mit Spannung entgegen.

Der Eintretende war ein schlanker, gut gewachsener junger Mann, von gesunder Hautfarbe und blondem Schnurrbart. Polani stellte ihn als Diakonus Schwenker vor. Er war noch nicht allzulange von der Universität fort, und hatte kürzlich sein Jahr abgedient. Der Bart vermochte eine Narbe nicht ganz zu verdecken, die sich vom linken Nasenflügel nach dem Ohre hinzog. Seine Kleidung war sorgfältig gehalten.

Also, die Laune des Schicksals, die sich oft in Kontrasten gefällt, hatte ein Weltkind zu Fröschels Nachfolger ausersehen. —

Der Diakonus war ganz und gar erfüllt von Landpartieen, Konzerts und Tanzereien, die kürzlich innerhalb der Badegesellschaft stattgefunden hatten; er erzählte den beiden älteren Geistlichen voll Wichtigkeit davon.

Nach einiger Zeit erschien die Dame des Hauses.

Sie zeigte sich nicht ohne Verlegenheit beim Wiedersehn mit Gerland. Hinter lebhaften Vorwürfen, daß er sich so lange nicht habe blicken lassen, suchte sich ihre Unsicherheit zu verstecken.

Man ging gleich darauf zu Tisch; Gerland saß zwischen den Wirten. Während sie die Suppe austeilte, streifte sein Blick forschend ihre Erscheinung. — War es Voreingenommenheit? Aber es kam ihm vor, als habe sie verloren. — Die Züge schienen vergröbert. — Er konnte nicht begreifen, daß diese Frau jemals auch nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Sie machte ein paar Versuche, ihn aus seiner Zurückhaltung hervorzulocken; mit voller Absicht blieb er ein-

silbig. Sie rümpfte die Nase und meinte, daß er sich sehr verändert habe.

„Das habe ich, in der That!“ konnte er sich nicht enthalten, zu bemerken.

Ob er denn etwas Besonderes erlebt habe, fragte sie und sah ihm scharf in die Augen.

Er schüttelte den Kopf.

Sie wandte sich von da ab nur noch dem jungen Manne an ihrer anderen Seite zu, welcher ihre Zuvorkommenheit besser zu würdigen verstand.

Diakonus Schwenker blieb in einem Lachen; bei eignen wie fremden Worten, oft auch, wenn gar kein Grund abzusehen war, verzog er den Mund und zeigte dabei prächtige Zahnreihen.

Im Laufe des Gespräches stellte es sich heraus, daß auch die Frau Pastorin an jenen Festlichkeiten teilgenommen, von denen der Diakonus vorhin geschwärmt. Sie sprachen mit intimen Wendungen von gemeinsamen Bekannten und Erlebnissen, die für den Fremden unverständlich blieben.

Gerland blickte gespannt auf Polani; der nahm das Verhalten seiner Frau mit der üblichen Kühle hin. Nur einmal als sie von einem Feste sprach, wo man nachträglich getanzt hatte, hielt er es für notwendig, dem Amtsbruder zu erklären, daß es sich um eine Veranstaltung zu Wohlthätigkeitszwecken gehandelt habe. —

Polani schlug vor, den Kaffee nach Tisch im Pfarrgarten einzunehmen; aber sie wollte davon nichts wissen. Dort wären so viel Mücken, meinte sie, und dann, der Blick nach dem Kirchhof hinüber sei ihr fatal.

Der Diakonus schien die letztere Bemerkung für einen gelungenen Witz zu halten; er lachte aus vollem Halse los. —

Als nach Tisch Gerland und Polani im Studierzimmer allein waren, kam man nach einigen Präliminarien nun doch auf das Thema, das all die Zeit über unsichtbar zwischen den beiden geschwebt.

„Ist Frau Oberlehrer Fröschel noch in Annenbad?“ fragte Gerland.

„Allerdings ist sie noch hier; und wie es scheint, will sie ihre Tage hier beschließen. Aus dem Diakonat mußte sie ja natürlich heraus, nach dem Tode des Sohnes. Sie hat sich anderwärts eingemietet.“

„Ich hatte daran gedacht, sie heute aufzusuchen.“

„Hm — thun Sie das lieber nicht, Gerland!“

„Ist sie nicht in der Verfassung, Besuch zu empfangen?“

„Das schon! — Aber ich kann Ihnen, aufrichtig gesprochen, nicht dazu raten.“

„Um sie nicht an ihren Verlust zu erinnern, meinen Sie?“ —

„Das ist es nicht!“ —

„Ist sie etwa — ich meine — wie steht es mit dem Geisteszustand?“ —

„Anfangs — gleich nach dem Tode — muß ich Ihnen offen gestehen, hegte ich dieselbe Befürchtung, die Sie eben andeuten. — Es ist eine eigene Sache. — In den Augen des Psychiaters würde sie vielleicht nicht völlig normal erscheinen in allen ihren geistigen Funktionen. Eine merkwürdige Wandlung hat thatsächlich mit ihr stattgefunden. Auch äußerlich hat sie sich sehr verändert. Sie

würden die Frau kaum wieder erkennen, Gerland. — Dem oberflächlichen, gedankenlosen Urteile mag es — als Wahn — als fixe Idee — erscheinen, aber wenn man tiefer blickt, versteht man solche Erscheinungen anders zu deuten. —

„Es ist etwas mehr als ein physiologischer Prozeß. — Schütteln Sie nicht den Kopf, Gerland! Wenn Sie diese Frau kennten, wie ich sie kenne, wenn Sie die Kraft, die Wucht — ich kann es nicht anders nennen — die verzehrende Glut erlebten, mit der sie ringt — wie sie ihre Seele ausschickt — wie sie kämpft mit Gott — wenn sie das mit ansehen, mit anhören! — Es ist außerordentlich, dieser Wandel! Denken Sie doch nur, wie die Frau früher war: die Ruhe, Nüchternheit, Gemessenheit in Person. Und so auch im Religiösen — klar und positiv durch und durch — und jetzt droht sie, sich ganz in Mystik zu verlieren. So hat das furchtbare Ereignis bei ihr alles um und um gewendet. — Es ist wunderbar, sage ich Ihnen — es gehört zu den Dingen im Leben, vor denen unser Verstand Halt machen muß. — Wo das andere Bereich beginnt, können wir hier eben nur ahnen." —

„Ich möchte sehen, ob sie sich mir gegenüber auch so zeigen wird."

„Wie Sie wollen, Gerland!"

Sie wurden durch die Pastorin gestört, die vom Nebenzimmer herüberkam und einen gemeinsamen Spaziergang auf die Brunnenpromenade vorschlug.

Polani war anderer Ansicht.

Sie warf sich aufs Schmeicheln, streichelte die Hand des Gatten. — Auf Gerland machte es den Eindruck, als ertrage er ihre Liebkosungen wie etwas Lästiges.

Dann versuchte sie es mit dem Fremden; er sollte sie unterstützen gegen den Gatten. — Die Zeiten waren vorbei, wo Gerland ihr jeden Willen nur zu gerne gethan hätte.

Sie rümpfte die Nase über die Unliebenswürdigkeit der Männer, und ging mit gekränkter Miene. —

Gerland verabschiedete sich bald darauf von Polani und begab sich auf den Kirchhof.

Er fand Fröschels Grab frisch bepflanzt. Am Kopfende stand ein Kreuz von dunklem Diabas. Kein Name, kein Spruch war darauf eingegraben. — Gerland war es lieb so.

Der junge Geistliche suchte kein Zwiegespräch mit der Seele des Toten, wie damals an der Leiche. Er gedachte des Verstorbenen — versuchte es, sich sein Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Mit erstaunlicher Deutlichkeit stand die kümmerliche Erscheinung vor seiner Erinnerung. Sein kleines, rundes, blasses Knabengesicht — die tiefliegenden, blinzelnden Augen — das matte Lächeln, der Zug von skeptischer Bitterkeit um den Mund. Sein hastig nervöses Wesen — sein nimmersatter Wahrheitsdrang — sein Glücksbedürfnis und seine Scheu vor der Kälte des Lebens — sein warmes, liebeheischendes, mißverstandenes Herz. — Wo war das alles jetzt? — — —

Was war von diesem eigenartigen Menschen, von dieser Welt voll unendlicher Wunder übrig, als die Erinnerung der wenigen, die den kleinen Mann gekannt, die ihn kaum verstanden in seinen Bedürfnissen und Wünschen, und in deren Gedächtnis sein Bild nun bereits zu verblassen begann.

Gerland selbst mußte sich unbegreifliche Gedankenlosigkeit vorwerfen. Wie spät war ihm eine Ahnung davon

aufgegangen, was in der Seele seines Freundes vor sich gehe. — Es hatte der rohen Aufklärung durch Thatsachen bedurft, um ihn darüber zu belehren, wie wund die Seele des Unglücklichen gewesen, der neben ihm im Verzweiflungskampf gefochten, bis ihm in seiner Vereinsamung der Lebensmut ausging.

Wie leicht wird der Mensch zum Mörder, ohne es zu wissen! — Durch Worte, Blicke, Reden — durch Unterlassung — durch Kälte — Unduldsamkeit — ja durch bloße Gleichgiltigkeit — durch Nichtverstehen!

Sie alle waren schuldig an diesem Toten: Die Mutter — Polani — Gerland selbst.

Hier war ein Mensch im Lebensfroste erstarrt. Nach Licht hatte er gesucht — nach Erkennen — rücksichtslos hatte er all die wärmenden Hüllen und Schutzmittel der Illusion von sich geworfen — und war nun doch zu zart und schwach gewesen, die schneidende Kälte eines gottlosen Daseins zu ertragen. Und wenn er Menschen um sich gehabt, die ihn verstanden, die ihn geschützt und getragen hätten! — Wenn seine Vorgesetzten, statt ihn zu peitschen, ihn mit Freundschaft, Verständnis und Takt unterwiesen hätten; wenn seine Mutter, statt ihn mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht, mit der unbarmherzigen Forderung kirchlicher Rechtgläubigkeit, zu foltern, ihn erwärmt hätte durch milde, schlichte, alles verstehende und alles verzeihende Weibesliebe — dann vielleicht würde er nicht in Verzweiflung geendet haben. —

Gerland hatte den Gedanken, Frau Oberlehrer Fröschel zu besuchen, nicht aufgegeben. Er traute der Beschreibung, die Polani von ihrem Seelenzustande gegeben, nicht recht.

Fröschels Mutter in trübem Mysticismus untergegangen! — Diese einstmals stolze Natur so herabgeschraubt in ihrer Würde, daß sie aus der Religion ein Beruhigungsmittelchen machte — ein Opiat gegen den Schmerz! — Sich tröstend und hinweglügend über schwere Vorwürfe! Das wollte er selbst sehen, ehe er es glaubte!

Der junge Mann wurde aus seinem Nachsinnen aufgeschreckt durch Stimmen aus dem nahen Pfarrgarten.

Der Kirchhof lag um einige Fuß erhöht, man konnte von hier aus das schmale Pfarrgärtchen gut übersehen.

Ein helles Kleid und ein bunter Schirm — die Pastorin kam vom Hause her den Mittelgang hinab, begleitet von Diakonus Schwenker. Ihr Kichern und sein breites Gelächter klangen durcheinander.

Unwillkürlich war Gerlands Neugier rege geworden; er lugte scharf hinüber. Die beiden kamen langsam nach vorn. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, da sie sich nach seiner Seite gegen die Sonne deckte. War es Voreingenommenheit? Aber er bildete sich ein, aus ihrem Gange, aus der Art, wie sie schwänzelnd die Röcke warf — Koketterie zu lesen.

Jetzt blieben sie vor einem Rosenstocke stehen; der junge Mann schien ihr mit dem Messer behilflich zu sein, einige Blüten abzuschneiden. Jedenfalls wurde viel dabei gelacht. — Dann schrie sie plötzlich auf, als habe sie sich gestochen.

Gerland sah noch mit an, wie sie dem Menschen eigenhändig eine Knospe ins Knopfloch steckte. Hastig pflückte er ein paar Epheublätter von dem Grabe und eilte von dannen. —

* * *

Es fiel ziemlich schwer, die Wohnung von Frau Oberlehrer Fröschel ausfindig zu machen. Sie war in einen entlegenen Teil des Städtchens Annenbad gezogen, dorthin, wo die ärmere Bevölkerung wohnte. Gerland wunderte sich, daß sie so weit entfernt lebte von dem Teuersten, was es jetzt noch für sie gab: dem Grabe ihres Sohnes.

In einem kahlen Hause wohnte sie nach hinten hinaus, mit dem Blick auf einen engen, schmutzigen Hof. Er wollte sich melden lassen, erfuhr aber von den Hausleuten, daß Frau Oberlehrer kein Mädchen halte.

Sie öffnete ihm selbst die Thür auf sein Klingeln. Er vermochte in der verfallenen, gebeugten Gestalt und in dem zusammengeschrumpften welken Gesicht, das er plötzlich vor sich hatte, kaum die Mutter seines Freundes mit ihrer ehemals straffen, selbstbewußten Haltung wiederzufinden.

Einen Augenblick zweifelte er, ob die Frau ihn erkenne. Mit leerem Blicke, wie einen Fremden, starrte sie ihn an. Er nannte seinen Namen. Sie nickte. Kein Lächeln der Begrüßung erhellte die maskenhaft starren Züge. Schleppenden Schrittes, das Haupt gesenkt, schritt sie durch den Korridor und öffnete die Thür zur Stube. Ein nüchterner, kahler Raum, der nichts von der Wohlgepflegtheit ihres ehemaligen Heimes an sich hatte.

Die Frau setzte sich, Gerland mit einer stummen Bewegung zum Niedersitzen einladend.

Er war gespannt gewesen, wie er Fröschels Mutter wiederfinden würde. Daß ein Schicksalsschlag, wie er sie betroffen, selbst an ihrem granitenen Charakter nicht spurlos vorübergegangen sein konnte, schien von vornherein

klar. Würde der Schmerz ihren Stolz gebeugt, ihre Schroffheiten gemildert haben? Sah sie nun endlich ein, daß sie den Sohn in ihrem Eifern um das Heil seiner Seele nicht zum Guten geleitet hatte? Empfand sie Reue? Verstand sie das Kind jetzt vielleicht besser? Und worin suchte sie Trost?

In ihrem Gesichte war auf solche Fragen keine Antwort zu lesen. Was ruhte auf diesen fest auf einander gepreßten schmalen Lippen, hinter dieser bleichen, wie aus Erz gemeißelten Stirn? Wie Reue sah es nicht aus. Eher sprach aus diesen geschlossenen, undurchdringlichen Mienen ein unabänderlicher Entschluß. Ihre Augen blickten den vor ihr Sitzenden fest an, aber Gerland hatte nicht das Gefühl, daß sie ihn sähe. Der Blick ging an einem vorbei, schien in Fernen gerichtet, die nur sie allein sah und sehen wollte.

Er begann vorsichtig von dem, was zu sagen er sich vorgenommen hatte, sprach von ihrem großen Schmerz und wie er ihr nachfühlen könne, daß dieser Schmerz noch ungemindert sei, wie am ersten Tage.

Die üblichen Worte geistlicher Tröstung, die Gerland hunderte von Malen den Hinterbliebenen Entschlafener gegenüber angewendet hatte, wollten ihm vor diesem Gesichte, mit seinem tragischen Ausdruck, nicht auf die Lippen.

Und doch wollte er trösten und Hoffnung geben.

Er sagte der Mutter, Gottes Herz sei so groß wie die Welt. Sein Verzeihen gehe über Menschenbegriffe. Gewiß sei der Verstorbene irre geworden am Christentum, aber wer sage uns, daß darum Christus irre geworden sei

an ihm! Aus seinen Aufzeichnungen spreche ein so tiefes Heilsbedürfnis, eine solche Verzweiflung über den Abfall und ein solcher Durst nach Erkennen, daß es heiße, klein denken vom allgütigen Gott, wenn man annehmen wollte, solch ehrliches Streben solle sein Vaterherz nicht rühren.

Die Frau schüttelte den Kopf mit einer Energie, die Gerland verstummen machte.

„Er hat mir einen Brief hinterlassen," begann sie leise aber fest im Ton. „Der Brief ist geschrieben, mich zu beberuhigen, mir Sand in die Augen zu streuen. Ich soll auf Gottes Güte hoffen, soll beten. Mein Sohn verweist mich auf die Gnade des Herrn, ebenso wie Sie, Herr Pfarrer! Wie kann man andere auf den verweisen, an den man nicht glaubt? Wie kann Gott Gebete annehmen für einen, der selbst nicht gebetet? Ich hoffe nichts für ihn."

Dieses „Ich hoffe nichts für ihn!" klang furchtbar. Was mußte eine Christin erlebt haben, um das Fundament des Glaubens: die Hoffnung, zu verlieren! Was mußte eine Mutter durchgemacht haben, bis sie dahin kam, von ihrem geliebten Kind zu sagen: sie gebe seine Seele verloren!

Nun begriff er die verfallene Gestalt, den leeren Blick, den Zug bitterer Entschlossenheit um die schmalen Lippen, die nicht lächeln konnten. Diese Frau hatte mit vollem, klarem Bewußtsein resigniert. Nichts ließ sie mehr an sich heran von Tröstung.

„Ich habe alles verbrannt!" fuhr sie fort. „Alles, was an ihn erinnert: seine Briefe, seine Bücher. Er hat Gott gekränkt, darum soll sein Andenken ausgelöscht werden."

„Aber sein Grab?" rief Gerland. „Sie pflegen doch sein Grab?"

Sie schüttelte das Haupt. „Das thun andere. Pfarrer Polani hat ihm ein Kreuz setzen lassen, gegen meinen Willen. Dem, der vom Erlöser abgefallen, gebührt kein Kreuz!“

Bei diesen Worten leuchtete etwas auf in ihrem erloschenen Auge, wie Haß.

Gerland blickte entsetzt auf die Frau. War es dahin mit ihr gekommen? Sie haßte ihr Kind! — Weil der Sohn abgefallen vom Glauben, hatte sie sein Andenken aus ihrem Herzen gerissen. Der Fanatismus der Rechtgläubigen hatte die menschlichste aller Tugenden: die Mutterliebe, ertötet. War dem Gott der Liebe jemals ein schrecklicheres Opfer gebracht worden? — War das noch Christentum? War hier nicht vielmehr das Gegenteil von Christi Lehre der unergründlichen Sünderliebe? War ein Mensch, der so handeln konnte, nicht da angelangt in seinem religiösen Empfinden, wo Religion zum Götzendienst wird, Glaube in Wahnsinn, Liebe in mörderische Wollust umschlägt? —

Es graute dem jungen Manne vor diesem Zerrbild alles Menschlichen, Weiblichen, Mütterlichen.

Hier war jedes Wort der Teilnahme verschwendet, das sah er wohl. Denn der Trost, der jedem Schmerz auf dem Grunde schlummert: das Vergeben-können und Vergessen-wollen, diesen göttlichen Balsam, der alles menschliche Verfehlen ausgleicht und sühnt, den hatte diese Frau sich selbst in eine Schale bitteren Wermuts verwandelt, die sie nun leeren mußte, ihrem stolzen, verhärteten, selbstgerechten Herzen zur furchtbaren Strafe.

XII.

Ein paar Tage darauf kam eine alte Frau aufs Pfarrhaus. Gerland kannte die Alte wohl, sie wohnte in Eichwald und arbeitete als Gartenfrau im Grundstücke des Arztes. Voll Umständlichkeit wickelte sie ein Briefchen aus dem bunten Einschlagetuche.

Von Martha Herberge, wenige mit Bleistift hingeworfenene Zeilen. Gerland hatte Mühe, die zitterigen Krähenfüße zu entziffern.

„Lieber Herr Pfarrer!

Kommen Sie sofort zu mir. Ich bin sehr krank.

Martha Herberge." —

Dann kam noch eine Nachschrift:

„Lassen Sie mich nicht ohne geistlichen Zuspruch — ich flehe!" —

Martha, so plötzlich erkrankt! —

Der Geistliche suchte aus der Botin etwas Näheres heraus zu bekommen; aber die wußte nichts. Der Brief war ihr von der Köchin übergeben worden, mit der Weisung, ihn sofort aufs Pfarrhaus zu tragen.

Würde Doktor Haußner an ihrem Lager sein?

Und wenn etwa Marthas Zustand so schlimm sein sollte, daß sie nach der letzten Speisung verlangte, wie würde sich der Arzt zur Spendung des Abendmahls in seinem Hause stellen?

Ging Gerland vielleicht einem Skandal entgegen — einem Zwist, wie ihn sein Amtsvorgänger mit dem Dissidenten gehabt? — Und wie würde Gertrud sich stellen — würde sie Partei ergreifen — und welche?

Seine Phantasie war geschäftig, ihm die wunderbarsten Möglichkeiten auszumalen. —

Klopfenden Herzens riß er, vor dem ärztlichen Grundstücke angelangt, an dem Glockenzuge. Vom Hause aus kam ihm die Köchin entgegen.

Er fragte nach Fräulein Herberges Befinden. Sie liege im Bette und schwitze. —

Ob Doktor Haußner bei ihr sei?

Der Hausherr sei weggefahren, hieß es.

„Wohl um einen andern Arzt hinzuzuziehen?"

„Heut morgen ist er weggefahren, in aller Frühe — und mittags hat sie sich gelegt."

Während er noch, im Hausflur stehend, weitere Auskunft von der Person zu erhalten versuchte, kam ein anderes dienstbares Wesen vom ersten Stock herab; Fräulein Herberge bäte den Herrn Pfarrer, sofort zu ihr zu kommen.

Gerland folgte dem Mädchen die Treppe hinauf. Er wurde in ein halbdunkeles Zimmer gewiesen; die Fensterläden waren geschlossen, eine Nachtlampe brannte. Vom hellen Tageslicht in stumpfes Dämmerlicht versetzt, konnte

er für den ersten Augenblick gar nicht erkennen, wo sich die Kranke befinde.

Ein zart flötendes Stimmchen belehrte ihn, wo Martha liege.

Aus mächtigen, bauschenden Kissen blickte ein spitzes Gesichtchen. Martha bis ans Kinn verhüllt, eine Nachthaube über dem Haar. An der andern Seite des Bettes stand Gertrud.

Der Geistliche fragte mit gedämpfter Stimme nach dem Befinden der Kranken. „Ein wenig besser!" hauchte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, lieber Herr Pfarrer! — Mir war so angst — so fürchterlich angst." —

Mit schwacher Stimme bat sie ihn, sich zu setzen. Sie streckte ihre Hand aus den Kissen heraus und griff nach Gerlands Rechter. Glühend lag das magere Händchen in der seinen.

Der Geistliche erkundigte sich teilnamsvoll, wie das so plötzlich gekommen sei.

„Es ist das Herz — ja, das Herz! Ich habe das manchmal." —

„Ganz kalte Hände und Füße bekam die Tante auf einmal," flüsterte Gertrud von der andern Seite herüber.

„Sie hat mich gepflegt, wie der beste Doktor!" — meinte Martha. „Und dann hatte ich ja auch den Trost, Sie in der Nähe zu wissen, lieber Herr Pfarrer. Wenn solches Kreuz über einen kommt, dann fühlt man recht, was es um das Wort Gottes ist. Hier das gute, liebe Kind hat mir vorgelesen. — Trudel, reiche einmal dem Herrn Pfarrer das Buch! — Nun, so reiche es ihm doch! — Es wird ihm ja nicht unbekannt sein." —

Gertrud stand da mit niedergeschlagenen Augen und rührte sich nicht.

Martha richtete sich ein wenig in den Kissen auf, sorgsam die Bettdecke über der Brust festhaltend und griff nach dem Buche, das neben ihr auf dem Tischchen lag. — In der That! Gerland kannte dieses Buch mit dem goldenen Kreuz auf dem Deckel. —

„Hier, Herr Pfarrer! Von Ihrer seligen Mutter haben Sie das zur Konfirmation erhalten. — Und daraus hat mir Gertrud vorgelesen. — O, Kinder — Kinder!“ —

Sie kam nicht weiter. Tiefe Stille herrschte im Raume; man hörte jeden Atemzug. — Gerland überlief es heiß und kalt. — Er blickte nach Gertrud hinüber, die noch immer dastand, regungslos.

Von der Straße her ertönte Hufgeklapper; plötzlich setzte das taktmäßige Klipp-Klapp aus — man vernahm die Glocke des Gartenthores.

„Er!“ sagte Martha mit bebender Stimme und versteckte das Gesicht in den Kissen.

Gerland wußte es, das konnte nur Haußner sein.

„Verstecken Sie sich!“ flüsterte ihm Martha zu. „Er darf Sie nicht hier finden. Schrecklich ist er, wenn er in Zorn gerät. Verstecken Sie sich!“

Gerland mußte lächeln über dieses Ansinnen. Er fürchtete sich nicht. Daß der Arzt in diesem Augenblicke gerade zurückkehrte, erschien ihm ein Glück. Nun mußte sich ja alles entscheiden. Wie er jetzt handelte, davon hing sein Lebensglück ab.

Er trat auf Gertrud zu. Das Mädchen sah es wohl

seinem Mienenspiele an, daß er Großes von ihr wolle. Sie senkte die Augen. Ihr Atem flog.

„Gertrud!“ sagte er. „Wenn ich jetzt vor Ihren Vater trete, wird er mich fragen, was ich hier zu suchen hätte. Kann ich dann — darf ich — —“ Er zauderte, weil ihm das rechte Wort fehlte.

„Darf ich dann Ihrem Vater sagen, daß ich ein Recht habe, hier zu sein? Darf ich sagen, daß Sie — meine Braut sind?“

Einen kurzen Augenblick zauderte das Mädchen. Wie ein Schauer ging es über ihren jungen Leib. Dann blickte sie auf, sah ihn voll an, und sagte: „Ja!“

Gerland legte seine Hand auf die ihre. Sie in diesem Augenblicke zu küssen, verbot ihm Ehrfurcht vor der Größe der Stunde.

„Ich danke dir, Gertrud!“ sagte er nur.

Noch einmal drückte er die Hand des Mädchens und ging zur Thür. Er wollte allein vor Haußner treten — Mann gegen Mann würde er zu Gertruds Vater sprechen.

Seine Nerven waren aufs höchste gespannt und doch kam er sich selbst gefaßt, ja beinahe kalt vor. Jener verzweifelte Mut erfüllte ihn, den das Bewußtsein einer unabweisbaren Entscheidung zu geben vermag.

Während er aus der Thür schritt, hörte er Martha ein lautes Gebet anstimmen.

Auch er sprach unwillkürlich einige Gebetsworte, während er die Treppe hinabging — aber es war Lippenwerk; er fühlte das und hörte zu beten auf, seine Energie einzig und allein auf das richtend, was ihm die nächsten Minuten bringen mußten.

Haußner ließ auf sich warten; durch die offen stehende Hausthür erblickte Gerland seine vierschrötige Figur am Garteneingang. Er trug ein größeres Paket in Händen, Kutscher und Mädchen folgten ihm mit einigen Ballen.

Gerland sah ihn langsam mit aufgeknöpftem Überzieher auf das Haus zukommen. Nichts entging dem jungen Manne in diesem Augenblicke. Er erkannte, daß Pflanzen in dem Pakete seien. Die Blumenköpfchen guckten oben aus dem grauen Papiere heraus.

„Legt das Zeug alles zusammen vors Gartenhaus!“ ließ sich die tiefe Stimme Haußners vernehmen. Es folgten noch einige Befehle, dann endlich betrat der Mann die Hausflur, in der bereits das Zwielicht der Dämmerung herrschte.

Haußner legte das Paket in die Fensternische neben der Thür, dann streckte er sich gähnend — und erblickte nun erst den Geistlichen. Der Mund blieb ihm offen stehen, er ließ die Arme sinken. — Gerland machte seine Verbeugung.

„Warten Sie hier auf mich?“ fragte Haußner.

„Fräulein Herberge ist erkrankt — und hat mich rufen lassen.“

„Martha erkrankt! — was?“

„Ich glaube, es liegt kein Grund zu ernster Besorgnis vor, Herr Haußner. — Es wurde dem Fräulein Angst, und da schickte sie nach mir, des geistlichen Zuspruchs wegen.“

„Das alberne Frauenzimmer!“ — Trotz des Halbdunkels konnte der Geistliche in Haußners Mienen den aufsteigenden Zorn erkennen. Der Arzt wollte den Überzieher

ablegen, konnte aber damit nicht recht zu stande kommen. Gerland sprang zu — wollte ihm behilflich sein. „Lassen Sie das!" damit riß er sich den Paletot mit Gewalt herunter.

„Die ganze Geschichte ist Komödie. Na, wart, dir will ich —" damit schritt er zur Treppenthür. Aber Gerland vertrat ihm den Weg.

„Herr Haußner! — Nur einen Augenblick! — Ich bitte um Gehör." —

„Was wollen Sie?"

„Ich muß Sie um einige Worte unter vier Augen bitten. Es ist in unser aller Interesse."

Haußner musterte ihn mit mißtrauischen Blicken.

„Nun — aber ich bitte kurz!"

„Nicht hier, Herr Haußner!"

„Nun, zum Donner —!" der Arzt riß widerwillig eine Thür auf. Gerland trat ein. Es war das nämliche Zimmer, in dem er bereits einmal im vorigen Sommer zu später Abendstunde gewesen.

Der Geistliche blieb an der Thür stehen, Hut in der Hand. Haußner war etwas tiefer ins Zimmer hineingetreten.

„Was wollen Sie eigentlich?" Gerland zögerte mit der Antwort, bemüht, die passendste Form der Ansprache zu finden. Haußner wandte sich nach ihm mit einem ungeduldigen: „Nun?" —

„Herr Haußner, ich betrachte mich als verlobt mit Ihrem Fräulein Tochter."

„Sind Sie toll geworden?"

Kurze Pause. — Der Arzt stand vor seinem Schreib-

tische, beide Hände auf die Platte gestützt, mit vorgestrecktem Kopfe den anderen anstarrend.

„Jawohl — ich bin verlobt mit Gertrud — seit heute abend."

„Heute abend?"

„Ja!"

Der Arzt machte ein paar unmotivierte Griffe an seinen Kleidern, die ihm auf einmal zu eng zu werden schienen. Die Weste riß er auf, wobei ein Knopf absprang. Gerland sprach ruhig weiter. Haußner griff sich unter den Bart, an den Hals, als wollte er sich dort Luft machen. Mit wuchtigem Tritte schleuderte er einen Stuhl bei Seite, der ihm im Wege stand. Schwer atmend kam er auf Gerland zu; seine rotunterlaufenen Augen weissagten nichts Gutes. Er hob den Arm gegen den Geistlichen.

Gerland schwieg und rührte kein Glied. Das Blut summte in seinen Ohren irgend eine sonderbare Melodie, auf die er lauschen mußte, gegen seinen Willen.

Keuchend, mit funkelnden Augen, stand der bärtige Mann da und schüttelte seine Cyklopenfäuste. — Nicht mit einer Wimper zuckte der Geistliche, beinahe heiter war ihm zu Mute; er wußte es zu genau, daß ihm nichts geschehen könne.

Wie ein empörtes Unwetter löste sich jetzt die Wut bei Haußner. Er sparte nicht an groben Schimpfworten.

Gerland ließ ihn sich austoben. Dem erregten Manne ging endlich der Atem aus; er mußte sich setzen.

Mit voller Absicht dämpfte der Geistliche sein Organ zu einschmeichelnder Weichheit. Er erklärte, die Anschuldigungen, welche der Arzt gegen ihn geschleudert, seien

falsch. Der Schein verurteile ihn. — Vor allem aber bat er, daß nunmehr auch Gertrud gehört werde.

„Was soll Gertrud hier!" fuhr Haußner auf.

„Sie wird bekunden, daß sie sich als meine Braut betrachtet."

Ein Fluch entfuhr Haußners Lippen. Mit gesenktem Haupte saß er einen Augenblick da, dann sprang er auf, rannte nach der Thür und rief, daß es durch das Haus dröhnte: „Gertrud!"

Das Mädchen kam augenblicklich vom oberen Stockwerke heruntergeeilt. — „Hier herein!" — Der Vater zog sie am Arme ins Zimmer.

„Gertrud — wie ist das? — Hier, dieser — behauptet, mit dir verlobt zu sein."

„Jawohl, Papa."

Gerlands Herz jubelte bei ihrem frischen Bekenntnisse. Er hütete sich wohl, etwas zu sagen.

„Infame Kupplerin! — Ich — ich breche ihr die Knochen entzwei!" — Haußner wollte zur Thür, aber Gertrud hatte sich an ihn gehangen.

„Wo willst du hin, Papa?"

„Laß mich!"

„Nein, Papa, du sollst Tante Martha nichts Böses thun." —

„Laß mich!"

Es entspann sich ein Kampf. Das Mädchen wurde ein kurze Strecke geschleift. — Gerland, dem vor Schreck der Atem stockte, war drauf und dran, ihr zu Hilfe zu eilen.

Da hielt der Arzt inne — er war von selbst zur Besinnung gekommen.

Gertrud richtete sich auf — sie war ganz ruhig; das Haar zurückstreichend, meinte sie: „Papa — wirklich — die Tante kann gar nichts dafür.“ —

Haußner, der an der Wand lehnte, gab dem Kinde ein Zeichen mit der Hand.

„Soll ich wieder gehen, Papa?“

Er nickte schwerfällig mit dem Kopfe.

Sie huschte von dannen, leicht wie ein Reh. Den Geistlichen, der ihr die Thür öffnete, durchzuckte es, wie ein elektrischer Schlag, als er den flüchtigen Druck ihrer Hand verspürte. —

Haußner schwieg lange.

Gerland hatte keinen Grund, das Schweigen zu brechen.

Endlich begann der Arzt mit rauher Kehle: „Sie haben das wirklich sehr fein eingefädelt — das muß ich sagen! Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß das irgend etwas zu bedeuten hat. — Daß Gertrud „ja!“ gesagt hat, bedeutet gar nichts! Sie ist erst siebzehn. — Ich bestimme über sie — und von mir bekommen Sie sie nun und nimmer — das sage ich Ihnen!“ —

Der ganze Mann war in fürchterlichster Erregung.

Der Geistliche erkannte, daß hier vorläufig nichts zu machen sei. Durch jedes Wort, das er sprach, vermehrte er den Zorn des andern.

Er entschloß sich, zu gehen.

Nur noch eine Bitte wagte er: daß er am nächsten Tage kommen dürfe.

„Sie betreten mein Haus nicht wieder! Meine Antwort wissen Sie. — Wir sind überhaupt fertig mit einander!“ schrie Haußner.

„Und ich werde mir trotzdem erlauben, wiederzukommen," sagte Gerland, sich zur Ruhe zwingend.

„Dann werden Sie die Thüren verschlossen finden."

Der Geistliche zauderte noch einen Augenblick. Er wäre gern mit einem freundlicheren Worte geschieden. Aber da der andere beharrlich schwieg, ging er schließlich, ohne eine Antwort auf seinen Abschiedsgruß zu vernehmen. —

Der Abweisung zum Trotze, die er soeben erfahren, fühlte er sich ruhig, heiter und im Innersten beglückt.

Gertrud stand ja zu ihm! —

* * *

Am nächsten Morgen — Gerland saß in Kirchenrechnungen vertieft — erschien Doktor Haußner im Pfarrhause.

Der Geistliche sprang erstaunt von seinem Lederstuhle auf — unwillkürlich lachte er dem Arzte entgegen; er konnte in dessen Kommen nur ein gutes Omen erblicken.

Haußner blieb kalt und düster; den Stuhl, welchen Gerland ihm anbot, wies er ab — er könne stehen, meinte er.

„Ich komme hierher, Herr Pastor," begann er, „um Ihnen nochmals in aller Ruhe — gestern war ich erregt — um Ihnen in Ruhe zu wiederholen, daß ich das, was zwischen meiner Tochter und Ihnen vorgefallen, nicht anerkenne. — Gertrud ist nicht in dem Alter, um über sich selbst zu bestimmen."

„Eine Frage, Herr Haußner: was liegt denn gegen mich gar so Schlimmes vor? — Ist es vielleicht, daß ich Geistlicher bin, was mich Ihnen so verhaßt macht?"

Der Arzt lachte höhnisch auf.

„Ich weiß, daß mein Kleid in Ihren Augen keine Empfehlung ist. — Aber schließlich! Warum sollte denn ein Geistlicher nicht wieder gut zu machen versuchen, was andere meines Standes an Ihnen verschuldet haben?“ —

Haußner stutzte. — „Was wissen Sie darüber?“

„O, ich weiß alles, Herr Haußner! Ich weiß, wie theologischer Fanatismus an Ihnen gesündigt hat. — Nicht jeder von uns ist ein Superintendent Großer, oder ein Pfarrer Menke. — Ich weiß es, was Sie dem Manne, der hier vor mir Seelsorger war, vorzuwerfen haben.“ —

Das Gesicht des Arztes hatte sich verdüstert; er machte eine Bewegung mit den Schultern, als ob er etwas von sich schieben wolle. „Darum handelt es sich gar nicht!“ meinte er.

„Es wäre das größte Glück für mich, Herr Haußner, wenn es mir vergönnt würde, Ihnen einen besseren Begriff von unserem Stande beizubringen.“ —

„Schöne Worte kann jeder machen! — Mit Redensarten lasse ich mich nicht fangen — ich halte mich an das, was ich sehe.“

„Und haben Sie denn irgend etwas gesehen, Herr Haußner, das Sie berechtigte, mich mit jenen in einen Topf zu werfen?“

„Sie sind naiv! — Denken Sie denn, man hat keine Augen im Kopfe? — Seit Sie hier im Amte sind, spionieren Sie um mein Haus herum, suchen mich unter den lächerlichsten Vorwänden auf, erzwingen die Bekanntschaft. — Hinter meinem Rücken knüpfen Sie mit Gertrud an, stecken sich hinter diese alte Betschwester

Martha, geben sich Rendezvous mit den beiden bei Mondschein, dringen, während ich abwesend bin, in mein Haus, um sich mit meiner Tochter, einem halben Kinde, zu verloben. — Das sind ja nur die Dinge, die ich in Erfahrung gebracht habe; was Sie sonst noch angestellt haben mögen, Herr Pastor, um von meiner Tochter das Jawort herauszubekommen, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis." —

Gerland stand bestürzt vor diesen Anschuldigungen. So also stellte sich in Haußners Kopfe dar, was er unternommen hatte, um sich Gertrud zu nähern. Diese ganze, ihm allein bekannte Liebesgeschichte, die ihm wie ein heiliges Wunder erschien, galt dem Vater des Mädchens als ein raffiniert ersonnenes, mit Lüge und Kniffen ausgeführtes Intriguenstück. Wie sollte er den tiefeingewurzelten Verdacht entkräften, der sich in der Seele dieses Mannes gegen ihn festgesetzt hatte? —

„Herr Haußner, ich bitte eines erwägen zu wollen," begann er, mit Nachdruck sprechend. „Ich würde durch die Verbindung mit Ihrer Tochter manches auf mich nehmen, was nicht leicht für mich zu tragen ist. Gertrud steht außerhalb der Kirche." —

Haußner fuhr unwillig auf.

„Mißverstehen Sie mich nicht!" rief Gerland ihm schnell zu. „Ich erwähne das nur, Herr Haußner, weil diese Thatsache Ihnen doch klar machen muß, daß es egoistische Gründe nicht gewesen, die mich bei der Wahl geleitet haben. Sie können selbst darüber nicht im Zweifel sein, Herr Haußner, daß ich, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, mein Amt riskiere — ja, daß ich es ganz sicher

einbüße, wenn ich ein Mädchen heimführe, welches dem christlichen Bekenntnisstande nicht angehört. Sie werden vielleicht von Ihrem Standpunkte aus sagen, damit verlöre ich nichts. — Ich kann Ihnen eben nur versichern: dem ist nicht so! Ich verliere viel — ich verliere nicht bloß die paar Studien- und Kandidatenjahre, wenn ich gezwungen würde, mein Amt niederzulegen — ich verliere meinen Lebenszweck. Der Talar ist mir ein teures Kleid. — Sie mögen das belächeln; aber es ist so! Ich habe auf diesen Beruf losgearbeitet, habe ihn mir erstritten unter vielen Zweifeln und Kämpfen; der Seelsorgerberuf ist mir ans Herz gewachsen. — Ich versichere Ihnen, ich erblicke darin mehr, als die Pflicht, Sonntags auf die Kanzel zu treten, und eine Predigt zu halten. Ich fasse meinen Beruf als den eines Hirten auf — eines Erziehers." —

Hier unterbrach ihn Haußner durch ein Gelächter.

„Lachen Sie, Herr Haußner? Sie halten alles das für Phrasen? — Das thut mir sehr leid! Ich weiß ja, welche Erfahrungen Sie mit andern Klerikern gemacht haben — leider! — Aber Sie sollten doch zwischen Person und Person unterscheiden."

Eine kurze Pause entstand.

„Herr Haußner," — begann der Geistliche, bei dem bloßen Gedanken an das, was er jetzt sagen wollte, errötend, „darf ich mir eine offene Frage erlauben? Hegen Sie vielleicht den Verdacht gegen mich, daß ich — aus — wie soll ich es nennen — aus materiellen Rücksichten um die Hand Ihrer Tochter werbe? — Trauen Sie mir das zu?"

„Sie haben recht, Herr Pastor," erwiderte Haußner, und blickte ihn mit seinen grauen Augen scharf und feind-

selig an. „Das traue ich Ihnen zu — und habe ich Ihnen von vornherein zugetraut. — Ihr Pastoren heiratet ja alle nach Geld!“ fügte er giftig hinzu.

Gerland fuhr auf, der Cynismus des andern fing an, seine Galle zu erregen. „Nein, wirklich, Herr Haußner, um Ihr Geld ist es mir nicht zu thun — wahrhaftig nicht! Ich bin nicht reich; aber ich habe so viel, daß ich leben kann. — Auch eine Frau, denke ich, würde ich noch ernähren können; selbst wenn Sie mir nichts zubrächte, hören Sie! Ich möchte doch um soviel Gerechtigkeit bitten, daß Sie nicht alles, was Sie gerechtfertigt oder ungerechtfertigt gegen meinen Stand einzuwenden haben, auf mich anwenden. Ich kann doch wohl verlangen, daß meine redlichen Absichten unparteiisch geprüft werden — daß mir nicht von vornherein Motive niedrigster Art untergeschoben werden und mein Charakter verunglimpft wird. Ich meine, das ist nicht gerecht und ist weder meiner, noch Ihrer würdig, Herr Haußner!“

Sein Eifer und der freie Ton, in dem er sich verteidigte, hatten doch einigen Eindruck auf den andern hervorgebracht.

Unruhig im Zimmer auf und abgehend, knurrte Haußner Worte in den Bart, die Gerland nicht verstehen konnte.

Nach einiger Zeit machte der Arzt Halt, und brachte stoßweise, Gerland von der Seite ansehend, folgendes vor: „Ich will das alles gar nicht weiter untersuchen! — Dazu bin ich nicht hier — habe auch weder Zeit noch Lust dazu. Jedenfalls sage ich Ihnen soviel, daß ich keine Annäherung von Ihrer Seite wünsche. Ich bin deshalb hierher gekommen, um mir Ihre weiteren Besuche in meinem Hause ein für

allemal zu verbitten. Ferner verbiete ich Ihnen auch jede Korrespondenz mit meiner Tochter — überhaupt jeden Verkehr! — Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, Herr Haußner! Aber ich muß Ihnen erklären, daß ich nach wie vor an dem Verlöbnis mit Gertrud festhalte." —

Haußner funkelte den Geistlichen an; aber dieser hielt dem Blicke stand. —

Der Ärger, den zu verstecken der Arzt sich vergeblich bemühte, allein schon bewies, daß er sich selbst nicht mehr als Herrn der Situation betrachte.

Er ging einigemale mit rotem Kopfe im Zimmer auf und ab, an den Lippen nagend; dann vor Gerland Halt machend, rief er: „Noch einmal — ich verbitte mir jede Annäherung an meine Tochter — und — das wissen Sie jetzt!" —

Er schien mehr auf dem Herzen zu haben; setzte auch zum Sprechen an, ließ es aber schließlich bleiben, wohl in der Empfindung, daß er seine Worte hätte wiederholen müssen. Dann ging er zur Thür, und war schon fort, noch ehe sich Gerland zurecht machen konnte, ihm das Geleit zu geben.

Der Geistliche sah ihm zum Fenster hinaus nach, wie die massive Gestalt hinter dem Zaune des Pfarrgärtchens verschwand.

Gerland mußte in diesem Augenblicke daran denken, wie er — zwei Jahre war's jetzt vielleicht her — von dem Manne gegangen war, mit dem demütigenden Gefühle einer schweren Niederlage.

Jetzt lagen die Dinge doch etwas anders.

XIII.

Superintendent Großer hatte die Geistlichen seiner Ephorie zu vertraulicher Besprechung eingeladen.

Der Gärtnergewendbauer mußte also den Schecken einspannen, um den Herrn Pfarrer nach der Kreisstadt zu fahren.

Man war etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als Gerland vor sich auf der Chaussee einen korpulenten Mann in schwarzem Rock erblickte. Es war Dornig.

Gerland ließ Halt machen, als er auf gleicher Höhe mit dem Amtsbruder war, und fragte, ob er Dornig einen Platz im Wagen anbieten dürfe.

„Das will ich glauben!" rief der dicke Pfarrer. „Solche Rentiers, wie du, können fahren!" Er lachte sich erst über die eigene Bemerkung gründlich aus, wischte sich den Schweiß, der ihm bereits den Hemdkragen völlig durchweicht hatte, von Gesicht und Hals; dann stieg er ein, und nahm stöhnend Platz.

„Na, wie geht's denn in Breitendorf?"

Gerland dankte.

„Du hast ja jetzt auch eine Gemeindeschwester dort." —

„Woher weißt du denn das?"

„Ja, von wem habe ich das doch gleich — richtig! Wenzel, dein früherer Kantor, erzählte mir's neulich! — Ich sehe ihn hin und wieder — man kann das natürlich nicht ganz vermeiden, wenn man an einem Orte lebt. Schließlich — die Frau ist eben früher doch auch Pastorenfrau gewesen. — Na, ich weiß ja schon — du bist auf alle beide nicht gut zu sprechen. Übrigens so schlimm sind die Leute wirklich nicht bei näherer Betrachtung. Er hält sich jetzt leidlich nüchtern; sie hat ihn höllisch unter der Fuchtel und hängt ihm die Schnapsflasche hoch. — Wir haben da so ein Skatkränzchen im Kretscham; die feineren Leute unter sich — verstehst du! Da kommt Wenzel auch manchmal dazu. Aber Punkt dreiviertel elf Uhr muß er nämlich zu Haus sein, sonst geht's ihm hundsschlecht. Sie führt den Pantoffel, aber so!" — Dornig machte eine beredte Geste mit der Hand. „Was sagst du dazu?"

Er brach in ein dröhnendes Gelächter aus, in das der Gärtnergewendbauer auf dem Bocke mit einstimmte. Die traurigen Ehe-Erfahrungen des ehemaligen Kantors von Breitendorf bereiteten dem Bauern offenbar vielen Spaß.

„Woas ho 'ch Se gesagt, Herr Paster!" meinte der Alte und wandte den beiden Geistlichen sein rotes Gesicht zu. „Zwischen dan beeden wor Liebschaft! Schun bein salgen Pfarrn Menken senen Labzeiten — ju ju — Se kin mersch

heelig gleba. — Nu hoat ar sei Fett — Wenzel! — Dan giht's nu dreckch — die werd en schu oan dar kurzen Leine hoalen — ju ju! — Su mußt's ack kimma. — Sist de Wenzel, nu host de dei Fett wag!" — Und der Alte sank in stillem Gekicher ganz in sich zusammen auf seinem Bocke.

Dornig, in seiner plump vertraulichen Art, forschte, wie Gerland sein Hauswesen eingerichtet habe, seit die frühere Pastorswitwe ihn verlassen, wo er jetzt esse, ob er billiger oder teurer lebe.

„Sage 'mal, da soll ja dieser Doktor Haußner wieder im Lande sein?" —

„Jawohl!" meinte Gerland.

„Und die Tochter ist auch mit?"

„Ja!"

„So so! — die Tochter ist auch wieder da — — hm! Ich hörte darüber neulich, ganz zufällig. — Was für eine Art Person ist sie denn eigentlich — ich meine, ist sie ein nettes Mädchen?"

Gerland sah Dornig an. Eine merkwürdige Mischung von Neugier, Verschmitztheit, Phlegma und Verlegenheit spiegelten sich in dem fetten Gesichte wieder.

„Warum fragst du mich das?" sagte Gerland scheinbar kalt; er nahm sich zusammen.

„Gott — nur so! — Eigentlich geht's mich ja nichts an. Aber, schließlich, man interessiert sich doch für seine Freunde." —

„Stammt diese Nachricht vielleicht auch aus derselben Quelle?" fragte Gerland, den Amtsbruder scharf anblickend.

„I Gott bewahre!" rief Dornig voll Eifer. „Du denkst wohl gar, ich lasse mir von den Wenzels was vor-

klatschen. Da kennst du mich falsch! Wirklich, um solche Sachen kümmere ich mich gar nicht!" —

Das Gespräch verstummte für einige Zeit. Eine Verstimmung war eingetreten zwischen den beiden ehemaligen Schulkameraden. Dornig war das Gefühl, Gerland verletzt zu haben, doch schließlich peinlich geworden; er fing von einem anderen weniger verfänglichen Stoffe an — die bevorstehende Konferenz der Ephoren.

„Die Sache soll ganz vertraulich sein, diesmal," meinte Dornig. „Im Hause des Alten selbst!" — womit er den Superintendenten meinte. —

„Was will er denn eigentlich von uns?" forschte Gerland.

„Was wird's denn sein! Diaspora-Angelegenheiten. — Vom Konsistorium ist eine Verordnung gekommen — und dann will er uns wohl noch einiges in Sachen Fröschel mitteilen."

„Wie — in Sachen Fröschel?" —

„Der Alte hat sich da wieder mal sehr geschickt aus der Affaire gezogen. Als sich Fröschel damals erschoß, dachte man doch, es würde ihm höllisch ans Bein laufen — ja, ich glaube, da hat's manche gegeben, die sich auf eine Superintendentenvakanz schon spitzten: die haben sich nun freilich geschnitten. Unser Alter ist auch nicht von gestern. Er muß einen sehr geschickten Bericht eingereicht haben. Oben scheint man ganz zufrieden gestellt. Auch in der Presse hat sich der Lärm schnell gelegt. Jetzt hört man schon gar nichts mehr von der Geschichte; und neulich hat der Superintendent ja auch eine Auszeichnung erhalten."

„Der Superintendent — eine Auszeichnung?"

„Mensch, liest du denn gar keine Zeitungen! Den roten Piepmatz vierter. Jawohl! Vergiß nur nicht, ihm zu gratulieren." —

Sie waren inzwischen in der Stadt eingefahren, und hielten bald vor der Superintendentur.

Gerland ging dieser Sitzung mit den unangenehmsten Empfindungen entgegen. —

Die beiden wurden in ein Zimmer gewiesen, in welchem eine längliche Tafel aufgestellt war. Eine Anzahl Geistlicher war bereits zur Stelle, unter ihnen Polani. Es gelang Gerland, den Pfarrer von Annenbad von der Gruppe loszumachen, bei der er gerade stand.

Er hatte sich längst vorgenommen, mit jenem zu sprechen. Was er neulich erfahren, daß es Polani gewesen sei, der dem toten Fröschel ein Kreuz aufs Grab habe setzen lassen, hatte in Gerlands Augen vieles gut gemacht. Eine solche That sprach dafür, daß unter dem glatten Äußeren dieses Mannes doch ein Herz schlug, welches tieferer Gefühle fähig war.

Polani hörte sich Gerlands Dankesworte an mit jenem ihm eigentümlichen müden, selbstironischen Lächeln. „Niemand sollte es eigentlich wissen," sagte er „von wem das Kreuz stammt. Nun haben Sie's doch erfahren Gerland! Aber sprechen Sie wenigstens nicht davon, darum bitte ich Sie!"

Gerland versprach das. „Glauben Sie mir nur, lieber Gerland," fuhr Polani fort, „ich habe diesen Fröschel ganz gut verstanden. Jeder von uns modernen evangelischen Theologen hat einmal da gestanden, wo Fröschel geendet ist, an der kritischen Wegekreuzung. Der Arme hat den

Weg zur Kirche nicht zurückgefunden, das ist seine Tragik. Er büßt gewissermaßen für den ganzen Stand. O, ich habe Fröschel ganz gut verstanden! Er ist unseres Mitgefühls wert, vielleicht sogar unserer Abbitte. Aber öffentlich seine Partei ergreifen, geht nicht. Um des Beispiels willen darf das nicht sein! Das Kreuz auf seinem Grabe trägt keine Inschrift, wie Sie bemerkt haben werden. Dieses Kreuz sollte weiter nichts bedeuten als meinen Ausdruck des Mitfühlens für einen Mann und Amtsbruder, der über einen Stein gestürzt ist, vor welchem Gott unseren Fuß gnädig bewahrt hat."

Gerland schüttelte Polani die Hand. Es gewährte ihm große Befriedigung, den Mann, den er einstmals hoch geschätzt, und den er später tiefer und tiefer in seiner Achtung hatte sinken lassen müssen, so sprechen zu hören.

Das ermutigte ihn auch, sich an Polani zu wenden mit der Befürchtung, welche Dornigs Worte in ihm wachgerufen. War es denn wirklich so? Sollte Fröschels Selbstmord heute noch einmal zur Besprechung kommen? —

„Es ist richtig!" erwiderte Polani. „Der Superintendent will diese Angelegenheit berühren. Aber Sie brauchen nichts zu befürchten, Gerland. Es wird kein Wort fallen, das Sie oder irgend einen Freund des Toten verletzen könnte. Der Herr Superintendent gedenkt die Sache in ireniſchem Sinne zu behandeln — rein in ireniſchem Sinne." —

Polani wurde hier von einem Amtsbruder angeredet. Er entschuldigte sich bei Gerland, dem die Gedanken im Kopfe herumwirbelten. ‚Im ireniſchen Sinne — also, im ireniſchen Sinne wird er über Fröschel sprechen!'

Es war Gerland, als sähe er das Gesicht des kleinen Mannes, der jetzt in einsamer Kirchhofsecke lag, vor sich — das spöttische Zwinkern der Augenlider und den bitteren Zug um die müden Lippen. —

Die Diözesanen waren inzwischen vollzählig erschienen. Gerland sah manches bekannte Gesicht wieder. Diakonus Schwenker, Fröschels Nachfolger in Annenbad, Pfarrer Roßbach und andere — selbst Pfarrer Valentin war von Göhdaberg herabgekommen.

Gerland riß sich aus einer Unterhaltung los, in die ihn Roßbach verwickelt hatte, als er das weißumrahmte Gesicht seines alten Freundes erblickte.

Er hatte den Alten kaum begrüßt, als die Schultern und Rücken der Amtsbrüder sich beugten; der Ephorus war eingetreten.

Der Herr Superintendent hielt zunächst seinen Rundgang. Mit prälatenhafter Würde teilte er Ansprachen aus, schüttelte hier und da eine Hand, machte eine launige Bemerkung, die pflichtschuldigst belacht wurde. Der Oberhirte war gut gelaunt. Von diesem und jenem der Amtsbrüder wurde er beglückwünscht zur neuen Auszeichnung. Er nickte leutselig zu solchen Bemerkungen, dankte mit vielsagendem Lächeln, bescheiden jedes Verdienst ablehnend.

Auch Gerland wurde ganz gegen Erwarten von Seiten des Superintendenten durch eine besonders freundliche Ansprache ausgezeichnet. Es würde ihn nicht erstaunt haben, wenn sein Oberer ihn völlig links hätte liegen lassen, nach den Auseinandersetzungen, die neulich zwischen ihnen stattgefunden. —

„Nun zum Geschäft, meine Herren Amtsbrüder!“ — rief der Superintendent, nachdem er mit den Begrüßungen durch war.

Man eilte zu den Plätzen und hörte zunächst das Einleitungsgebet an, welches der Ephorus sprach.

Der erste Teil der Tagesordnung betraf mannigfache Vorkommnisse aus der letzten Zeit: Todesfälle, Vakanzen, Neubesetzungen in der Diözese. Dann wurden verschiedene Verordnungen von seiten des Provinzial- und Landeskonsistoriums verlesen und besprochen.

Nachdem dieser Teil mit der dem Superintendenten eignen Breite zu Ende geführt war, machte der Prälat eine Pause — er schien seine Gedanken zu sammeln. Gerland ahnte, was kommen werde.

„Noch einmal, liebe Amtsbrüder,“ begann der Ephorus endlich und legte sein Gesicht in ernste Falten, „noch einmal muß ich auf einen traurigen Fall zu sprechen kommen, mit dem, im Beginne dieses Jahres, der Herr unsere Diözese heimgesucht hat. Sie alle werden wissen, welches Ereignis ich damit meine: den Selbstmord unseres unglücklichen Amtsbruders Fröschel, weiland Diakonus in Annenbad.“ —

Wieder eine Pause.

„Die Befürchtungen, die wir damals an den überaus betrübten Fall knüpften, die berechtigten Sorgen wegen der möglichen Folgen dieses Ereignisses für die Diözese — liebe Amtsbrüder — haben sich, Gott sei Dank, nicht bewahrheitet. Schnell ist das Geschrei verstummt, das sich in der Presse einer gewissen kirchenfeindlichen Richtung gegen uns erhob — auch Rom und seine Anhänger haben aus dem Vorfalle keine Waffen gegen uns schmieden können

— und ein hohes Kirchenregiment hat sich nach eingehender Prüfung der Sache überzeugt, daß die Schuld nirgend anders zu suchen war, als bei dem Thäter selbst, der sich durch seine That freilich jeder Verantwortung vor menschlichen Tribunalen entzogen hat.

„Und so haben sich denn alle billig Urteilenden von der Überzeugung durchdrungen, daß uns irgendwelche Vorwürfe in dieser Angelegenheit nicht treffen. Denn es ist ja eben klar erwiesen, daß Fröschel bei seinem Thun die volle Zurechnungsfähigkeit nicht besessen hat.

„Das Ungewitter ist vorübergezogen, die Wolken sind zerstreut. Man hat uns nichts anhaben können, nicht das geringste! — Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. — Fester denn je steht der rechte Glaube unter uns aufgerichtet, und wir ruhen gesichert auf diesem Felsengrunde. Die Zaghaften und Kleingläubigen unter uns, und auch unsere Feinde und Widersacher, müssen es jetzt unumwunden anerkennen: viel zu fest ist das Gefüge unserer Kirche, als daß der Abfall eines Verirrten ihr etwas anhaben könnte.

„Im Gegenteil, aus Bösem ist Gutes geworden. Der Herr hat es herrlich hinausgeführet, wunderbar sind seine Wege. ‚Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen!‘“ —

Superintendent Großer wollte damit die Konferenz beschließen, aber aus der Mitte der Diözesanen erhob sich Pfarrer Roßbach.

Er bat um Verzeihung, daß er, obgleich einer der jüngsten, es wage, nach dem verehrten Herrn Superinten-

denten das Wort zu ergreifen — aber es dränge ihn dazu; er könne nicht zurückhalten mit seinen überschwellenden Empfindungen, und er glaube, im Sinne aller Anwesenden zu handeln, wenn er dem Herrn Superintendenten ihrer aller wärmsten Dank — innigste Anerkennung — tiefste Bewunderung ausspräche für die schöne, echt christliche, priesterliche, taktvolle, homiletische Art und Weise, mit welcher der Oberhirte in dem Falle Fröschel vorgegangen sei. — Wie er in dieser überaus schwierigen Angelegenheit durch Weisheit und Vorsicht große Gefahren von der Diözese abgewendet habe.

„Dafür, Herr Superintendent, unser aller tiefgefühlten Dank! Mit Ihnen fühlen wir uns stolz und geehrt durch die hohe Auszeichnung, die Ihnen, so wohlverdient, kürzlich zu teil geworden ist. Ich weiß es, ich spreche aus der Seele aller hier versammelten Amtsbrüder, wenn ich Gott den Herrn anflehe, Sie uns noch recht lange zu erhalten, teurer Herr Superintendent, zum Segen der Diözese, zu Schutz und Schirm der guten Sache, zu Nutz und Frommen der Kirche." —

Der Superintendent war tief ergriffen, Thränen in den Augen, stammelte er Worte des Dankes. Pfarrer Roßbach empfing zustimmende Händedrücke. —

Die Versammlung lief nach diesem Abschluß schnell auseinander. Die Auswärtigen gingen in den Gasthof zum gemeinsamen Mittagsmahl. Bei Tisch fiel es auf, daß Polani und Roßbach fehlten. Jemand wollte wissen, daß sie vom Superintendenten zum Mittagessen aufgefordert worden seien.

„Aha!" rief Dornig. „Das ist die Quittung für

Roßbachs Rede — 's ist nur gut, daß Polani endlich einen Konkurrenten im Schustern gefunden hat." —

Wenn den beiden, Polani und Roßbach, in der nächsten Viertelstunde die Ohren klangen, so stammte das jedenfalls nicht von guter Nachrede seitens der Amtsbrüder. —

XIV.

Gerland fuhr bei Zeiten nach Haus zurück. Er hatte den alten Pfarrer Valentin zu sich in den Wagen genommen, um dem Greise wenigstens ein Stück Weges das Marschieren zu ersparen.

Selbst auf den harmlosen, alten Mann, der, wenn irgend möglich, Dingen und Menschen die beste Seite abzugewinnen versuchte, hatten die Vorgänge des Morgens einen unangehmen Eindruck gemacht. Mißtrauen war dieser friedliebenden Natur durchaus fremd, aber heute stimmte er in Gerlands kritische Betrachtungen über die Amtsbrüder trauernden Herzens ein. Er werde alt, klagte er, und die Welt um ihn her habe sich verändert. Die Schlichtheit, die Innigkeit des Glaubens sei verloren gegangen. Auch in den geistlichen Stand habe sich das Strebertum eingeschlichen. — Man blicke nach oben; aber nicht auf den lieben Gott. — An Stelle der Frommheit mache sich Phrase und Heuchelei breit. — Eine zweite Periode des Rationalismus sei im Anzuge.

Der alte Mann schüttelte trübe sein Haupt und sprach davon, sich nun bald emeritieren lassen zu wollen.

Gerland hatte Valentin gegenüber etwas Besonderes auf dem Herzen — eine Beichte! — Sein Verhältnis zu Gertrud wollte er dem Onkel des Mädchens nun endlich eröffnen.

Er holte weit aus, erzählte, wie alles gekommen sei.

Auf Bedenken, Kopfschütteln, ja auf ernstes Abreden hatte sich Gerland gefaßt gemacht; die Wirkung, die seine Eröffnung in Wahrheit auf den alten Mann hatte, kam ihm völlig unerwartet. —

Pfarrer Valentin weinte vor Freude.

Das sei ja seine Hoffnung gewesen im stillen, von dem Augenblicke an, wo er erfahren, daß Gerland in Verkehr mit Haußner getreten.

Gerland fiel ein Stein vom Herzen, als er den Alten so ganz auf seiner Seite sah; nun schüttete er ihm ein ganzes Herz voll Sorgen aus. Jetzt, wo er alles darlegen mußte, wurde ihm selbst erst klar, wie schwierig die Lage sei, in die er sich begeben. Er machte Valentin gegenüber all die Hindernisse geltend, die sich seiner Verbindung mit Gertrud in den Weg stellten.

Da war vor allem Haußners schroff ablehnende Haltung. — Die Tochter taufen zu lassen, dazu würde ihn keine Macht der Welt bringen. Wie aber konnte Gerland im Amte bleiben, wenn er ein ungetauftes Mädchen heimführte? — Nach keiner Seite schien ein Ausweg aus diesem Dilemma vorhanden. —

Aber Pfarrer Valentin wollte nichts davon wissen, daß Gerlands Lage trostlos sei. „Das wird alles zu einem

guten Ende kommen, mein lieber junger Freund!" — tröstete er. „Ich sehe hier zu deutlich Gottes Finger. Wenn man alt wird, fängt man an, weit zu blicken, während das Nahe verschwimmt. Ich ahne jetzt, welchen Weg unser Herrgott uns alle geführt hat. — Wir sind nicht mehr weit vom Ziele, will mich bedünken." —

Der Alte saß eine Weile, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich stiller Miene; er schien in sich zu blicken, während die sinkende Sonne rings ihre Flammenzeichen aufsteckte. Gerland hütete sich, ihn zu stören; er ahnte, daß der Greis vergangener Zeiten gedachte.

Dann ergriff Valentin die Hand des jüngeren Mannes: „Hören Sie mich, mein Freund, ich habe mich zu etwas entschlossen — ich will mit Haußner sprechen. Manches Jahr ist es her, daß ich dem Manne Auge in Auge geblickt habe. Die Zeit scheint mir erfüllt. — Ich denke, wir haben uns vieles zu sagen, Haußner und ich." —

* * *

Sie waren am Haußnerschen Grundstück in Eichwald vorgefahren. Gerland hatte den Wagen entlassen. Er ging langsam auf der Straße auf und ab.

Die Zeit verstrich ihm sehr langsam. Zweimal schon, seit Pfarrer Valentin hineingegangen, hatte er es in Breitendorf schlagen hören. Daß der Alte den Arzt angetroffen habe, wußte Gerland; er hatte das tiefe Organ Haußners, das mit keinem andern zu verwechseln war, vom Garten her vernommen.

Da drinnen wurde jetzt sein Geschick entschieden. —

Dem jungen Geistlichen klopfte das Herz. Es war thöricht von ihm, zaghaft zu sein; je länger die Unterredung dauerte, desto besser war es ja für seine Aussichten.

Die Front des großen Hauses lag gänzlich im Dunkel; selbst die Fenster des ärztlichen Studierzimmers waren nicht erleuchtet.

Ob Gertrud und Martha eine Ahnung hatten, was vorgehe? — Wo mochten sie jetzt wohl sein? —

Als Gerland das nächste Mal an dem Gartenthore vorüberschritt, öffnete sich dieses leise. Durch die Spalte zwängte sich ein graues Wesen. Jemand faßte Gerland am Rock. „Herr Pfarrer!“ flüsterte ein Stimmchen. Eine Gestalt, wie ein Fledermäuschen im Abenddunkel, huschte heran. — „Kommen Sie schnell, Herr Pfarrer!“ — Als er zögerte, zog sie ihn mit sanfter Gewalt zur Thür. „Ich habe die Glocke ausgehängt — niemand kann etwas hören. Kommen Sie!“ —

„Aber, Fräulein Herberge, das geht doch nicht!“ meinte Gerland, dem allerhand Bedenken aufstiegen.

„Kommen Sie nur — kommen Sie! — Hinauf nach dem Walde sind sie gegangen, Haußner und der alte Herr. — Kommen Sie nur!“ —

Das Thor schloß sich unhörbar hinter ihm.

Gerland wollte etwas sagen. — „Pst, pst!“ Martha hielt ihm den Mund zu. Man that ein paar Schritte über Rasen. Da hüpfte aus der Dämmerung eine andere Gestalt herbei.

Einige ihm unverständliche Worte flüsterte Martha noch; dann war er allein mit Gertrud. Das alte Mädchen schien der Schatten der Gebüsche verschluckt zu haben.

Er fühlte eine weiche Hand in der seinen zittern — blickte in ein Paar glänzend zu ihm aufgeschlagene Augen. Wortlos beugte er sich zu dem lieblichen Gesichte herab, das sich vor ihm aufthat, wie der Kelch einer Blume — ein Paar halbgeöffnete Lippen kamen den seinen entgegen. Er fühlte, wie die kleine Hand in der seinen zuckte, — etwas Neues durchrieselte ihn vom Kopf zu den Füßen.

Keines sagte ein Wort — nur noch in halbbewußten Bewegungen lösten sich die Gefühle aus.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn: die Laube. Sie schien ihn sofort zu verstehen, obgleich keine Worte gewechselt wurden. Die Laube lag dicht nebenan; auf Zehen schlichen sie hinein, klopfenden Herzens. Er stieß sich hart an der Tischkante und fühlte es nicht. Tastend fand er im Dunkeln die Bank, setzte sich und zog das Mädchen neben sich.

Jeder seiner Bewegungen folgte sie. Bald hatte er sie ganz in seiner Gewalt — sein Arm lag um ihren Körper, sein Kuß durchdrang ihre Lippen — sie schien keinen eignen Willen mehr zu haben. Wie ein Schüler folgte sie willig seiner Anleitung. Und dabei war er selbst ein Lernender.

Jetzt sank des Mädchens Kopf zurück; er blickte ihr, über sie gebeugt, ins Gesicht; ein matter Schimmer des Abendhimmels fiel darauf. Sie schloß die Augen; ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Nun fand er an ihrem Ohre die ersten stammelnden Worte — ein unzulängliches Geständnis von dem, was er empfand.

Wie ein Kind, das im Einschlummern begriffen, lag sie in seinen Armen. Sie nickte mit dem Kopfe und lächelte.

Er küßte ihr die geschlossenen Augen und das Haar, streichelte ihr die Wangen. Sie schmiegte sich an ihn.

Jetzt hörte er draußen ein ihm wohlbekanntes männliches Organ. Das Mädchen richtete sich ein wenig auf. „Der Vater!" flüsterte sie.

Stimmen und Schritte kamen näher. Gerland erwog mit angehaltenem Atem, was er zu thun habe, im Falle man sie entdecke. Aber die Gefahr ging diesmal vorüber; dicht an der Laube, so daß ihre Gestalten für einen Augenblick den hellen Himmelsabschnitt verdunkelten, schritten die beiden Männer vorbei. Sie waren eifrig im Gespräch vertieft.

Valentin und Haußner standen noch einen Augenblick vor der offenen Hausthür. Gerland konnte jedes Wort hören, das sie sprachen.

„Du mußt hier bleiben für die Nacht. So spät kannst du doch unmöglich bis nach Göhdaberg laufen," hörte man Haußner sagen.

Der alte Valentin schien sich dagegen zu sträuben. Der Arzt redete weiter in ihn hinein, aber nicht in unfreundlichem Tone, wie es Gerland vorkam.

Dann verschwanden die beiden im Hause.

XV.

Schwester Elisabeth, die Gemeindediakonisse, lag ihren Pflichten mit großem Fleiße ob. Gerlands Befürchtung, sie möchte dem schweren Berufe nicht gewachsen sein, bewahrheitete sich nicht. Zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter war er ihr schon im Dorfe begegnet. Sie schien das Geheimnis zu verstehen, an mehreren Stellen gleichzeitig zu sein. Die widerlichsten Dienste am Lager Schwerkranker, oder bei verwahrlosten Kindern, that sie mit freundlichem Lächeln. Ohne Lärm und Aufsehen flog dem Mädchen die Arbeit von den Händen; still wie ein Heimchen war sie, und stets guter Dinge.

Die Gleichmäßigkeit ihres Wesens schien eine beruhigende Wirkung auf die Kranken auszuüben. Schwester Elisabeth war im Laufe weniger Wochen eine beliebte Persönlichkeit im Breitendorfer Thale geworden. Und all die Bedenken, welche man erst gegen die Anstellung einer Gemeindeschwester geltend gemacht, waren verstummt oder sie schwiegen wenigstens einstweilen.

Eine merkwürdige Ironie des Schicksals fügte es, daß Schuhmacher Herklotz, der am gehässigsten gegen die Berufung einer Diakonisse aufgetreten war, jetzt in die Lage kam, den Geistlichen um Überlassung der Schwester zur Pflege seiner erkrankten Frau zu bitten. —

Herklotz, ein vorgeschrittener Fünfziger, hatte trotz seiner Mißgestalt in zweiter Ehe eine junge Person geheiratet, von der er mehrere Kinder besaß. Kürzlich wieder von einem Kinde entbunden, hatte sich die Frau im Wochenbette nicht gehalten; schon am dritten Tage nach der Geburt war sie aufgestanden, um eine Verrichtung in der Wirtschaft vorzunehmen: nun lag sie an schwerem innerem Schaden darnieder.

Herklotz besaß einige Bildung; er las viel — seine Litteratur bezog er von herumziehenden Kolporteuren; auch hatte er selbst ein Blatt radikaler Färbung im Vertriebe. Gegen die Kirche zu opponieren, hielt er für die erste Pflicht des freien Mannes; und da er nicht logisch genug dachte, um die Person von der Sache zu trennen, so trat er dem Geistlichen von vornherein mit grimmigem Hasse entgegen. Gerland hatte mehr als einen Annäherungsversuch diesem verbissenen Querkopf gegenüber gemacht, aber ohne Erfolg.

Nun mußte dem Manne dieses Unglück passieren. Seine junge Frau, die ihm als Wirtschafterin und Kinderpflegerin ganz unentbehrlich war, wollte er doch nicht gern einbüßen. Zuerst hatte er es mit einem Doktor aus der Stadt versucht; aber der verschrieb dem geizigen Manne viel zu viel Medikamente, die ins Geld liefen. Man war also sehr bald von dem kostspieligen Medikus abgegangen

und hatte sich Rat bei der Besprechfrau Tonchen geholt. Die hielt denn mit ihrer Weisheit nicht hinter dem Berge; die Folge ihrer Wunderkuren aber war, daß es jetzt, nach einem halben Jahre, schlimmer mit der Kranken stand, denn anfangs. — Schuhmacher Herklotz befand sich in keiner beneidenswerten Lage mit einer bettlägerigen Frau, und vier Kindern, von denen eins noch nicht aus dem Säuglingsalter heraus war.

Die Not hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Schwester Elisabeth in Breitendorf eintraf. Gerland war über die Zustände im Hause des Schuhmachers wohl unterrichtet, aber er vermied es, die Schwester dort hinzuführen; aufdrängen wollte er sich dem Manne nicht, so wie sie zu einander standen. — Diesem Charakter gegenüber schien größte Vorsicht geboten. Der Geistliche beschloß, sich in diesem Falle suchen zu lassen.

Gerland konnte sich daher einer gewissen Befriedigung nicht erwehren, als Herklotz eines Tages im Pfarrhause erschien und mit dem „Pfarrn" zu sprechen verlangte.

Nach einigem Druckseu kam der Schuhmacher denn auch damit heraus, daß er sich die Gemeindeschwester zur Pflege seiner Frau ins Haus wünsche.

Der Geistliche setzte ihm auseinander, daß die Schwester bereits aufs äußerste in Anspruch genommen sei, und daß sie in der nächsten Zeit kaum noch neue Patienten würde zu den alten übernehmen können.

Der Buckelige stand da, den großen kahlen Kopf mit der unsauberen Platte gesenkt, so daß Gerland sein Mienenspiel nicht zu beobachten vermochte.

„Ja, es wird jetzt beim besten Willen nichts zu machen

sein, Meister Herklotz!" meinte der Geistliche. „Es ist doch wohl nur billig, wenn diejenigen, welche sich zuerst beworben haben, auch zuerst berücksichtigt werden. Hier, ich will Ihnen mal vorlesen, wo die Schwester jetzt überall pflegt und wie oft sie bereits vorgemerkt ist." Er begann aus der Liste vorzutragen. „Sie sehen daraus, Herklotz, daß das Bedürfnis nach einer Gemeindeschwester in unserer Parochie ein großes ist." — Gerland machte eine Pause; diese Pille mußte er seinem Widersacher doch zu kosten geben. „Die Schwester möchte sich zerreißen, soviel hat sie hier zu thun vorgefunden. — Aber ich will Sie vermerken auf der Liste. — Das ist alles, was ich gegenwärtig thun kann, Meister Herklotz."

Innerlich war Gerland längst mit sich im reinen, daß er Schwester Elisabeth veranlassen wolle, sich dieses Falles anzunehmen.

Der Schuhmacher war offenbar mit dem erhaltenen Bescheide nicht zufrieden. Er blieb auf seinem Platze und drehte die schmutzige Kopfbedeckung in den Händen. Gerland blickte voll höchster Spannung auf ihn; würde der trotzige Geselle sich wirklich zu einer Bitte herbeilassen?

Mit seinem schnarrenden Organ, das Gerland von der Gemeinderatssitzung her noch im Ohre klang, begann der Buckelige: „Is es etwan, und Se wulln mer de Diakunisse ne hergahn, weil'ch 's latzte Kind no ne zur Tofe gebracht habe?"

Der junge Geistliche hatte in der Breitendorfer Stelle ja schon manch eigenartige Erfahrung gesammelt, aber diese Logik machte ihn zunächst doch stutzen. „Ich bitte Sie,

Meister Herklotz, was hat denn das für einen Zusammenhang? Gewiß wünsche ich nichts sehnlicher, als daß mir die Kinder zur heiligen Taufe gebracht werden, aus freien Stücken von seiten der Eltern; und ich muß es Ihnen ganz offen sagen, Meister Herklotz, ich warte schon lange besorgten Herzens darauf, daß Sie mir nun auch Ihr Jüngstes endlich zur Taufe anmelden. Aber nie würde ich aus Ihrer bisherigen Versäumnis ein Recht dazu ableiten, Ihnen, oder gar Ihrer armen Frau, die Hilfe abzuschlagen, deren Sie bedürfen. — Ich glaube, Sie verkennen mich völlig, Herklotz! Ich fürchte beinahe, Sie hassen mich! Ich würde viel darum geben, wenn ich es wenigstens so weit brächte, daß Sie mich gerecht beurteilen. Wollen Sie denn nicht Vertrauen fassen zu Ihrem Pfarrer — Meister Herklotz?"

Gerland war aufgestanden und hielt dem Manne die Hand hin.

Der Buckelige zögerte längere Zeit; dann schlug er, ohne aufzusehen, in die dargebotene Hand ein.

Auf Gerlands Versprechen, daß er noch heute mit der Gemeindeschwester zu der Kranken kommen werde, hatte Herklotz kein Wort des Dankes.

Und als er ging, war der Geistliche im Zweifel, ob er diesen Mann gewonnen, oder ob er sich ihn nur noch mehr zum Feinde gemacht habe. —

* * *

An einem der nächsten Tage ging der junge Geistliche wieder nach Eichwald hinauf. Er vermied diesmal, von

der Straße her seinen Eingang in Doktor Haußners Besitzung zu nehmen. Die neugierige Miene des öffnenden Mädchens war ihm lästig. — Das Dienstbotenvolk mußte bereits etwas gewittert haben; er wollte keinen Stoff zu Klatschereien geben.

Vom Walde aus, in den der Garten des Arztes verlief, betrat er diesmal das Grundstück.

Auf dem Wege hatte er sich bereits ausgemalt, wie er das Mädchen wohl antreffen möchte, unter welchem Vorwande er sie beiseite locken wolle. — Allerhand abenteuerliche Pläne entstiegen seiner erregten Phantasie.

Es war am Vormittage. Der Garten lag vor ihm in hellem Sonnenlichte, als er aus dem Gehölze trat. Forschend ließ er seine Blicke nach allen Seiten gleiten; nirgends eine Spur von Gertrud! — Wenn er nur wenigstens Martha gefunden hätte, die würde schon Rat gewußt haben. —

Er schritt langsam die mit Obstbäumen bepflanzte Rasenböschung hinab, dem Hause zu.

Unten im Gemüsegarten arbeitete ein Mann; die weißen Hemdsärmel leuchteten weithin, die Schollen flogen vor seinen kräftigen Armen — er wandte dem Geistlichen den Rücken. Jetzt, wo er sich aufrichtete, um zu verschnaufen, hatte ihn Gerland erkannt. — Der Arzt grub seine Gemüsebeete um.

Gerland zauderte. Es war noch immer Zeit, umzukehren und ungesehen im Walde zu verschwinden. Aber weshalb dem Manne aus dem Wege gehen? — Einmal mußte der Zwist ja doch ausgetragen werden zwischen ihm und jenem. Alles erträglicher, als dieser Zustand der Unklarheit und des Mißtrauens!

Gerland näherte sich dem arbeitenden Manne, machte absichtlich ein Geräusch, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Arzt wandte sich, und Gerland brachte seinen Gruß an. Haußner maß ihn mit wenig erfreuter Miene und brummte irgend etwas, das ebensogut eine Verwünschung wie eine Begrüßung bedeuten konnte, in den Bart.

Gerland kannte den merkwürdigen Mann nun doch schon zur Genüge, um sich durch solche Rauheit der Manieren nicht irre führen zu lassen. ‚Er ist Gertruds Vater!‘ dieser Gedanke war es, der ihn immer und immer wieder die beleidigende Schroffheit übersehen ließ, deren sich der Arzt mit einer gewissen Absichtlichkeit ihm gegenüber befliß. — Im Grunde konnte er sich eines Gefühls tiefer Zuneigung zu diesem Sonderling nicht erwehren. Viel, sehr viel würde er darum gegeben haben, wenn er sich Haußners Achtung hätte erwerben können.

Der Arzt schien sich durch die Gegenwart des Geistlichen nicht im geringsten in seiner Arbeit stören lassen zu wollen. Mit kräftigen Spatenstichen fuhr er fort, das dunkle, speckglänzende Erdreich umzulegen.

Den jungen Mann reizte es, zu beweisen, daß auch ihm solche Arbeit nichts Fremdes sei. In der Nähe erblickte er einen Schubkarren mit Werkzeugen. Er suchte sich eine Stichschaufel heraus, legte seinen schwarzen Rock ab und stellte sich, ohne ein Wort der Erklärung zu geben, neben den Arzt. Bald flogen seine Erdschollen mit denen Haußners um die Wette.

Vor ihnen am Boden stand ein Blumentopf; Gerland bemerkte, daß der Arzt die Larven, Würmer und Käfer,

die beim Umgraben aufgeworfen wurden, in diesem Behälter sammle. Der Geistliche begriff zwar nicht, zu welchem Zwecke dies geschehe, aber er begann ebenfalls, das Gewürm sorgfältig aufzulesen und in den Topf zu werfen, wie er es von dem andern sah.

Nach einiger Zeit stach der Arzt seinen Spaten in den Boden und stand mit verschränkten Armen. Gerland fühlte, daß der Blick des Mannes auf ihm ruhe. Er that nicht desgleichen — arbeitete ruhig weiter.

„Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen," sagte Haußner plötzlich, „daß ich mal einen Geistlichen zum Gartenjungen haben würde." —

Es war das erste Mal, daß Gerland eine launige Bemerkung von diesem Munde vernahm. — Kein schlechtes Zeichen, wie ihm deuchte! — Er blickte auf und sah, daß die Augen des bärtigen Mannes auf ihn gerichtet waren, nicht unfreundlich, so kam es ihm vor. Unwillkürlich lächelte Gerland.

Der Arzt bückte sich nach dem Blumentopf, dessen Inhalt er prüfte.

„Gestatten Sie mir die Frage, Herr Haußner," meinte Gerland, „was haben Sie mit diesen Würmern eigentlich vor?"

„Damit füttere ich meine Fische!" war die Antwort.

Das gab dem Geistlichen willkommenen Anlaß zu weiteren Fragen.

„Wenn Sie 's interessiert, können Sie sich meine Pfützen — Teiche wäre ein zu großartiger Ausdruck — mal ansehen."

Natürlich war Gerland mit größtem Vergnügen dazu bereit. — Im Innern frohlockte er. Der alte Isegrimm fing endlich an, sein rauhes Fell abzulegen.

Sie betraten einen abgelegenen Teil des Grundstückes, von dessen Existenz Gerland bisher nichts geahnt hatte. Durch Wiesen eilte ein Wässerchen zu Thale; an verschiedenen Stellen war der Bach mittelst Querdämmen zu kleinen Teichen angespannt.

Gerland erkundigte sich nach dem Ursprung dieser Anlage und erfuhr, daß sie Haußners eigenstes Werk sei.

Sie traten auf den Damm des untersten Teiches. Der Arzt begann den Inhalt des Topfes stückweise auszuwerfen. Jetzt wurde Leben in dem krystallhellen Wasser. Blitzschnell sah Gerland eine Anzahl Fische herbeischießen. Kaum hatte der Wurm, oder der Engerling den Wasserspiegel berührt, so verschwand er auch schon in einem leichten Wellengekräusel.

Man ging zum nächsten Teiche, wo sich dasselbe Schauspiel wiederholte. Gerland fragte, welche Fischarten der Arzt züchte. — „Salmoniden," meinte Haußner, „Forellen, Saiblinge, Äschen, — die gedeihen in unserem kalten Gebirgswasser am besten."

„Sind weiter oben keine Fische?" fragte Gerland, da er bemerkte, daß Haußner den Inhalt des Topfes ausgeleert hatte, noch ehe man zum letzten Teiche gekommen war.

„Nein! Dort habe ich eine Art von Beobachtungsstation angelegt."

Sie waren an den obersten Teich gekommen, in dessen klarer Flut Wasserpflanzen aller Art einen hellgrünen Filz bildeten.

„Sehen Sie, hier ist mein Observatorium!“ sagte Haußner.

Gerland bat um Erläuterung, worauf sich die Beobachtungen des Arztes erstreckten.

„Es handelt sich um den Übergang der organischen Materie von einem Lebewesen zum andern. — Eines der interessantesten Probleme der Biologie! Und nirgends kommt man vielleicht der Lösung dieser Frage nahe, wie bei der niederen Tierfauna des Süßwassers; weil die Struktur gerade dieser Lebewesen die denkbar primitivste ist.“ —

Der Arzt zog mit einem gekrümmten Aste, den er vom Boden aufgehoben hatte, einige Wasserpflanzen zur Oberfläche; dann nahm er die triefenden Stengel auf die Handfläche. „Sehen Sie 'mal hier — es wimmelt! — Mit dem bloßen Auge sieht man da schon manches. — Wirklich sehen, wissenschaftlich sehen, kann man natürlich nur mit dem Mikroskop.“ —

Gerland sah mit Staunen eine Menge kleiner Lebewesen: Käfer, Schnecken, Larven, Würmer, in der schleimigen Masse herumkriechen. Haußner hatte eine Lupe hervorgeholt und musterte damit den Inhalt seines Handtellers.

„Seien Sie so gut, halten Sie mir das 'mal!“ sagte er plötzlich und legte dem Geistlichen den nassen Zopf in die Hand. „Hier ist gerade eine Rhabdocölidenspezies, die ich suche.“ Er holte eine Pinzette und ein Fläschchen mit heller Flüssigkeit aus seinen Rocktaschen hervor. Das Fläschchen entkorkte er mit den Zähnen. „So!“ — Nun suchte er von neuem mit der Lupe. „Hier steckt sie.“ Der Fang schien geglückt. Gerland sah, wie er das Tierchen in

die Flasche warf, wo es, ein kleiner grünlicher Punkt, zu Boden sank. — —

Der Geistliche fühlte es mit geheimer Wonne, daß er Gertruds Vater im Laufe der letzten Stunde um vieles näher gekommen sei. —

Beziehungen harmlosester Natur hatten sich zwischen den beiden Männern angeknüpft. Der Arzt hatte endlich einmal in dem Geistlichen den Menschen anerkannt.

XVI.

Sehnsüchtig wartete der Pfarrer von Breitendorf am Sonntage in der Sakristei, daß sich gegenüber in der Loge ein paar wohlbekannte Frauengesichter zeigen möchten.

Schon hatte er vom Altare aus das Apostolikum gesprochen, und die Gemeinde war beim zweiten Liede, als endlich Martha Herberges spitzes Näschen neugierig über die Logenbrüstung guckte. Für einen Moment erhaschte Gerlands suchendes Auge dann auch ein liebliches Gesichtsoval unter blondem Haar, und ein Augenpaar, das sich schamhaft vor seinem Blicke senkte.

Gedanken recht weltlicher Natur waren es, die den jungen Geistlichen beschäftigten, während er die Stufen der Kanzel hinaufschritt.

Kopf an Kopf drängten sich die Zuhörer im Schiff und auf den Emporen. Es hieß sich sammeln; die Gemeinde verlangte ihre Predigt. Vor den beiden Frauen dort in der Loge wollte er auch nicht schlecht bestehen — er raffte sich zusammen, konzentrierte alle Kräfte auf seine Aufgabe.

In üblicher Weise verlas er das Evangelium, während sich die Gemeinde rauschend erhob, wie ein Mann, um stehend das Bibelwort anzuhören. Aber selbst in die Verlesung des heiligen Schrifttextes hinein glitten ihm Gedanken an jenes Augenpaar da drüben, das er jetzt auf sich gerichtet wußte. Er fühlte die Gegenwart seines lieben Mädchens — etwas von ihr schien sich der Luft mitgeteilt zu haben — er wußte sich in ihrer Atmosphäre.

Die Gemeinde merkte nichts von dem Kampf mit allerhand zerstreuenden Gedanken, den der Geistliche da oben ausfocht, während er ihnen mit klarer Stimme, fließend und eindringlich wie nur je, das Wort Gottes auslegte.

Gerland mußte sich Gewalt anthun, mit der Fürbitte, den Danksagungen und Abkündigungen nicht allzusehr zu eilen. Sein Herz bebte vor ungeduldigem Verlangen, ihre Hand zu drücken, von ihrem süßen Munde den Morgengruß zu vernehmen.

Nachdem er den Segen gegeben, während die Gemeinde die letzten Strophen des Schlußliedes sang, eilte er aus der Sakristei. Heute schritt er nicht, wie sonst, sofort zum Pfarrhause hinüber, vielmehr wartete er in der Nähe des Hauptausganges, bis die beiden die Kirche verlassen würden.

Dort kamen sie endlich, im Strome der andern Kirchgänger langsam vorrückend.

Martha grüßte ihn schon von weitem durch Kopfnicken. Gertrud blickte vor sich — kaum, daß sie seinen Gruß erwiderte; die Hand reichte sie ihm wohl, halb gezwungen, aber einen Blick konnte er nicht von ihr erhaschen. — Störte sie die Anwesenheit so vieler Menschen?

Er führte die beiden Frauen aus der Menge heraus.

Klopfenden Herzens brachte er eine Einladung vor, im Pfarrhause einen kleinen Imbiß anzunehmen. Eigenhändig hatte er den Tisch gedeckt und alles zurecht gestellt, ehe er zur Kirche ging: den Tokayer und die böhmischen Oblaten, welche ihm neulich die Schwester aus der Stadt zugeschickt.

„Das ist ja reizend!“ rief Martha in Ekstase. „Nach der Kirche hat man immer Appetit; das bringt, glaube ich, eine gute Predigt so mit sich. Erst Speise für die Seele, dann für den Leib! — Was meinst du, Trudel? — Zu nett vom Herrn Pfarrer, so an uns zu denken — nicht wahr? Wir nehmen's dankend an. Der Papa wird zwar böse sein — wir machen ihm irgend was vor. Was ist denn weiter dabei, 'mal bißchen zum Herrn Pastor nach der Kirche. Mir wurde schwach, werde ich sagen, ich brauchte eine Nervenstärkung; das ist außerdem auch wirklich wahr! Ich bin noch gar nicht ganz hergestellt von neulich.“ —

Über solchen Reden des alten Mädchens war man zum Pfarrgarten gekommen. Gerland öffnete die kleine aus Holzstengeln gezimmerte Thür.

„Trudel, wie wird uns!“ rief Martha, „zum ersten Male sollst du diese Schwelle überschreiten. Denke nur, das Pfarrhaus! — Das Haus, wo Pfarrer Gerland wohnt. — Ach, Kinder, Kinder, daß ich das noch erlebe!“ —

Sie war bereits voraus gehüpft. „Ach, sieh nur, Trudel, das allerliebste Gärtchen! Das besorgt der gute Pastor alles selbst. Später wirst du ihm dabei helfen — nicht wahr? — Komm doch, Kind!“

Gertrud stand noch immer außerhalb der Thür, zaudernd. Gerland sah mit Befremden, daß sich in ihren

Mienen etwas, wie Widerwillen, ausdrückte. Sie blickte zu Boden und rührte sich nicht.

„Trudel, mein Herzchen! — So komm doch herein! — Was steht du denn da, wie Petrus von ferne?“ — Martha faßte das Mädchen an der Hand, und wollte sie hineinziehen; aber Gertrud schüttelte den Kopf.

„Trudchen — aber stell' dich doch nicht so an! Du betrübst ja den guten Herrn Pastor.“

Gertrud machte ihre Hand frei; sie schüttelte den Kopf von neuem. Ein paar Thränen fielen dabei auf ihre Wangen. Blitzschnell wandte sie sich, und ging.

„Kind — was soll das bedeuten!“ Martha lief der Nichte nach.

Gerland stand wie vom Donner gerührt. Hatte er das Mädchen beleidigt? Wollte sie nichts mehr von ihm wissen, war sie launisch?

Martha kam noch einmal zu ihm zurück. Die gute Seele wollte ihren Freund trösten. „Es ist nichts! Machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Pastor. — Ich bringe das ins Gleiche.“

Dann, schon halb auf dem Sprunge zu Gertrud zurück, rief sie ihm noch zu: „Ich sage Ihnen, es wird nicht eher gut, bis sie nicht getauft ist.“ —

Mit trüber Miene schloß der junge Geistliche seinen Tokayer und die böhmischen Oblaten weg.

Gertrud liebte ihn nicht — ihr Jawort reute sie — deutlich hatte sie es ihm zu verstehen gegeben.

Wo waren nun alle seine Hoffnungen? Er, der schon im stillen mit dem Gedanken geliebäugelt hatte, demnächst die Verlobungsringe anzuschaffen. —

Weinen hätte er mögen; denn begehrenswerter denn je erschien ihm das Mädchen. Er war noch nicht kalt geworden von der verstohlenen Szene in der Gartenlaube; von neuem siedete sein Blut, bei den Gedanken an jene Abendstunde. Es war ihm, als fühle er Frauenarme um seinen Nacken, ihren bebenden Leib an den seinen geschmiegt — den Hauch ihrer Lippen ihn umwehen.

War es denn möglich! Ein Mädchen, das sich so hingegeben — und jetzt — als habe sie nur gespielt! —

Es war doch vielleicht nur Laune, irgend eine kindische Grille. — War es ihre jungfräuliche Spröde, die sich aufgelehnt hatte — vielleicht nur Verlegenheit — weibliche Schamhaftigkeit, oder eine Mischung von alledem?

Wer konnte denn wissen, was in einer solchen Mädchenseele vor sich ging.

Gerland empfand es auf einmal wie eine Lücke, daß er so wenig mit dem innersten Wesen derjenigen vertraut war, die er schon seine Braut genannt hatte. Was wußte er denn eigentlich über ihren Charakter? — Daß sie ein liebes, süßes Ding war. — Das herauszufinden, hatte es eben nicht besonderer Menschenkenntnis bedurft, das hatten ihn seine Sinne gelehrt.

Aber von der Seele, die in diesem reizenden, unentweihten Frauenkörper wohnte — wußte er von der etwas?

Er hatte Ahnungen und Vermutungen, aber nicht mehr. — Beobachtungen hat er wohl gemacht, aber sie widersprachen sich. Einiges, was er an dem Mädchen erlebt, ließ auf die edelsten Herzenseigenschaften schließen: Menschenliebe, Opferfreudigkeit, Frömmigkeit. Aber dann

hatte er wieder anderes an ihr gesehen, was ihm sagen mußte, daß sie eine Evastochter sei, wie andere. — Hatte sie denn nicht, zum Beispiel, den eignen Vater mehr als einmal hintergangen, um mit dem Geliebten heimlich zusammen zu kommen? Lag darin nicht Leichtsinn, Undankbarkeit, ja Falschheit? — Und woher wußte er denn, daß sie treu sei? Freilich, ihre guten Augen und ihr offenes, jede Regung ehrlich wiederspiegelndes Gesicht sprachen dafür — jedoch, wie viele Männer hatte weibliche Taubenmiene nicht schon getäuscht? — Sprach nicht ihr Benehmen am heutigen Morgen dafür, daß sie launisch und wetterwendisch sei? — Vielleicht war ihre Hingabe nichts weiter gewesen, als eine schnell verflogene Sinnlichkeit, an der die Seele keinen Anteil hatte?

Je länger er nachdachte, desto klarer wurde es Gerland, daß er gehandelt habe, wie ein Knabe. Mit verbundenen Augen war er in die Verlobung hineingegangen, als handele es sich um ein Spiel und nicht um die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Von Frauen hatte er sich gängeln lassen.

Der junge Mann dachte in dieser Stunde innerer Einkehr über vieles nach, was in der letzten Zeit um ihn und mit ihm geschehen. Schweres mußte er sich vorwerfen. In diesem Augenblick herbster Selbstanklage erschien ihm sein Verhalten wie Frivolität.

Wußte er denn überhaupt, wie Gertrud innerlich zur größten aller Fragen stand: zur Religion?

Daß sie neuerdings die Kirche besuchte, in Marthas Begleitung, daß sie in seinem Neuen Testamente las, bewies gar nichts. Welchen Faktor in dem Leben des Mäd-

chens bildete Gott? — Konnte er sich auf diese schwerwiegende Frage eine nur annähernd befriedigende Antwort geben? —

Er wurde dabei unwillkürlich an Marthas letzte Worte erinnert: „Es wird nicht eher gut, bis sie nicht getauft ist." — Beinahe komisch war es gewesen, wie das alte Mädchen das so in der Hast hervorgestoßen hatte. — Aber sie hatte recht. Gertruds Taufe! — Darauf kam jetzt alles an; das war der Angelpunkt aller Fragen.

Davon hing ab, ob er im Amte bleiben könne. Also hing auch davon ab, ob er das Mädchen heiraten würde. —

Nein!

Ob er Gertrud heiraten würde, das hing davon nicht ab.

Diese Frage trat zurück hinter einer anderen, weit größeren: war sie das, wofür er sie hielt? — Und eine Ahnung, die der Gewißheit nahe kam, sagte ihm, daß sie noch besser sei, als all das Gute, was er von ihr dachte — dann mußte sie die Seine werden. Wenn es nicht anders ging, würde er sie auch ungetauft heiraten.

Er ging im Zimmer auf und ab, tief erregt, aber zufrieden mit sich. Ein Gefühl, wie es uns dann überkommt, wenn wir einer Lebensfrage furchtlos ins Angesicht geblickt haben. —

* * *

Den Nachmittag hatte sich Gerland für einen Spaziergang frei gehalten; aber dieser Plan wurde vereitelt. Als er das Zimmer verlassen wollte, trat Dornig auf.

Hochwürden von Färbersbach fragte sehr bald, nachdem er sich in Gerlands bequemsten Lehnstuhl niedergelassen hatte, ob nicht was zu rauchen da sei. Sobald Gerland diesen Wunsch des Amtsbruders erfüllt hatte, klagte der dicke Mann über Durst. Wehmütig resigniert gab Gerland seinen Tokayer preis, der für ganz andere Lippen bestimmt gewesen war.

Dornig schlürfte ein Glas nach dem andern behaglich hinunter, lobte das Getränk, fragte nach dem Preise der Cigarren und hüllte nach und nach das Zimmer in eine weißliche Dampfwolke. Die Hoffnung war gering, daß er seinen Posten im Lehnstuhl sobald aufgeben werde, und Gerland sah die Möglichkeit eines Spazierganges immer hinfälliger werden.

Daß Pfarrer Dornig den weiten Weg von Färbersbach nach Breitendorf ohne zwingenden Anlaß zurückgelegt habe, war nicht anzunehmen.

Nach einem bedeutungsvollen Räuspern begann Dornig: „Höre mal, Gerland, da ist eine Anfrage an mich herangetreten — die Sache ist mir eigentlich recht fatal — du wirst wohl wissen, daß eine gewisse Frau Finke in deiner Parochie kürzlich niedergekommen ist."

„Jawohl! Es ist ein Knabe — drei Wochen alt ungefähr."

„Ganz recht! — Also besagten Knaben zu taufen, bin ich gebeten worden. — Ich will dir auch gleich erzählen, wie das gekommen ist: Frau Finke hat Verwandte in Färbersbach, sie stammt aus einer sehr begüterten Familie — Seifenfabrikanten — du weißt wohl?"

„Um dergleichen kümmere ich mich wenig." —

„Ja — und dann ist ja wohl auch irgend etwas vorgefallen zwischen dir und den Finkes — nicht wahr? — Differenzen, bei Gelegenheit eines Begräbnisses. — Ich habe so was gehört.“ —

„Den Leichenschmaus habe ich abgeschlagen, das war alles!“

„Schön schön! — Mich geht das ja gar nichts an. Jedenfalls hat mich der junge Finke neulich ersucht, die Taufe bei seinem Jungen zu übernehmen — was ich dir hiermit mitgeteilt haben wollte. Die Sache ist mir natürlich fatal, weil 's in deiner Parochie ist — aber, was will man machen? Außerdem dachte ich, dir ein unangenehmes Tete-a-tete ersparen zu können. Sie haben nämlich das Ehepaar Wenzel zu Gevatter gebeten. — Ja, denke dir nur! Die Frauen sind eng befreundet, noch von damals her, als Wenzels beide hier waren — du weißt ja! Na — als ich das hörte, dachte ich dir einen Gefallen zu thun, und nahm an. Schwierigkeiten wirst du mir wohl nicht machen?“ —

Natürlich war es Gerland nur lieb, nicht mit seinem früheren Kantor und der ehemaligen Pastorswitwe zusammen geführt zu werden. Auch sehnte er sich nicht im geringsten danach, mit dem Finkebauern und seinem Anhang irgend etwas zu thun zu haben. Anderseits verdroß es ihn doch, daß er von der Absicht der Eltern, das Kind von einem Auswärtigen taufen zu lassen, auf diese Weise erfahren mußte. Eine Meldung des Vaters beim Parochus wäre auf alle Fälle das Richtigere gewesen.

Die unangenehme Empfindung unterdrückend, sprach er mit dem Amtsbruder alles durch, was der Fall erforderte.

Kirche, Altar, Gefäße, Becken, Küster sollten am betreffenden Tage zur Amtshandlung bereit sein.

„Du kommst freilich um einen großartigen Taufschmaus," meinte Dornig. — Es war schwer zu sagen, meinte er das ernsthaft oder ironisch. — „Finke will sich vor den Verwandten seiner Frau nicht blamieren; er hat sich tüchtig in die Hände gespuckt. — Der Champagner ist in Berlin bestellt, wie man hört."

Gerland war dem andern nun doch von ganzem Herzen dankbar, daß er ihn von der peinlichen Alternative befreit hatte, ein solches Fest mitzumachen, oder diese ganze Sippschaft durch eine Ablehnung von neuem vor den Kopf zu stoßen.

Dornig erhob sich dann bald. Mit einem entsagenden Blicke auf den Rest in der Tokayerflasche, meinte er, er werde wohl heute noch manches zu sich nehmen müssen.

„Wo willst du denn noch hin?" fragte Gerland.

„Nun, zu den Finkes. — Wir müssen doch noch allerhand durchsprechen, wegen der Taufrede und dergleichen."

* * *

Pfarrer Gerland hatte sein dem Schuhmacher Herklotz gegebenes Versprechen gehalten. Schwester Elisabeth war bei der kranken Frau als Pflegerin angetreten.

Sie fand keine leichte Aufgabe vor; es galt nicht nur für die bettlägerige Wöchnerin zu sorgen, der Säugling, der keine Nahrung mehr bei der Mutter fand, wollte abgewartet sein, die drei anderen Kinder, denen seit Monaten

schon die mütterliche Pflege gefehlt, mußten gereinigt und besorgt werden.

Wiederum hatte der Geistliche Gelegenheit, die sanfte Thatkraft der Schwester zu bewundern. Vor wenigen Tagen erst hatte sie den Fuß über diese Schwelle gesetzt, und schon zeigten die Kranke, die Kinder und das Zimmer ein ganz anderes, menschenwürdiges Ansehen.

Die Familie wohnte, schlief und aß in einem Raume. In der Kammer nebenan hatte der Schuhmacher seine Werkstatt. Er saß da auf seinem Schemel zusammengehockt, über und über beschmiert mit Pech und Fett, in einer widerlichen Atmosphäre von Schusterleim und Leder, hämmernd und flickend. Trotz seiner dürftigen Lage fehlte die Zeitung oder eine Broschüre selten neben dem Platze des Buckeligen.

Die Anwesenheit der Diakonisse in seinem Hause ignorierte der Mann. Er ließ sie arbeiten und schaffen, ohne es für nötig zu finden, je ein Wort des Dankes an das Mädchen zu richten. Die Besuche des Geistlichen ertrug er mit mürrischer Miene. Jede ihm erwiesene Wohlthat schien Herklotz als persönliche Beleidigung aufzufassen. Er gehörte zu jener Art verbitterter Käuze, welche nichts grimmiger hassen, als die Bethätigung menschlichen Edelmuts; weil solche Erscheinungen seiner pessimistischen Auffassung von Welt und Leben nicht entsprachen.

Um so mehr konnte sich Gerland an der innigen Dankbarkeit erfreuen, welche die Frau ihren Helfern entgegenbrachte.

Sie war ehemals frisch und gesund gewesen, jetzt verwahrlost, an Körper und Geist heruntergekommen. —

Wunderbar war es, wie ihr versunkenes Gemüt, als der Zauberstab menschlichen Mitleids es berührte, aus dumpfem Schlafe erwachte.

Trotz Schwester Elisabeths eifriger Pflege wollte es mit ihrem körperlichen Zustande nicht recht vorwärts gehen, die Diakonisse sprach dem Geistlichen gegenüber die ernstesten Befürchtungen für die Kranke aus.

Gerland begann die Frage zu erwägen, ob ein Arzt zu konsultieren sei. Ehe er zu Doktor Herzner in Färbersbach schickte, nahm er noch einmal Rücksprache mit dem Ehemann der Kranken. Herklotz meinte, er habe bereits genug Geld für Medizin und Kurkosten zum Fenster hinausgeworfen; Doktoren, das sei nur eine Einrichtung für die Reichen.

Gerland machte dem Manne folgenden Vorschlag: er wolle den Doktor einstweilen aus der eignen Tasche bezahlen; Herklotz könne es ihm später, wenn er bei Kasse sei, abtragen.

Der Buckelige erwiderte darauf nichts; nur der verbissene Mund und der heimtückisch gehässige Blick ließen ahnen, wie er das Angebot im Innern beurteile. —

Der Geistliche schrieb also an Doktor Herzner und bat ihn, herüber zu kommen.

Der Färbersbacher Doktor ließ nicht lange auf sich warten; an einem der nächsten Tage kam er zu Fuß an. In seiner Begleitung befand sich Dornig.

„Nun!“ meinte Gerland, da er den Amtsbruder zum zweiten Male in wenigen Tagen über seine Schwelle treten sah, „du kommst wohl, um den Rest Tokayer bei mir auszutrinken, Dornig?“

„Breitendorf hat jetzt ganz besondere Anziehungskraft für den," bemerkte Doktor Herzner mit schelmischem Augenzwinkern.

„Wollen Sie gleich still sein!" schrie Dornig, und faßte dem Arzte nach der Kehle. — Es gab eine regelrechte Katzbalgerei zwischen den beiden, in welcher der fette Pastor vor dem sehnigen Doktor bald den kürzeren zog.

Gerland achtete nicht besonders auf den Zwist, da er es schon gewohnt war, die beiden sich in den Haaren liegen zu sehen.

Man begab sich auf Gerlands Wunsch sofort zu der Wöchnerin. Dornig trennte sich auf dem Wege von den beiden.

„Schon wieder zu den Finkes?" fragte Gerland. Dornig bejahte mit schlecht verhehlter Verlegenheit.

„Er ist hinter einer Schürze her!" sagte der Arzt, sobald Dornig außer Hörweite war.

„Dornig!" rief Gerland erstaunt.

„Haben Sie nicht bemerkt vorhin, wie er sich das Haar glatt strich vor Ihrem Spiegel. — Und neulich hat er mich ausgehorcht, wie man wohl am schnellsten mager werden könne, ja ja! — Er geht auf Freiersfüßen, der dicke Dornig. — Sie stammt aus Färbersbach. Es scheint ein tüchtiger Batzen Geld dahinter zu stecken. Seifenfabrikant ist der Alte. Ihre Schwester ist hier an einen gewissen Gutsbesitzer Finke verheiratet, bei dem die Betreffende gegenwärtig lebt. — Das Goldfischchen will er sich angeln!" —

In der Dorfstraße kam ihnen die Diakonisse entgegen. Freundlich lächelte ihr Gesichtchen unter der Schwesterhaube hervor.

Man forderte die Schwester auf, sofort mitzukommen. Unterwegs ließ sich der Arzt das Leiden der Patientin beschreiben. Gerland befremdete die Unverfrorenheit, mit der Herzner das junge Mädchen nach allen Details der heiklen Krankheitsgeschichte ausfragte; aber noch mehr erstaunte ihn die ruhige, natürliche, jeden unanständigen Gedanken von vornherein ausschließende Art und Weise, in der die Schwester Antwort stand.

Man betrat das Haus; der Arzt machte sich sofort an die Untersuchung. Sie dauerte lange und schien äußerst qualvoll für die Kranke.

Herzner war mit dem, was die Schwester bisher gethan, zufrieden. Dann schrieb er ein Rezept, das er dem Geistlichen zeigte. „Um ihr das Sterben zu erleichtern," erklärte er.

XVII.

Martha und Gertrud saßen auf der Rasenbank im oberen Teile der Gartenanlage, mit Handarbeit beschäftigt. Die Zungen der beiden Mädchen gingen mindestens ebenso flink, wie ihre Nadeln. Das Gespräch stand wieder einmal bei Pfarrer Gerland. Immer noch einmal mußte Martha Herberge erzählen, was sie von der Jugendzeit des Geistlichen wußte. Und war es nun, daß Martha wirklich ein so gutes Gedächtnis besaß, oder half hier ihre blühende Phantasie ein wenig nach — kurz, immer neue Anekdoten kamen zum Vorschein, deren Held Willy Gerland war.

Von seiner Mutter und von seinen Schwestern wußte das alte Mädchen ebenfalls zu erzählen. „An die mußt du einmal schreiben, Trudel — hörst du!" sagte Martha, vom Nähen aufsehend, „versteht sich, erst wenn es soweit ist." —

Gertrud errötete, wie es ihr manchmal scheinbar grundlos passierte, bis unter das helle Haar, und ließ, über die Stickerei gebeugt, die Nadel hastiger gehen.

Martha betrachtete die Nichte verständnisvoll lächelnd. „Er wird schon heute kommen, Trudel!“ sagte sie nach einiger Zeit. „Ich glaub's bestimmt.“

„Meinst du?“ antwortete die Junge kaum vernehmbar.

„Wie ich ihn kenne, hält er's nicht länger aus. Daß du neulich so wegliefst, hat ihn natürlich betrübt; aber böse ist er dir gewiß nicht — dazu ist er ja viel zu gut.“

Eine Pause trat ein. Weiche, grasduftende Sommerluft umfächelte die beiden und bewegte die Haare und Härchen in Gertruds Nacken, die ohne Hut, im farbigen Musselinkleide, unter Blumen wie eine Schwester saß.

„Ich hab's schon der Köchin gesagt,“ fuhr Martha fort, „wenn er kommt, soll er gleich hierherauf gewiesen werden. Es ist gar nicht nötig, daß er erst deinem Vater in die Hände läuft — verstehst du!“

Eine ganze Weile gingen nun wieder die Nadeln; dann hielt die Ältere inne. „Kind, wie wär's, wenn ich dich ein bißchen im Katechismus überhörte? — Hast du 'was Neues dazu gelernt, seit neulich?“

„Jawohl Tante — gestern abend im Bette.“

„Ach, du gutes Ding!“ — Martha zog ein kleines graues Buch aus der Tasche, das sie aufschlug. „Wie weit bist du gekommen?“

„Das vierte Hauptstück fertig.“

„Was, das ganze vierte Hauptstück an einem Abend!“

„Jawohl Tante!“

„Nun, — da wollen wir mal sehen.“

Martha begann zu überhören.

Mit ihrer zarten Stimme, ein wenig singend, wie

Kinder auswendig Gelerntes wiederzugeben pflegen, sagte Gertrud das Hauptstück auf.

„Höre mal, Kind, das geht ja wie am Schnürchen!“ — rief Martha, als das Amen heraus war. „Welche Freude der liebe Pastor da haben wird! Damit überraschen wir ihn eines Tages. Was für Augen wird er da aufreißen, der Gute, — ich sehe ihn schon! — Jetzt sage mir mal schnell noch den dritten Artikel her. Im Schlafen und Wachen muß der Christ seinen Glauben auswendig hersagen können. Kind, du beschämst manchen Konfirmanden. — Und was noch etwa fehlen sollte, das wirst du schon von ihm lernen. — Trudel, habt ihr denn eigentlich schon darüber gesprochen, wie ihr euch das alles denkt?“

Gertrud blickte weg. Ihr Gesicht nahm wieder jenen halb verlegenen, halb eigensinnigen Ausdruck an, wie neulich. — Die Thränen waren ihr nahe.

Marthas schnelles Auge erfaßte sofort diese Symptome und wußte sie zu deuten.

„Na, Trudel, laß nur gut sein! — Ich sage weiter nichts; das sind schließlich deine Privatsachen. — Aber, — weißt du, sprechen müßt ihr doch einmal darüber.“ —

Sie griff nach dem Arm der Nichte, den sie streichelte. „Herzchen — ach, du Herzchen!“ — Sie zog das Mädchen an sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie nennt er dich denn, Trudel — wenn ihr allein seid — was — wie?“

Mit einem Male hielt Martha inne. „Trudel — ich glaube, dort kommt er!“

Sie war aufgesprungen und wies in die Richtung nach dem Hause. In der That kam dort Gerland durch die Obstanlage heraufgeschritten.

„Wir müssen uns ordentlich machen!“ Sie strich sich und der andren das Haar glatt, und zupfte und nestelte an dem Kleide der Nichte herum. Dabei bemerkte sie, daß Gertrud zitterte.

„Was hast du, Kind? — Unsinn! — Soll's etwa wieder so werden wie neulich, vorm Pfarrhause? — Weglaufen! Stell' dich doch nicht so an!“

„Ach, Tante! — ich weiß nicht —“

„Trudel, sei vernünftig!“

Gerland war inzwischen herangekommen.

Martha that ihr möglichstes, um den beiden, die so gern zu einander wollten und sich dabei so unbeholfen anstellten, über die linkischen Annäherungsversuche hinweg zu helfen.

Der Geistliche hatte einige Blumen mitgebracht, zu einem Sträußchen zusammen gebunden, die er Gertrud mit einer steifen Verbeugung überreichte. Das Mädchen nahm sie errötend an, fand aber kein Wort des Dankes.

Dafür brach Martha sofort in entzückten Jubel aus.

„Nein, sieh nur Trudel! Die reizenden Blumen! — Aus dem Pfarrgarten — nicht wahr? Welch allerliebste Aufmerksamkeit! — Wir haben übrigens auch etwas für Sie, Herr Pfarrer! Ja, ja, eine Überraschung — nicht wahr, Trudelchen?“

Sie sprach ein paar heimliche Worte zu der Nichte — ihr zuredend; bis Gertrud hastig in den Nähkorb griff und etwas in Seidenpapier Gewickeltes hervor holte.

Von Martha geleitet, überreichte das Mädchen mit gesenkten Augen, purpurübergossen, ihrem Bräutigam das erste Angebinde. —

Es war ein Buchzeichen.

„Das soll für mich sein?“ fragte Gerland.

Martha antwortete für die Nichte: „Jawohl, für Sie — von Gertrud eigenhändig gestickt. In die Bibel zu legen, — daß Sie immer der Geberin gedenken möchten, so oft Sie das heilige Buch aufschlagen.“

„Und das haben Sie selbst gearbeitet?“ — meinte Gerland, in seiner Befangenheit nicht einmal das „du“ findend. „Solch feine Schrift!“

„Ja — und sehen Sie denn auch, womit es gestickt ist? — Fällt Ihnen gar nichts auf?“ — rief Martha Herberge, mit bedeutungsvollem Blicke.

„Sind es nicht Haare?“

„Jawohl! — Aber — wessen Haare? — Sie können es doch wohl nicht finden. — Sehen Sie, es ist beinahe Gertruds Haarfarbe und doch nicht ganz. — Ahnen Sie nun etwas?“

„Von Gertruds Mutter?“ fragte Gerland mit gedämpfter Stimme.

Martha konnte auf einmal nicht antworten. Sie nickte und mußte schnell wegblicken.

Der Geistliche griff nach Gertruds Hand. Endlich fand er den rechten Ton. —

Dann saßen sie auf der Rasenbank, das Brautpaar Hand in Hand.

Zu ihren Füßen lag das Dorf in hellem Vormittagssonnenschein. Eingebettet in das Grün seiner Gärten und Bäume, schmiegte es sich in die tiefste Falte des Thales. Das Getreide stand schon wieder zur Ernte an, der Wind trieb die Kornflächen in langen, silbernen Wogen vor sich

her — willig beugten sich die Millionen Häupter dem Atem des Himmels. Es flimmerte in der Luft, im Grase zirpten heimliche Musikanten. Ein Pfauenauge wirbelte durch die Luft und ließ sich vor den Füßen der Sitzenden nieder — bald die fantastisch geschmückten Flügel ausbreitend, bald die Pracht wieder einpackend, indem es die unscheinbare Kehrseite zeigte.

Gerland, der jetzt kühner als zuvor, einen Arm um Gertrud gelegt hatte, fühlte durch das leichte Sommerkleid ihren jungen Leib — wie das gleichmäßige Auf und Ab der Atemzüge ihn sanft bewegte.

Seltsam! Im Angesichte so vieler Schönheit — im Vollbesitze seines Glückes, überfiel es ihn wie Bangigkeit — wie Trauer! — Eine Regung, deren Ursprung er selbst nicht verstand. —

Da unten lag Breitendorf, sein Dorf, seine Kirche! So weit das Auge von hier schweifen konnte, war sein Bereich. Er durfte sich sagen: das ist dein Kirchspiel, deine Gemeinde, deine Herde. — Er blickte herab auf dieses Thal, wie ein Baum auf den Boden rings um, in den er seine Wurzeln so tief und weit getrieben. Hier hatte er geträumt, wirken zu können, solange sein Auge den Tag sehen würde.

Und während er, in vorahnender Abschiedstrauer, hinabblickte, schreckte ihn eine Bemerkung Marthas auf, die ihn wie eine Einmischung in seine geheimsten Gedanken traf.

„Von hier kann man die ganze Parochie so schön übersehen. Hier werden Sie gewiß noch oft sitzen, Herr Pfarrer, in späteren Jahren.“ —

Es drängte Gerland zum Sprechen. Irgend einmal mußten sie es ja doch erfahren, die beiden, daß er nicht der sei, für den sie ihn hielten.

Er glaube nicht, erwiderte er, daß er sein Leben hier beschließen werde; über kurz oder lang würden Änderungen eintreten.

Martha ließ ihn nicht ausreden. „Sehen Sie einmal an! Das hatte ich mir ja im stillen schon immer gedacht. Ein Mann wie Pastor Gerland wird's wohl nicht lange bei uns aushalten; der will ja natürlich höher hinaus. — Haben Sie schon was in Aussicht?" —

„Nein, nein — so ist das nicht zu verstehen, Fräulein Herberge!"

„Wohl in der Stadt — was? — Weißt du, Trudel, wir sprachen neulich schon darüber. Sie sind eigentlich viel zu gut fürs Land. Sie brauchen einen größeren Wirkungskreis." —

Gerland schüttelte unwillig den Kopf. „Solche Pläne, kann ich Ihnen versichern, Fräulein Herberge, liegen mir sehr fern." —

„Das sehe ich gar nicht ein! Ich will Ihnen nicht schmeicheln — aber, wenn man so begabt ist! — Sie müssen aufs Konsistorium los arbeiten, Superintendent werden, oder sowas. — Herr ‚Superintendent Gerland', das wäre doch zu schön, was Trudel?" —

Hier galt es ein offenes Wort, das sah Gerland. So schwer es ihm wurde, dem alten Mädchen die schönsten Illusionen zu zerstören, einmal mußte die Wahrheit ja doch an den Tag. — Es war besser, wenn sie beizeiten vorbereitet wurde.

Marthas Augen öffneten sich weit vor Staunen, ihr beredter Mund verstummte während der nächsten Minuten.

Gerland versuchte den beiden eine Ahnung zu geben von der außergewöhnlichen Geistesverfassung, in der er sich gegenwärtig befinde. — Freilich, je länger er sprach, desto klarer wurde ihm selbst, daß seine Sache noch nicht spruchreif sei. Vollends diesen Frauen gegenüber mußte er sich auf Andeutungen beschränken. Vor ihren Ohren konnte er nicht offen enthüllen, wie alles gekommen. — Die mannigfachen Ereignisse der letzten Jahre, die eigenartigen Erlebnisse in der Gemeinde, die Erfahrungen mit den Amtsbrüdern und den Vorgesetzten — Fröschels Selbstmord, der schriftliche Nachlaß des toten Freundes — vieles davon taugte nicht für solche Ohren.

Und diese Ereignisse waren es doch gerade gewesen, die seiner Entwicklung den letzten entscheidenden Anstoß gegeben; unter ihrem Drucke war er dahin gelangt, wo er jetzt stand: zerfallen mit seinen bisherigen Idealen, tastend nach einem neuen Halt — der Kirche, deren Diener er noch war, entfremdet.

Von dem mächtigen Gährungsprozesse, in welchem sich sein ganzes Wesen befand, konnte er den beiden Frauen keine Ahnung geben.

Gertrud hörte mit Teilnahme zu, ohne daß ihr Gesicht Spuren tieferer Erregung gezeigt hätte; aber Marthas Mienen nahmen den Ausdruck großer Bestürzung an.

„Aber — das ist doch gar nicht möglich! Sie sprechen gegen die Kirche — das ist ja schrecklich! — Dann sind Sie ja eigentlich geradezu irreligiös.“ —

Gerland versuchte es, ihre verwirrten Begriffe über diesen Punkt zu klären — wollte ihr begreiflich machen, wie herzlich wenig im Grunde Religiosität und Kirche miteinander zu thun hätten.

Aber sie mochte davon gar nichts hören. Er hatte das alte Mädchen an einer Stelle verletzt, wo sie empfindlich war.

„Unsere Kirche — unsere evangelische Kirche soll morsch sein — reformbedürftig? — So etwas darf doch ein Geistlicher nicht sagen!"

„Sehr richtig: so etwas darf ein Geistlicher nicht sagen! — Und weil es doch nun eben meine unumstößliche Überzeugung ist, die sich mir durch Erfahrungen am eignen Leibe aufgedrängt hat, daß das wahre Christentum jetzt überall anders zu suchen ist, als im Schoße der offiziellen Kirche — und weil ich mit jedem Male, daß ich eine Amtshandlung vornehme, das peinigende Gefühl habe, heucheln zu müssen — nicht mit den Worten, die ich sage, den Sinn verbinden zu können, den die Kirche hineingelegt sehen will — sehen Sie, Fräulein Herberge, darum eben sehne ich mich nach Befreiung aus diesem geistigen Joche, ringe ich mit dem Gedanken, mich von einer menschlichen, ungöttlichen Autorität zu befreien, die ich mit gutem Gewissen nicht mehr anerkennen kann." —

„So sprechen die Liberalen. Neulich war mal im ‚Christenmenschen' was abgedruckt — nur zur Probe natürlich, — das klang auch so. — Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, Herr Pfarrer! Sind Sie denn noch ein Christ, mit solchen Anschauungen?"

Gerland mußte unwillkürlich lächeln. „Daß ich ein

Christ bin, Fräulein Herberge, das wollen Sie mir, bitte, aufs Wort glauben. — Ja, ich darf es wohl sagen, ich bin weit mehr Christ jetzt, als in jenen Zeiten, wo ich mir äußerlich die Bezeichnung ‚orthodox' beilegen konnte. Auf das Was des Glaubens kommt es nicht so sehr an, als auf das Wie! — In der Kraft des Glaubens habe ich zugenommen; und was die Hauptsache ist, in der Liebe zu Gott fühle ich mich wachsen. — Also, ängstigen Sie sich nicht so sehr um meinetwillen. Ich habe das Gefühl, als sei ich nicht auf schlechten Wegen." —

„Nun, Gott sei Dank! Das klingt doch anders — das ist mir wirklich eine Beruhigung."

Die Unterhaltung wurde durch das Läuten der Glocke vom Hause her unterbrochen.

„Tischzeit, Trudel!"

„Ja, Tante, wir müssen ganz schnell machen."

Sie waren aufgesprungen, die Nähterei wurde zusammengepackt. Man eilte dem Hause zu.

„Wollen Sie nicht lieber durch den oberen Ausgang gehen?" fragte Martha halblaut, mit ängstlicher Miene.

„Warum?"

„Er wird Sie sehen, wenn Sie mit uns kommen."

„Ich habe keinen Grund, mich vor Doktor Haußner zu verbergen."

Der Arzt stand wartend vor der Hausthür. Gertrud sprang ihm entgegen. Der Vater legte einen Arm um ihren Nacken. Sie schmiegte sich an den stämmigen Mann, lächelnd zu seinem bärtigen Gesichte aufblickend.

Gerland wollte grüßend vorrübergehen, Haußer blickte ihm mit einem eigentümlichen Lächeln nach; dann fragte

er die Tochter halblaut etwas. Das Mädchen klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„He, Pastor Gerland!“ rief Haußner, als der Geistliche eben das Thor öffnen wollte. Gerland machte Halt, die Klinke in der Hand.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“

„Nein!“

„Na — dann kommen Sie doch zu uns herein!“

Gerland ließ sich das nicht zweimal sagen. —

XVIII.

Die Frau des Schuhmachers Herklotz mußte doch wohl aus den Mienen des Arztes gelesen haben, wie bedenklich es mit ihr stehe; von dem Tage ab, wo Doktor Herzner bei ihr gewesen, fing sie an, vom Sterben zu sprechen. Schwester Elisabeth mußte ihr aus Bibel und Gesangbuch vorlesen, und Gerland betete mit ihr und bereitete sie auf das Ende vor.

Eines Tages ließ sie ihm durch die Schwester den Wunsch nach dem heiligen Abendmahl aussprechen. Der Geistliche trug kein Bedenken, der Bitte zu willfahren, wollte aber, wie er es stets in solchen Fällen that, erst dem Gatten davon Mitteilung machen, um ihm Gelegenheit zu geben, an der Kommunion teilzunehmen. Wie Gerland erwartet hatte, wies der Schuhmacher das Ansinnen in schroffer Weise ab.

Inzwischen hatte der Geistliche Amtstracht angelegt und die Geräte herbeischaffen lassen. Als er das Haus betrat, war Herklotz fort — er sei ausgegangen, hieß es. Gerland war es im Grunde lieb so.

Schwester Elisabeth hatte alles vorbereitet. Ein Tisch war weiß belegt, ein paar Kerzen aufgestellt. Der Raum hatte unter ihren Händen ein würdiges Aussehen bekommen. Sie hielt die Kinder an, die heilige Handlung nicht zu stören.

Die Kranke sei auffällig erregt, teilte die Schwester dem Geistlichen in aller Eile mit; sie scheine etwas auf dem Herzen zu haben, das sie bedrücke.

Gerland richtete daher seinen Zuspruch ganz besonders darauf ein, ihr die Todesfurcht zu benehmen. Er betete den dreiundzwanzigsten Psalm laut: ‚Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.‘ — Hinter ihm, die Schwester, betete mit.

Das Beichtgespräch gab ihm Gelegenheit, den seelischen Zustand der Kranken zu ergründen. Verzweifelte Unruhe schien sie zu beseelen; mehr noch als ihre Worte sagten das die unruhig umherirrenden Augen, und ihr Seufzen, das aus gefoltertem Gemüte zu kommen schien.

Gerland zögerte daher mit der Konsekration. Er forschte, ob sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe: einen Wunsch — irdische Sorgen irgend welcher Art.

Mit verängsteten Blicken sah sich die Kranke um; wo ihr Mann sei, fragte sie. Nachdem sie erfahren, daß er nicht anwesend, wurde sie wesentlich ruhiger. Gestützt von der Schwester, setzte sie sich im Bette auf; dann erklärte sie, dem Geistlichen ein Geheimnis anvertrauen zu wollen.

Schwester Elisabeth entfernte sich lautlos und nahm die Kinder mit fort.

Gerland war allein mit der Sterbenden.

Immer noch ahnte er nicht, was kommen werde. —

Es war ja nicht das erste Mal in seiner Amtsthätigkeit, daß ihm von Sterbenden schwerwiegende Eröffnungen gemacht wurden. Auf Wunderbares war er daher gefaßt — aber auf das, was er jetzt erfahren sollte, doch nicht.

Verwickelt, unlogisch, verworren, kam es von dem Lippen der armen Person:

„Es is woas gegen Sie in Warke, Herr Paster. — Se kinna mer's gleba — ei dar Gemene — mei Moan is och darbeie. Schun in vurgen Juhre hoan se dervu geradt — se wollten 'n Pfarrn oazeiga — bein Patrune, gleb'ch — sagten se, wigen an Kunfermationsunterrichta, gleb'ch, sillt's gihn. Se thäta ne richt'g lahren — und a andres meente och, Se thaten ne lahren, wie's ei dar Bibel geschrieben is. — Ich hoe mich dorim erscht ne vill gekimmert, weil'ch no gesund rumliff — verzeih' mer's Gutt! Ees hoat aben an andre Dinga zu denka. — Aber darnoa, nu 'ch kroank bie und 's gieht uf's Latzte, nu tut mich's reien. — Nee, wenn ack dar liebe Gutt, und ar thut mer die Sünde ne behalen. Denn Se sein duch gar so gutt gegen mich gewast und gegen de Kinder — Herr Paster! — Bezahl' Se's dar liebe Gutt, und vergalt er Sie's! — Und ich koan's aber ne länger nich mitte oansahn und oanhira, woas se do ein Schilde fihren gegen Se. ‚Dar Pfarr muß furt!' sagn se, doas ho'ch salber gehiert. Und vun aner Pitation hoan se geradt — und vun aner Beschwerde. Ich koan's ne racht verstihn, alls. Wissen Se, se machen de Tier zu, dohie vun dan Stiebel. — Doe is de Tonchen, doas is de schlimmste. ‚Der Pfarr is a guttluser Racker!' sagte die neilich. Und dernoa is dar Finkepauer — ju ju, dar stackt o mit darbei — und

Wenzel — woas dar frihere Kanter is — dar woar erscht nächtens hier ein Stiebel bein Moane. Und doas sein se no lange nich alle. Se tun sich ofte bei der Tonchen treffen — durt staken se zusammde. — Doas ho'ch an Herrn Paster ack sagen wulln — damit 'ch ne sündch war, und 'ch asse und trinke mer'n Herrn Christus salber zun Gerichte." —

Der Geistliche mußte sich mit aller Kraft zusammennehmen, um während des nächsten nicht aus der Rolle zu fallen. Die Frau war nach Ablegung des Geständnisses gänzlich erschöpft. Gerland sah sich genötigt, die Schwester zurückzurufen. Die Kranke wurde in eine bequemere Lage gebracht und erfrischt. Dann betete er noch einmal mit ihr — suchte ihren und seinen Sinn auf die Verheißungen des Erlösers hinzulenken.

Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß die Sterbende nunmehr in ruhigerer, freierer Stimmung sei, schritt er zur Konsekration und ließ die Distribution folgen.

Schwester Elisabeth kniete neben dem Bette. Der innige Ausdruck ihres Gesichtes stärkte den Geistlichen während der Handlung.

Gebet und Segen machten den Schluß. —

Tief erregt verließ Gerland das Haus.

Was sollte er mit der soeben erfahrenen außerordentlichen Nachricht anfangen? — Das Beichtgeheimnis versiegelte ihm den Mund.

Was durfte er thun, als schweigend, mit gebundenen Händen, dem Streiche entgegensehen, der aus der eigenen Gemeinde gegen ihn geführt werden sollte! —

* * *

Pfarrer Gerland sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Ein Brief vom Superintendenten lief ein, in welchem der Geistliche aufgefordert wurde, sich zu bestimmter Stunde in der Superintendentur zum Zwecke eines Kolloquiums einzufinden.

Als er zur vorgeschriebenen Zeit beim Ephorus vorsprach, nahm er schon im Vorzimmer wahr, daß sein Oberer nicht allein sei; an dem nasalen Organ glaubte er den Grafen Mahdem zu erkennen.

Er hatte sich nicht getäuscht, der Patron von Breitendorf war zugegen.

Superintendent Großer empfing den jungen Geistlichen weniger kordial, als man es sonst an ihm gewohnt war. Der Graf hatte kaum ein Kopfnicken für Gerlands Verbeugung.

„Mein Lieber — nehmen Sie Platz — dort!" — Der Superintendent wies auf einen Stuhl.

„Lassen Sie uns sofort in medias res gehen, Herr Pfarrer!" begann der Prälat, nachdem er sich im Fauteuil zurechtgesetzt hatte. — „Also — es handelt sich zunächst um folgendes: Es ist mir zu Ohren gedrungen, daß Sie in letzter Zeit viel mit einem gewissen Doktor Haußner verkehren, der in Ihrer Parochie lebt." —

Superintendent Großer blickte Gerland forschend an; vielleicht erwartete er ein Zeichen der Bestürzung, ein Wort des Widerspruchs, oder der Entschuldigung von seiten des jungen Geistlichen.

Da Gerland den Mund nicht öffnete, fuhr der alte Mann in seiner offenbar wohl vorbedachten Rede fort: „Also, Sie leugnen nicht, sich in Umgang mit diesem Manne eingelassen zu haben, Herr Amtsbruder?" —

„Das leugne ich durchaus nicht, Herr Superintendent!"

Es schien fast, als wolle sich der Graf hier in das Gespräch mischen — wenigstens vernahm Gerland vom Fenster her ein ungeduldiges Räuspern. Ein Blick des Superintendenten schien jenem abzuwinken.

„Schön! Sie machen also kein Hehl aus Ihrem Umgange mit Doktor Haußner. — Schön! — Das ist mir in gewisser Beziehung lieb, Herr Pastor! Denn die Offenheit — ich möchte sagen — die Naivetät, mit der Sie das unbedenklich zugeben, entlastet Sie. Ich erkenne daraus, daß Sie über den eigentlichen Charakter, über das Vorleben dieses Menschen, nicht in vollem Maße orientiert sind. — Das, wie gesagt, nehme ich zu Ihrer Entschuldigung an. — Denn ich kann mir doch nicht denken, daß Sie es gewagt haben würden, sich mit jemandem abzugeben, der wegen seiner bekannten, gegen weltliche und kirchliche Behörden gerichteten feindlichen und aufrührerischen Gesinnung im höchsten Grade anrüchig ist. Sie kennen diesen Menschen nicht so wie ich — Sie haben nicht die Kämpfe durchzumachen gehabt, die ich vor etwa zwanzig Jahren hier mit ihm zu bestehen hatte. — Ich sage Ihnen, dieser Mensch ist geradezu das fleischgewordene böse Prinzip — ein ganz gefährlicher Charakter! Seine Kirchenfeindschaft, sein Lebenswandel, — die Art und Weise, wie er seine arme Frau unter die Erde gebracht hat — sein ganzes Verhalten Ihrem Amtsvorgänger Menke gegenüber — das alles spricht von einer Verworfenheit, einer seelischen Roheit und sittlichen Verkommenheit, daß man hier wohl füglich alle Milde beiseite lassen darf. — Toleranz wäre geradezu Sünde in diesem Falle. — Mit einem Menschen,

der sich selbst exkommuniziert hat, haben wir nichts zu schaffen und dürfen wir uns nicht einlassen. An einer solchen Persönlichkeit Missionsversuche machen, wäre ein ganz verfehltes Unterfangen. — Ich will nämlich zu Ihren Gunsten annehmen, Herr Amtsbruder, daß dieser Wunsch Ihr eigentlicher Beweggrund gewesen ist. Die Absicht, das verlorene Schaf zurückzuführen, mag ja Ihrem Hirtensinn alle Ehre machen; aber — lassen Sie mich Ihnen sagen, das ist beinahe etwas jugendlich gehandelt. Der Versuch, mit der Leuchte des Evangeliums die Finsternis des Unglaubens aufzuhellen, ist gewiß das gute Recht eines jeden Priesters — aber nur da wollen wir in den Kampf mit dem Unglauben eintreten, wo die Möglichkeit eines Erfolges gegeben ist. Die Perle vor die Säue werfen, das sollen wir nicht. Denken Sie an das Wort unseres Herrn und Meisters: ‚Laß die Toten ihre Toten begraben!' — Lieber Amtsbruder, vermeiden wir das Ärgernis! — Es giebt Ärgernis, sage ich Ihnen, der christlichen Gemeinde und den Wohlgesinnten gegenüber, wenn der Diener der Kirche im Hause des Kirchenfeindes und Religionsspötters aus und eingeht. Es wird darüber gesprochen; dieser und jener nimmt Anstoß daran — und schließlich werden dem Geistlichen Beweggründe untergeschoben, die nicht mit dem Ansehen und dem Dekorum unseres Berufes zusammenstimmen. — Es ist nicht pastoral gehandelt und fordert die üble Nachrede geradezu heraus, wenn der Hirte nach der Predigt, noch im Amtskleide, mit der Tochter des Dissidenten — mit einer ungetauften Person — öffentlich vor den Augen der ganzen Kirchfahrt einherwandelt. Das ist, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen,

unklug! — Damit wird ein Skandal geradezu provoziert. Was anderes soll dann eine Gemeinde von ihrem Hirten denken, als daß er es mit den Spöttern und Häretikern hält. — Verstehen Sie wohl, Herr Pastor! Ich schiebe Ihnen da keine unlautern Motive unter, das liegt mir völlig fern; im Gegenteil, ich nehme zu Ihren Gunsten an, daß jugendliche Unerfahrenheit Sie zu so unvorsichtigen Schritten verleitet hat. Und darum gebe ich Ihnen Gelegenheit, sich zu verteidigen. Es würde mir nur sehr lieb sein, wenn Sie die vorliegenden gravamina völlig zu entkräften im stande wären." —

Der Superintendent ließ hier endlich eine Pause eintreten. In Gerland hatte es all die Zeit über gewogt und gekocht. Die Gedanken schwirrten ihm wild durch den Kopf. Sich verteidigen! — Gegen was denn? — Weil er mit Haußner Umgang gepflogen? —

„Nun, lieber Amtsbruder!" ließ sich der Superintendent von neuem vernehmen: „Was haben Sie uns mitzuteilen?"

„Ich möchte mir zunächst eine Frage an den Herrn Superintendenten erlauben."

„Nun!"

„Auf wessen Anschuldigung stützt sich, wenn ich fragen darf, die Anklage, gegen die ich mich verteidigen soll?" —

Der Superintendent wollte etwas erwidern, aber der Graf kam ihm zuvor.

„Darauf kommt es gar nicht an, Herr Pastor!" rief der Magnat. „Sie sollen sich hier verantworten vor dem Herrn Superintendenten und mir, Ihrem Patron — dazu sind Sie hier! Nicht um insolente Fragen zu stellen."

Der Superintendent, der das hitzige Temperament des jungen Aristokraten kannte, und dem vor einer Übereilung bangen mochte, suchte ihn zu beruhigen. — Gerland war blaß geworden, wahrte aber äußerlich noch die Ruhe.

„So lange mir nicht mitgeteilt wird, von wem ich denunziert worden bin, sehe ich keinen Anlaß, mich zu verteidigen," sagte der junge Geistliche, jedes Wort während des Sprechens wägend — mit leiser Stimme.

Das Gesicht des Grafen färbte sich dunkel. „Das ist ein starkes Stück! Von denunzieren reden Sie? — Aus dem Schoße Ihrer Gemeinde kommen die Klagen. An mich, den Patron, haben sich die armen Menschen gewandt, um Rat und Abhilfe, weil die Leute Ihre Mißwirtschaft nicht länger mit ansehen wollen. — Da, Herr Pastor, haben Sie den Beweis, wie ihre Pfarrkinder über Sie denken — da!"

Er riß ein Schriftstück aus der Tasche und warf es vor Gerland auf den Tisch.

Der junge Geistliche nahm das Heft auf und entfaltete die Bogen langsam. Es war eine sauber abgefaßte Schrift: weißes Papier, Kanzleiformat, breiter Bruch, eine ausgeschriebene und dabei korrekte Handschrift.

„Lesen Sie nur! — Lesen Sie das nur gefälligst, Herr Pastor!"

Gerland las:

„Gnädigster Herr und Kirchenpatron, hochgeborener Herr Graf!

In bedrängter Lage unsrer Gewissen wenden sich eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf an Ew. Hochgeboren, unsren gnädigsten Herrn und Kirchenpatron:

Unser Pfarrer, Herr Gerland, erfüllt in keiner Weise sein Amt zur Zufriedenheit der Gemeinde. Wir wollen ganz schweigen von den vielen Veränderungen, die er vorgenommen hat im Schulwesen, Konfirmationsunterricht, Liturgie und Begräbnissachen und in vielen andren alten geheiligten Bräuchen. — Wir wollen auch schweigen von der Art und Weise, wie er die Witwe des vorigen Pfarrers beleidigt und sie mit Gewalt aus dem Hause vertrieben hat. — Wir wollen auch schweigen über die Eigenmacht des Herrn Pfarrers, indem er gegen den Beschluß des Gemeinderats eine Diakonisse ins Dorf gebracht hat, die er den Leuten ins Haus schickt, selbst wenn sie sie gar nicht haben wollen. — Alles dies würde nämlich die Gemeinde noch ertragen haben, um des lieben Friedens willen; aber das Benehmen des Herrn Pfarrers hat neuerdings solche Dimensionen angenommen, daß einige Gemeindemitglieder, die ihre Kirche lieb haben, es nicht länger mit ansehen können und wollen, wie der Herr Pastor Anstand und guter Sitte öffentlich ins Gesicht geschlagen hat. —

Darum, gnädiger Herr und hochgeborener Herr Graf, kommen wir vor Sie, als unseren Patron, da wir einen anderen Weg nicht wissen, und hoffen darin auf Ihre gütige Nachsicht. Sie wollen glauben, daß wir es mit schwerem Herzen thun und aus Pflicht und Gewissen, Ew. Hochwohlgeboren mit solchen Dingen zu belästigen.

Der Herr Pfarrer verkehrt nämlich in einem fort im Hause eines gewissen Doktor Haußner in Eichwald, der dem Herrn Grafen als übelberüchtigter Atheist bekannt sein dürfte. Auch ist besagter Doktor Haußner am — (folgte Datum) persönlich im Pfarrhause gewesen. Hierfür können,

wenn gewünscht, Zeugen namhaft gemacht werden; natürlich hat das bei allen Gutgesinnten in der Gemeinde Anstoß erregt, zumal die Aufführung des besagten Doktor Haußner gegen unseren früheren Pfarrer Menke noch frisch in aller Gedächtnis ist, besonders aber auch da der Herr Doktor Haußner damals für sein Vergehen hat sitzen müssen.

Wiederholt ist der Herr Pastor auch mit der Tochter dieses Menschen zusammengesehen worden, die, wie bekannt sein dürfte, nicht einmal getauft ist. Aber was soll man dazu sagen, wenn der Geistliche sich sogar nicht einmal entblödet, mit einer solchen Person nach dem Gottesdienste sich öffentlich vor der Gemeinde zu zeigen wie dies am — (folgte Datum) von allen gesehen worden ist. Und damit das Maß des Ärgernisses voll werde, während des Gottesdienstes ist von mehreren, die es auch beschwören wollen, gesehen worden, daß der Geistliche dem betreffenden Mädchen zugenickt und ihr Zeichen gemacht hat.

Alles das ist streng der Wahrheit gemäß beobachtet und berichtet worden und kann jederzeit von glaubwürdigen Zeugen auch eidlich erhärtet werden. —

Wir würden es nicht wagen, uns dem Herrn Grafen, unserem gnädigen Patron, solcherweise mit Beschwerden zu nahen, wenn nicht Ew. Hochgeboren reger, kirchlicher Sinn und warme Teilnahme an unserer Gemeinde, uns ermutigte, daß Sie ein solches ärgerliches und unchristliches Wesen des Geistlichen nicht länger mit ansehen werden, denn die Entrüstung und der sittliche Schaden sind bereits groß, und thut Hilfe dringend not.

In tiefster Ergebenheit unterthänigst, eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf."

Namen waren nicht unterschrieben.

„Nun — was sagen Sie darauf?“ rief der Graf, als Gerland das Blatt senkte.

„Es ist genau so, wie ich mir's gedacht hatte!“ erwiderte der junge Geistliche, bleich und vor innerer Erregung bebend, aber bestimmt. — Er war mit seinem Entschlusse im reinen.

„Sie leugnen also nicht!“

„Ich wüßte nicht, was mich veranlassen könnte, irgend welche Stellung zu einer anonymen Denunziation zu nehmen.“

Der Graf war aufgesprungen, den Superintendenten bei Seite drängend, stellte er sich in seiner ganzen Länge vor Gerland auf. „Ob anonym oder nicht anonym, das ist hier ganz egal! Die armen Leute wagen es nicht, öffentlich gegen Sie aufzutreten. Was wissen solche Dorfleute vom Instanzenwege! In ihrer Not haben sie eben keinen anderen Ausweg gewußt, als sich an mich, den Patron, zu wenden, und ich denke, ich habe ein Recht, mich um die Gemeindeangelegenheiten zu kümmern. Wenn ich der Gemeinde den Geistlichen vorschlage, trage ich doch am Ende auch die Verantwortung für sein späteres Verhalten. — Ich glaube, das wird wohl auch von Seiten der Kirche so aufgefaßt?“

Der Superintendent, an den sich der Graf mit der letzten Frage gerichtet, nickte zustimmend.

„Ich hätte ja können in dieser Sache persönlich vorgehen; hielt es aber für angemessen, mich an die geistliche Behörde zu wenden, da ich mich in solchen Angelegenheiten nicht genügend versiert fühlte. Darin habe ich

doch wohl korrekt gehandelt — nicht wahr, Herr Superintendent?"

„Vollkommen korrekt, Herr Graf!" war die Antwort.

„Sie hören also, Herr Pfarrer," fuhr der Graf fort, „daß ich formell sowohl, als materiell vollständig in meinem Rechte bin, auch im Sinne der Kirche. Wollen Sie mir nun gefälligst Rede und Antwort stehen! Ich wünsche zu wissen, was Sie gegen dieses Schriftstück zu sagen haben?"

„Formell, daß es anonym — materiell, daß es erlogen ist." —

Jetzt riß dem Grafen die Geduld völlig.

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe. Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich zu haben? Sie scheinen sich vollständig verrückten Begriffen über ihre Stellung hinzugeben. — Ich habe diesen lächerlichen Hochmut schon neulich bemerkt. Aber nun sehe ich, daß es bei Ihnen Prinzip zu sein scheint, Opposition zu machen, Herr Pastor! — Sie haben sich bereits mehrfach kompromittiert in meinen Augen. Mit Ihren freien Ansichten mögen Sie anderen imponieren — mir nicht! Wenn die Geistlichen anfangen wollen, sich gegen Ordnung und Moral aufzulehnen, dann hört doch alles auf!"

Er ließ den Superintendenten, der sich einmischen wollte, nicht zu Worte kommen.

„Nein, nein! — Diese Sache hat dem Faß den Boden ausgeschlagen, die Gemeinde beschwert sich über ihn, und er findet es nicht einmal für nötig, sich zu rechtfertigen. — Da ist er freilich an den Falschen gekommen bei mir! — Was ich heute gesehen und gehört habe, Herr Pastor, bestätigt mir vollständig meine Ansicht, die ich mir schon

früher über Sie gebildet habe. Und ich gebe Ihnen die Versicherung, ich werde dieser Angelegenheit nachgehen. Wenn Sie denken, Sie können allen Autoritäten ungestraft Hohn sprechen, dann irren Sie sich gewaltig. — Wir wollen mal sehen, ob nicht selbst gegen aufsässige Pastoren noch Recht zu haben ist."

„Ich sehe dem, was Sie gegen mich unternehmen werden, mit Ruhe entgegen" — sagte Gerland, jetzt kreidebleich und im Übermaß der Erregung lächelnd.

„Das werden wir sehen — das werden wir ja sehen! — Ich bin fertig mit Ihnen!" —

Der Graf griff nach seinem Hute. Er sagte etwas halblaut zum Superintendenten. Beide gingen darauf hinaus — Gerland allein lassend.

Die Stimme des Grafen war noch für einige Augenblicke im Vorzimmer zu hören. Der Superintendent schien dem Empörten beschwichtigend zuzureden.

Dann war der Graf gegangen. Der Superintendent kam ins Zimmer zurück.

Der alte Mann war wieder einmal ganz außer aller Fassung.

„Was haben Sie mir da angerichtet!" rief er. „Nachdem eben erst die Affaire Fröschel glücklich begraben ist, nun schon wieder ein neuer Skandal in der Ephorie, und immer sind Sie beteiligt! — Was kam Ihnen denn bei, sich so aufzuführen? Ich verstehe Sie nicht! Welches Licht wirft das auf mich — auf die ganze Disziplin unseres Standes!" —

„Ich glaube nicht, daß ich die Haltung verloren habe, Herr Superintendent; der Herr Graf war es, der sich vergaß."

„Wissen Sie denn nicht, wen Sie vor sich haben? Einen Mann von solchem Einflusse, wie Graf Mahdem. — Was haben Sie sich denn eigentlich gedacht! Der Mann geht nun hin, im höchsten Grade aufgebracht, hängt die Sache an die große Glocke. Er sprach von einer Beschwerde beim Konsistorium. — Nun wird der Spektakel von neuem los gehen, die Anfragen, Vernehmungen und Berichte!" —

Der Superintendent schritt mit verzweifelter Miene im Zimmer auf und ab.

„Was soll ich denn nun eigentlich mit Ihnen machen?" fragte er vor dem jungen Geistlichen stehen bleibend.

„Ich bitte um Untersuchung des Falles, Herr Superintendent," erwiderte Gerland.

„Untersuchung?"

„Jawohl! — Vernehmung des Gemeindekirchenrates von Breitendorf, über die gegen mich gerichteten Anklagen. Da wird sich schon herausstellen, wieviel an der Verleumdung ist."

Der alte Mann schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nein — das würde viel zu viel Staub aufwirbeln."

„Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, Herr Superintendent?"

„Nun?"

„Ich bin mit Schmutz beworfen worden — und kann darum wohl eine Rechtfertigung fordern."

„Die evangelische Sache ist schließlich noch wichtiger als die einzelne Person — und unsere Sache soll die des Friedens sein." —

„Ich habe den Frieden nicht gebrochen, sondern andere.

Und ich verharre auf meinem Standpunkte, daß ich mich nicht entschuldige, so lange die Anklage anonym bleibt. — Gegen jeden Schritt des Herrn Grafen aber werde ich meine Rechte zu wahren wissen.“ —

XIX.

Dornig kam jetzt häufig nach Breitendorf herüber. Welcher Art das Interesse war, das den korpulenten Mann den beschwerlichen Marsch über den Bergrücken so oft unternehmen ließ, wußte Gerland nunmehr. Dornig machte kein Hehl mehr daraus, daß er mit der Schwägerin des Gutsbesitzers Finke verlobt sei.

Gerland kannte die Erscheinung des Mädchens von der Kirche her; sie paßte zu Dornig: drall, rotbäckig — eine handfeste Schönheit.

Dornig strahlte in Erwartung des Himmelreichs, das seiner wartete. Er wußte, so oft er Gerland besuchte, immer neue Züge der Liebenswürdigkeit von seiner Braut zu berichten. Sie hatte Kochunterricht gehabt in einem der feinsten Hotels der Kreisstadt. Eine Ausstattung brachte sie mit, für welche der Geistliche mit Vorliebe den Ausdruck „fürstlich" anwandte. Ihre Leibwäsche sollte genau so hergestellt werden, wie die einer Komtesse, welche kürzlich geheiratet.

Inzwischen hatte auch die Taufe bei den Finkes stattgefunden. Dornig wußte die Vorzüglichkeit des Taufschmauses nicht genug zu rühmen; er versuchte es, dem Amtsbruder den Mund nachträglich wässerig zu machen. Bei diesem Feste hatte er eine Menge Parochialklatsch erfahren, den er natürlich bei Gerland brühwarm an den Mann zu bringen bemüht war.

Gerlands Beziehungen zu Doktor Haußner und seiner Tochter waren selbstverständlich dort lebhaft besprochen worden. — Als er auf diesen Punkt kam, beeilte sich Dornig, zu versichern, daß er dem Amtsbruder nicht den geringsten Vorwurf mache.

„Ich kann dir's gar nicht verdenken, Gerland," sagte er. „Da giebt's ein Hallo, wenn wir Pastoren mal eine gute Partie machen. — Als ob das Geld eine so ganz gleichgiltige Sache sei in der Welt. Warum soll man denn seine Lage nicht aufbessern? — Das Gehalt ist gering genug! ‚Ihr Geistliche sollt nicht nach Schätzen trachten, die Motten und Rost fressen', heißt es da. Sehr schön! Aber von Luft können wir doch auch nicht leben. — Das ist weiter nichts, als Neid. Und wenn sie dir damit kommen sollten, mach' dir nichts daraus; lach' sie aus! — Es wird nämlich so mancherlei geredet gegen dich — verstehst du! Ich halte dir natürlich die Stange soviel ich kann. ‚Das Mädchen ist ja nicht einmal getauft,' sagen sie — ‚Was nicht ist, kann noch werden,' antwortete ich den Leuten. ‚Pfarrer Gerland ist ein feiner Kopf, der wird die Sache schon machen — da seid nur ganz ruhig.' — Du, wie steht's denn eigentlich damit? Allzulange würde ich mit der Tauferei nämlich auch nicht mehr zögern —

an deiner Stelle! — Weißt du, es giebt den Leuten eben doch zuviel Anlaß zu allerhand Vermutungen und übler Nachrede.“ —

Vor einem Jahre noch würde sich Gerland derartige Reden aufs entschiedenste verbeten haben; jetzt war er schon so weit abgehärtet, daß er im stande war, lächelnd zuzuhören und sich im stillen seine Lehren zu ziehen.

Einen trivialen Philister wie Dornig, der in allen Dingen von sich auf andere schloß, eines besseren belehren zu wollen, war ja von vornherein aussichtslos. Aber die Auffassung eines solchen Menschen war symptomatisch — so also urteilte der große Haufe!

Wie konnte er den Leuten auch nur einen Begriff von der Eigenart seines Verhältnisses zu Gertrud geben? Wer würde ihm geglaubt haben, daß es ihm unmöglich sei, das Mädchen zu einem Schritte zu nötigen, den sie doch nur in voller Freiheit, aus eignem Verlangen heraus thun durfte. —

Es erschien ihm wie Vergewaltigung, wie Roheit, vor Gertrud hinzutreten und sie zu bitten: „Laß dich taufen, damit ich dich heiraten kann!“

Gewiß sehnte er sich, harrte in peinvoller Ungeduld einer Andeutung von ihr — auf den Augenblick, wo sie endlich dem Wunsche Ausdruck geben würde. Christin war sie ja jetzt schon — wenigstens in seinen Augen — nur das äußere Zeichen fehlte ihr, die Besiegelung. Aber vor der Welt, der das Zeichen mehr gilt, als die Gesinnung, stand das Mädchen noch als Heidin da. —

Dornig hatte in seiner tolpatschigen Art und Weise an eine wunde Stelle bei Gerland gerührt.

Das Bewußtsein, daß viele seiner Beichtkinder an ihrem Pfarrer irre wurden, daß der Schein gegen ihn sei, und daß die Ereignisse seinen Feinden und Verleumdern von Tag zu Tag mehr Recht gaben, bereitete ihm oft schwere Stunden. Er sah die trübe Flut des Hasses gewaltig von allen Seiten aufsteigen. Die Anzeichen mehrten sich, daß auch die besseren Elemente in der Gemeinde gegen ihn Stellung nahmen. Viele Leute, die ihn früher herzlich und ehrfurchtsvoll gegrüßt hatten, drückten sich jetzt, wenn man einander begegnete, um das Grüßen herum, sahen weg, oder gingen beiseite.

Ganz verwirrt war eines Tages Schwester Elisabeth zu ihm gekommen; Schuhmacher Herklotz — dessen Frau inzwischen gestorben und beerdigt war — hatte ihr, als sie gekommen, um nach den Kleinen zu sehen, die Thür gewiesen mit unflätigen Redensarten, die das Mädchen um keinen Preis wiederholen wollte.

Diese Undankbarkeit stand nicht allein da. Auch andere, denen er mit Rat und persönlichem Eingreifen, ja mit pekuniärer Hilfe beigestanden, sahen ihm in die Augen, höhnisch oder dreist vertraulich, als wüßten sie ihm ein Unrecht vorzuwerfen.

Die jungen Burschen im Fortbildungsunterricht, den er leitete, begannen herausfordernde Mienen anzunehmen und sich aufsässig zu gebärden.

Überall sah er den Respekt weichen.

Am Sonntag Abend gab es wieder mal nach längerer Pause auf dem Tanzboden einen groben Exzeß: Trunkenheit und Prügelei. Zu Zeiten seines Amtsvorgängers war das nichts Seltenes gewesen in Breitendorf. Während

Gerlands Seelsorgerthätigkeit hatte sich darin vieles gebessert.

Dieses plötzliche Aufflammen der alten Roheit hatte seine Bedeutung. Der junge Geistliche fühlte es, er hatte die Macht verloren — die Macht, welche unbefleckter Name und tadelloser Ruf ihren Trägern verleihen.

Er stand nicht mehr unantastbar da vor seiner Gemeinde; sehr geschickt hatten seine Feinde die Stelle herausgefunden, wo er angreifbar war — die Stelle, wo ihn der Talar nicht schützte, wo ihn das Priestergewand vielmehr anzuklagen schien.

Man hatte ihm Liebe und Achtung seiner Pfarrkinder gestohlen.

Voll Kummer mußte er sehen, wie sich alles um ihn her lockerte; wie das Werk, das er mit Mühe aufgerichtet hatte, von frevelhaften Händen Stein um Stein eingerissen wurde.

Er wußte ganz genau, wo das Hauptquartier der Feinde seinen Sitz hatte, und wer in diesem Spiele die Fäden zog.

Wenzels Faungesicht tauchte zu wiederholten Malen in der Dorfstraße auf. Gerland hatte daran gedacht, den früheren Kantor zur Rede zu stellen; aber es gelang ihm niemals, den alten Fuchs zu erwischen, der seine lange Gestalt zu verflüchtigen wußte, als besäße er eine Tarnkappe.

Die jetzige Frau Wenzel war wieder ganz in Breitendorf; angeblich auf Wochenbesuch bei der jungen Frau Finke. Gerland sah sie eifrig von Haus zu Haus gehen. — Die Kaffeekränzchen bei den Honoratiorenfrauen, deren

Mittelpunkt sie bereits früher gewesen, waren flott im Gange. Als ihr Adjutant fungierte die Besprechfrau Tonchen, die in den niederen Schichten ihre Maulwurfsarbeit trieb. —

Die ehemalige Pastorin Menke trieb die Schamlosigkeit soweit, sich der Kanzel gerade gegenüber zu setzen und den Geistlichen unverwandt mit der unschuldigsten Miene der Welt anzublicken während der Predigt. Pfarrer Gerland mußte sich zusammennehmen, um nicht mitten im Satze stecken zu bleiben, als sein Blick auf ein rosiges Frauengesicht und ein paar lächelnde Katzenaugen traf — unten im Schiff der Kirche. —

Es war, als ob ein Gewitter in der Luft schwebe. Gerland begann sich nach einer Entladung zu sehnen; selbst eine gewaltsame Lösung erschien ihm besser, als dieser Zustand der Spannung.

Vergebens wartete er auf eine Maßregelung von seiten der Kirchenbehörde. Nachdem, was neulich vorgefallen war in der Superintendentur, hatte er einer Aufforderung, sich zu verantworten, einer Rüge, vielleicht auch einer Disziplinarmaßregel entgegengesehen. — Im stillen hoffte er sogar darauf; dann würde er ja endlich einmal seine innere Stellung den Vorgesetzten offen darlegen dürfen. — Nichts von alledem erfolgte. —

* * *

Pfarrer Gerland war jetzt fast täglich, wenn es ihm die Kasualien erlaubten, in Eichwald. Er pflegte dem Arzte bei den Gartenarbeiten zu helfen.

Das Verhältnis der beiden Männer war seltsam genug. Haußner schien den jungen Geistlichen nicht ungern um sich zu sehen. Er forderte Gerland zwar niemals direkt auf, am nächsten Tage wieder zu kommen; aber stets wenn der Geistliche in den Vormittagsstunden auftrat, fand er seiner eine Arbeit wartend, die der Arzt für ihn aufgehoben hatte. Das eine Mal galt es den Wein zu brechen — dann wieder mußten die Erdbeerstöcke umgepflanzt werden — oder man okulierte die Rosenstöcke; auch im Gemüsegarten gab es reichlich zu thun.

Es war ein heißer Sommer, und Haußner ging meist bis auf die Beinkleider und ein Flanellhemd entkleidet in seinem Garten umher. Gerland, der anfangs eine gewisse Scheu gehegt hatte, mehr als den schwarzen Rock abzulegen, machte es dem Arzte mit der Zeit nach. Haußner borgte ihm einen seiner breitkrämpigen Gartenhüte und veranlaßte ihn, Weste, Halskragen und Krawatte abzulegen.

„Sie fangen von oben an, den Pastor auszuziehen," bemerkte Haußner mit dem trockenen Witze, der ihm eigen war. —

Im übrigen wurde von der Zukunft zwischen den beiden Männern nicht gesprochen. Haußner war ein Sonderling auch darin, daß er alle offenen Aussprachen, solange wie möglich, hinausschob.

Rings um sein innerstes Wesen hatte er eine Mauer gezogen. Niemand sollte ihn beobachten, aber er selbst lag mit seinen scharfen Forscheraugen stets auf der Lauer, trug Material zusammen und verarbeitete es in seinem Innern mit dem Egoismus des Menschenverächters, dem seine besten Gedanken viel zu gut sind, um sie durch Aus-

legen vor der Menge zu profanieren. Er sah unendlich vieles trotz seines einsiedlerischen Lebens, und machte sich über alles seine Gedanken; aber nur gelegentlich, an sarkastischen Bemerkungen, konnte man erkennen, wie er eigentlich zu Menschen und Dingen stehe.

Selbst die Liebe zur Tochter äußerte sich nicht in alltäglicher Art und Weise. Aus der rauhen Form, in der er häufig mit Gertrud verkehrte, hätte ein oberflächlicher Beobachter leicht ganz falsche Schlüsse auf sein innerstes Verhältnis zu dem Mädchen ziehen können. — Die Liebe zu dem einzigen Kinde war stark und zart zugleich. Sein Auge konnte einen melancholischen Ausdruck annehmen, wenn er sie anblickte. In kleinen, unscheinbaren Anzeichen äußerte sich sein heißes Gefühl — seine Furcht vor dem Augenblick, wo er das Mädchen hergeben sollte.

Und doch mußte er einsehen, daß der natürliche Lauf der Dinge die Trennung herbeiführen würde. Er sträubte sich nur noch pro forma. Es konnte ihm ja nicht entgehen, daß die beiden jungen Menschen einander zugehörten, und er war viel zu vernünftig und lebensklug, das Natürliche verhindern zu wollen.

Im allgemeinen vermied man religiöse Gespräche; der Geistliche hütete sich wohl, den andern auf ein Gebiet zu bringen, wo er empfindlich und gereizt war. Aber gänzlich konnte das Religiöse doch nicht aus ihren Gesprächen ausgeschieden werden.

Gelegentlich riß den Arzt der Eifer hin, von seinen wissenschaftlichen Untersuchungen und ihren Endzielen zu sprechen. Er arbeitete neuerdings an einem Werke: „Der

Übergang der organischen Materie von einem Lebewesen zum anderen," das den Niederschlag zehnjähriger Forschung und Beobachtung darstellte. Er zeigte dem jungen Geistlichen die Abbildungen, welche das Werk begleiten sollten, ließ ihn Präparate sehen und machte ihn mit dieser oder jener niederen Tierform durch das Mikroskop bekannt. — Es kam darin so recht der Drang des Einsiedlers zu Tage, von dem, was ihn seit Jahren ganz beschäftigt hatte, und was nun einem Resultate entgegenreifte, endlich einmal zu einem Menschen zu sprechen.

Haußner war ein begeisterter Anhänger der Evolutionstheorie. In seine Studienzeit waren die Publikationen der großen Darwinschen Entdeckungen gefallen. Er war ein Altersgenosse und Anhänger Haeckels.

In seiner Jugend hat er der Religion kühl bis ans Herz gegenübergestanden — er betrachtete sie als eine Art von Petrefakt abgestorbener Lebensformen. — Wahrscheinlich würde er in diesem Indifferentismus weiter gelebt haben, wenn nicht die Kirche dafür gesorgt hätte, ihn aus seiner Gleichgiltigkeit herauszutreiben. Das Ereignis trat ein, das ihn aus seinem Berufe reißen, ihn mit seiner bisherigen Umgebung verfeinden, den Frieden seines Hauses vernichten, seinem ganzen Leben eine veränderte Richtung geben sollte. Er sah sich provoziert, an der empfindlichsten Stelle verletzt, in seiner Freiheit angegriffen. — Heißblütig wie er war, ließ er sich zu verhängnisvollen Schritten hinreißen — und so hatte dieses anfangs harmonische Dasein plötzlich eine tragische Wendung bekommen.

Die Leidenschaft macht den klügsten Menschen ungerecht. Haußner war nicht mehr imstande, Schale und

Kern auseinanderzuhalten. Seine Feindschaft gegen die Kirche übertrug er auf die Religion.

Gerland kannte die Geschichte des Arztes besser, als Haußner selbst wohl ahnen mochte. Er verstand ihn — ja er fühlte im Innersten tiefe Sympathie für den Mann, dem von den Amtsbrüdern so schweres Unrecht angethan worden war.

Der junge Geistliche befliß sich, aus seinen Worten alles fernzuhalten, was jenen an die trüben Erlebnisse früherer Zeiten hätte erinnern können.

Den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen des Arztes hörte er ruhig zu. Häufig konnte er Haußners Ansichten nicht beipflichten. Den Arzt zu widerlegen war für ihn unmöglich, sie standen auf zu verschiedenem Boden. — Ein tiefer Riß klaffte zwischen ihren Innenanschauungen, sie konnten nicht miteinander fühlen, die Hiebe mußten notwendig Lufthiebe sein; zu einander gelangen hätten sie nur können durch ein Kompromiß. —

Das verhinderte den jungen Geistlichen nicht, den Ausführungen des Arztes mit größtem Interesse zu folgen. Die Phänomene, die jener ihm darthat, entzückten ihn — der Einblick in den Wechsel der Erscheinungen, in die Wunderwelt der niederen Fauna und Flora des Süßwassers — das Bekanntwerden mit Struktur und Lebensweise dieser auf der Scheide zwischen Tier und Pflanze stehenden Lebewesen, befriedigte in hohem Grade sein Zweckmäßigkeitsgefühl und seine Freude an Größe und Mannigfaltigkeit des Kosmos.

Haußner konnte sich keinen eifrigeren Zuhörer wünschen; und als Gerland einmal durch eine Bemerkung besonderes

Verständnis an den Tag gelegt hatte, brach der Arzt in die Worte aus: „Es wäre wirklich schade, wenn Sie Geistlicher bleiben wollten.“ —

Gelegentlich gab er Gerland einige Bände Darwin, Vogt und Büchner mit — in seiner Weise keinen näheren Kommentar dazu erteilend. Aber der Geistliche wußte sehr gut, was das zu bedeuten habe; Doktor Haußner arbeitete im stillen an seiner Bekehrung. —

* * *

„Sie können uns helfen, die Muskatellerbirnen abnehmen,“ meinte Haußner, als Gerland eines Vormittags kam und sich erkundigte, ob es etwas für ihn zu thun gäbe.

Eine Leiter lehnte bereits am Baum, Handkörbe und der Obstpflücker standen bereit. „Ich fange an, allzu vollkommen zu werden für dergleichen,“ bemerkte der Arzt, lächelnd auf seinen Leibesumfang deutend. Ein Strohhut lag auch bereits für den Geistlichen da. — Es war alles vorbereitet gewesen für sein Kommen, wie der junge Mann mit geheimem Vergnügen feststellte.

Martha und Gertrud waren auch nicht fern. Bald schwebte der Geistliche in der Krone des prächtigen Baumes. Haußner stellte die Leiter nach Bedarf und nahm die gefüllten Henkelkörbe entgegen. Die Damen sortierten das Obst — alle waren in vortrefflicher Laune.

Einmal krachte ein Ast, auf dem sich der Geistliche allzu kühn vorgewagt, und die Frauen schrieen erschreckt auf. Aber es gelang Gerland, sich festzuhalten.

„Na, das ging noch mal so ab!“ meinte Haußner.

„Der liebe Gott hat unseren Herrn Pfarrer bewahret,“ bemerkte Martha halblaut, doch immer noch so laut, daß der Arzt es hören mußte. — Die alte Jungfer konnte es nicht lassen, durch solche Glossen hie und da dem Vetter gegenüber ihren Gefühlen Luft zu machen — sie nannte das: „den christlichen Standpunkt wahren.“ —

Auf einmal sprang Gertrud auf und klatschte in die Hände. „Onkel Valentin — Onkel Valentin!“

Vom Hause her nahte der greise Pfarrer.

„Wahrhaftig, der alte Valentin!“ meinte Haußner.

Gerland kam von seiner luftigen Höhe herab. —

Der Alte hatte seiner Gewohnheit gemäß den weiten Weg von Göhdaberg her zu Fuß zurückgelegt, trotz der Sonnenglut. Seit drei Stunden etwa war er unterwegs. Er sei ja ein gut Stück im Baumschatten gegangen, meinte er, mit seinem freundlichsten Lächeln, wie immer den Dingen die beste Seite abgewinnend.

Aber die Erschöpfung war ihm anzumerken.

Gerland hatte seine heimliche Freude an der Art und Weise, wie sich Haußner um den alten Mann besorgt zeigte.

„Komm in die Laube, Ottomar!“ — sagte er, den Greis unter den Arm nehmend. „Ins Haus führe ich dich jetzt nicht; dort ist es kühl, und du bist erhitzt. — Besorgt sofort etwas Frühstück!“ Damit wandte er sich an die Frauen.

Die drei Männer schritten langsam der Gartenlaube zu, auf ihrem Wege, des ermüdeten Alten wegen, häufig stehen bleibend.

Gertrud ließ nicht lange mit dem Frühstück auf sich

warten, sie breitete eine Decke über den Holztisch und legte ein Gedeck vor dem Onkel auf.

„Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ — sagte Valentin und griff nach der Hand des errötenden Mädchens. „Der Herr schütze dich und bewahre dich, du liebes Kind!“ Seine Stimme bebte.

Haußner machte dieser Szene schnell ein Ende. „Du sagtest, du hättest etwas mit mir zu besprechen.“

„Allerdings — das war der Zweck meines Kommens.“

„Ihr könnt zu euren Birnen zurückkehren,“ — meinte Haußner zu den andern.

Gertrud sprang voraus. Martha hielt Gerland am Ärmel zurück und flüsterte ihm voll Erregung zu: „Heute entscheidet sich's!“ Sie wies nach der Laube zurück. — „Der liebe Gott wird helfen! Bleiben Sie nur bei Gertrud einstweilen — lieber Herr Pfarrer!“ Sie drückte Gerlands Hand, dann lief sie dem Hause zu. —

Mit dem Birnenabnehmen wurde es heute nichts mehr.

Wie auf Verabredung schlugen die beiden jungen Leute, als sie sich allein sahen, den Weg nach dem oberen Teile des Gartens ein.

Hinter dem nächsten Boskett machte Gerland Halt und suchte ihr einen Kuß zu rauben. Aber sie entfloh ihm — lief voraus, geschickt ihre bessere Kenntnis des Geländes benutzend.

Er stürmte ihr nach. Es wurde ein Haschen daraus.

Gut, daß niemand von der Gemeinde, oder gar von den Amtsbrüdern, den Herrn Pastor in dieser Situation sah, wie er dem leichtfüßigen Mädchen nachsprang, die sich

schelmisch kichernd, hinter Büschen und Bäumen vor ihm zu verstecken suchte.

Sie war flinker als er, aber er besaß die größere Ausdauer. Ermattet blieb sie schließlich stehen und ließ sich von ihm umfangen. Er küßte sie herzhaft, nicht bloß einmal. —

Ihr Atem flog und streifte seine Wange, der Busen wogte; entzückt betrachtete er sie. Gab es etwas Süßeres als diese Lippen, die den Odem voll und warm gehen ließen — diese Augen, die sie, vom Laufen ein wenig ermattet, lächelnd schloß, so daß sich die langen Wimpern auf den Wangen abzeichneten. — Wie eine eben aufgesprungene Knospe war sie, — eine reizende Mischung von Kind und Weib.

Auf einmal errötend und ein wenig die Schultern emporziehend, entzog sie sich ihm und strich ihr Haar, das in Unordnung geraten, glatt.

„Heut abend in der Laube — nicht wahr — du versprichst mir?" flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie erwiderte nichts.

Er nannte eine Stunde. „Wirst du kommen?"

Sie sprang noch einmal fort. Aber diesmal hatte er sie schnell eingeholt, umfaßte sie und ließ sie unter Bitten und Küssen nicht eher los, bis sie ihm das Versprechen gegeben.

Bald darauf saßen sie oben auf der Rasenbank, Hand in Hand.

In diesem Augenblicke, wo er sich im Vollbesitze seines Glückes zufrieden hätte fühlen können, überkam ihn wieder jene Stimmung der Unruhe, des Mißtrauens gegen den

Bestand dieses Glückes. Alles ging ihm noch einmal durch den Kopf, was von Zweifeln und Besorgnissen in letzter Zeit in ihm aufgestiegen war, was er nur mühsam beschwichtigt hatte.

Gertrud war seine Braut. Er durfte sie mit gutem Gewissen jetzt so bezeichnen. Ihre Augen wichen seinem Blicke, ihr Mund seinem Kusse nicht mehr aus. — War man sich seelisch deshalb näher gekommen? — Hatte sie Anteil an seinem Geistesleben?

Wie wenig kannte man sich im Grunde! —

Was wußte sie von seinen schweren Sorgen — von der Gährung, in der sich sein Inneres befand — dem Kampfe, der in ihm tobte.

Und wußte er selbst denn viel von ihr? —

Wie stand sie zu jener großen Frage — der größten, die es für ihn gab; wie stand sie zur Religion?

Daß sie den kleinen Katechismus aufsagen konnte — ein Erfolg, auf den Martha Herberge so stolz war — bedeutete wenig. Was wollte es heißen, daß sie Kirchenlieder auswendig lernte und biblische Geschichte trieb? — Das alles gab keine Garantie dafür, daß wirkliche Gottesfurcht in ihrer Seele lebe.

Dürstete sie in Wahrheit nach dem Heil — nach dem Wort, nach dem Geist? —

Lieber keine Taufe, wenn man kalt, ohne Sehnsucht und Liebe, gezwungen durch äußere Rücksichten, an das Mysterium herantrat, nur um der Form zu genügen. —

Hier lag der seltene Fall vor, daß ein Mensch sich mit Bewußtsein entscheiden sollte, ob er dem Bunde der Christenheit zugehören wolle, in den die meisten hinein-

geboren werden. Selbstverantwortlich durfte sich das Mädchen entscheiden über das, was für andere der Zufall bestimmt. Sollte auch hier wieder Konvenienz, Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Vorteil entscheiden? — Sollte, um des guten Zweckes willen eine Vergewaltigung der Seele stattfinden? — Sollte Gewissenszwang die Freiheit der Entschließung aufheben? —

Gerland war ja nicht blind; er hatte wohl gemerkt, wie schon seit Wochen Martha Herberge heimlich auf das eine Ziel lossteuerte: Gertruds Taufe.

Der fromme Eifer der alten Jungfer hatte ihm schon manchmal peinliches Befremden verursacht.

Was unter den Titel: ‚Zu Ehren Gottes' und zur angeblichen Förderung seines Reiches nicht alles vorgenommen werden konnte an Intriguen und Wahrheitsvergewaltigung!

Dem jungen Geistlichen stieg auf einmal ein Verdacht auf: Was für eine Veranlassung mochte es sein, die seinen alten Freund, Pfarrer Valentin, so unerwartet hierher führte? — Weshalb hatte er verlangt, mit dem Arzte unter vier Augen zu sprechen? Was hatte Marthas Aufgeregtheit zu bedeuten?

Ob auch Gertrud darum wußte, was da unten jetzt vorging?

Er fragte sie, ob sie ihm erklären könne, weshalb ihr Onkel heut gekommen sei.

Sie errötete, und die Augen niederschlagend, meinte sie, Tante Martha habe an ihn geschrieben, daß er kommen möge, um mit Vater zu sprechen — wegen der Taufe.

Also doch!

Gerland schwieg eine Weile; er hatte seinen Arm von dem Mädchen abgezogen und saß, den Kopf aufgestützt, brütend da. — Er mußte doch einmal offen mit ihr sprechen; auf falschen Voraussetzungen durfte sich ihr gemeinsames Geschick nimmermehr aufbauen.

Er vermied es, sie während des Sprechens anzusehen, — um sich nicht irre machen zu lassen. Das, was er ihr zu sagen hatte, wurde ihm nicht leicht auszusprechen.

Er sagte ihr, daß er sie nicht zu etwas treiben wolle, wonach sie vielleicht kein Bedürfnis fühle, daß sie durchaus frei sei in ihren Entschließungen und daß niemand das Recht habe, sie zu einem Schritte zu veranlassen, der nur dann Wert habe, wenn er aus dem Verlangen des Herzens heraus geschehe.

„Aber ich habe mich ja immer so danach gesehnt!“ unterbrach sie ihn plötzlich.

Er sah sie erstaunt an. — Gesenkten Hauptes saß sie da, von ihm wegblickend.

„Wonach gesehnt?“ fragte Gerland.

„Nach der Taufe!“ — Sie sagte das sehr leise. „Lange ehe Tante Martha davon gesprochen hat.“

„Mein süßes Herz!“ — Er wußte nichts Besseres zu sagen. „Und davon hast du mir bisher kein Wort gesagt, Gertrud?“

„Ich schämte mich so.“

Er nutzte das Glück der Stunde aus, wo endlich einmal ihr Gemüt offen vor ihm lag. Jetzt wollte und mußte er alles in Erfahrung bringen, von Anfang an. — Und als betrete er ein Wunderland, ward ihm zu Mute, da sie sich ihm entdeckte.

Wann sie zum ersten Male gebetet hatte? Das wußte sie nicht ganz genau; aber es mußte schon früh gewesen sein. — Eine Kinderperson hatte ihr vom lieben Gott erzählt, und daß man zu ihm beten müsse. Vom Vater hörte sie niemals über dergleichen, und als sie ihn eines Tages darüber gefragt, hatte er gesagt, wenn sie nur brav und tüchtig, sei das Beten nicht von nöten. — Auch vom lieben Gott und vom Heiland sprach der Vater nicht. Aber gerade all diese Dinge, von denen sie durch die Dienstboten hin und wieder hörte, waren dem Kinde ganz besonders interessant. Einmal hatte die Köchin sie heimlich mit in die Kirche genommen — Gertrud glaubte, es sei wohl eine katholische gewesen. Die Musik, die Priester und die Bildnisse hatten tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt hervorgebracht.

Sie lebten damals in der Schweiz, wohin sich Haußner nach seinem Streite mit der Kirche grollend gewendet hatte.

Nun kam die Zeit, wo das Mädchen die Schule besuchen mußte. Vom Religionsunterricht war sie ausgenommen. Der Vater erteilte ihr anstatt dessen besonderen Unterricht — es schien sich um Moral und Ethik gehandelt zu haben. Das Mädchen dachte nicht gern an diesen Unterricht zurück. Der Vater sei leicht heftig geworden, wenn sie ihn nicht verstanden habe, meinte sie, und sitzen geblieben sei eigentlich nichts davon bei ihr.

Sehr zeitig war ihr eine Ahnung davon aufgegangen, daß noch eine andere Welt existiere, von der ihr der Vater geflissentlich nichts erzähle.

Von den Mitschülerinnen erfuhr sie allerhand. Oft las sie in den Büchern und Heften der andern. Biblische

Geschichte, Katechismus, Lieder und Gebete — all diese Dinge erschienen ihr interessanter und schöner als das andere, was auf der Schule getrieben wurde. Eine starke Neugier entwickelte sich bei dem Kinde, durch den Vorhang zu blicken, hinter welchem ihre junge Seele das Göttliche wie ein verschleiertes Licht ahnte.

Tiefen Eindruck machte es ihr, als eines Tages eine Mitschülerin ihr zurief: „Du bist ja nicht einmal getauft!“ —

Seitdem war das Kind den Gedanken nicht losgeworden, daß ihr etwas fehle, was die andern besaßen — etwas Großes und Gutes. — Als sie den Vater gelegentlich darüber befragt, sei er — so berichtete sie — sehr ungehalten gewesen.

Das wichtigste Ereignis in ihrer religiösen Entwicklung trat jedoch erst ein, als sie nach Eichwald kam. Sie fand die Bücher ihrer verstorbenen Mutter irgendwo auf dem Boden, in einer Kiste weggepackt — verstaubt und vergessen.

Da gab es Gebetbücher, Liederbücher, Predigtsammlungen, — erbauliche Schriften aller Art.

In diese Bücherei vertiefte sich Gertrud. Sie las wahllos, und hatte bald ihre Lieblinge. Übrigens ließ sie den Vater wohlweislich nichts davon merken. Kindlicher Instinkt führte sie darauf, daß ihr Thun nicht nach seinem Sinn sei, daß er ihr die Bücher höchst wahrscheinlich wegnehmen würde.

Fortan wirkten Einflüsse entgegengesetzter Natur auf das Kind ein.

Der Vater, der ihren Unterricht weiterführte, füllte

ihren jungen Geist mit wissenschaftlichen Begriffen, die andern jungen Mädchen völlig fremd bleiben. Haußner hatte sich auch auf erzieherischem Gebiete seine eigne Theorie gebildet. Vor allem sollte das Kind das, was ist, kennen lernen: die Welt und ihre Erscheinungen. Er unterrichtete die Tochter hauptsächlich in der Naturwissenschaft. Auch in der Methode des Unterrichtens schlug er einen besonderen Weg ein. Er basierte alles auf die Anschauung — von ihr aus ging er zu den Gesetzen über. Das Experiment bildete ein Haupthilfsmittel dieses Unterrichtes.

Gerland hatte schon manchmal Gelegenheit gehabt, über Gertruds Kenntnisse auf dem Gebiete der Physik, Chemie und der Biologie zu staunen. Es lag dem Mädchen sehr fern, damit zu prunken, aber gelegentlich kam es zum Vorschein. — Verwundert hörte der junge Geistliche, daß sie genau über die Fortpflanzung der Süßwasseralgen unterrichtet war; oder sie zeigte sich bewandert im Stellen des Mikroskops und wußte aus hundert Präparaten, auf Verlangen des Vaters, das Gewünschte richtig herauszufinden.

Aber das Merkwürdigste: ihre Weltanschauung war davon sehr wenig beeinflußt worden — wie Wasser war all das an ihr abgeflossen.

Jene Stunden, die sie heimlich über den Andachts- und Gebetbüchern der Mutter zugebracht, hatten viel tiefere Spuren zurückgelassen.

In vielen der Bücher fand das Mädchen Randbemerkungen von der Hand der Seligen — auch zahlreiche beschriebene Blätter, Zettel, Buchzeichen. So schien

eine Stimme vom Jenseits herüberzudringen, welche das Kind zur Frömmigkeit ermahnte. Der Hang zum Religiösen, der bei der armen Bertha eine mystisch schwärmerische Richtung angenommen, schlug bei der Tochter durch, in gesünderer, natürlicher Form.

Und vielleicht gerade weil der Vater diese Seite ihrer Natur unbebaut hatte liegen lassen, weil er versuchte, diesem Hange von vornherein entgegenzuarbeiten, wuchs das zurückgestaute Gefühl, schoß dieser Trieb gegen den Willen des Gärtners um so kräftiger und gesünder empor. —

Zum Gottesdienste durfte Gertrud nicht gehen. Aber der Vater konnte es nicht verhindern, daß das Mädchen mit Persönlichkeiten zusammenkam, die einen nachhaltigeren, lebendigeren Eindruck auf ihr Seelenleben ausübten, als es Predigt und Schule jemals vermocht hätten.

Da war vor allem die alte Märzliebs-Hanne in Eiba. Das Mädchen hatte eine große Liebe zu der Greisin gefaßt. — Kein Zweifel, die Alte trug viel dazu bei mit ihren naiven Erzählungen vom lieben Gott, dem Heiland, den Engeln, die religiöse Phantasie des Kindes zu wecken und mit Wundergehalte zu erfüllen.

Und so war unter dem Einflusse verschiedenster Personen und Erlebnisse ein ganz eigenartiges Gebilde entstanden. Mit der landesüblichen Frömmigkeit hatten die religiösen Anschauungen des jungen Mädchens freilich nicht viel gemein. Ihr Christentum war ein ursprüngliches Gewächs, auf natürlichem Boden gewachsen, gesund und frisch — keine bleichsüchtige, blutarme, beim Lampenlicht der Schulstube künstlich getriebene Pflanze.

Die Prüfung im Religionsfache an einer höheren Töchterschule würde Gertrud wohl schlecht bestanden haben.

Der Begriff, daß wir Menschen durchaus schlecht und verderbt sind und nur durch Gottes Gnade selig werden können, war ihr nicht in Fleisch und Blut übergegangen. — Sie wußte nicht, daß der Herr Jesus zwei Stände und drei Ämter gehabt hat. Auch von dem Hader der Konfessionen ahnte sie wenig, noch weniger von den Konzilien, und über die Religionskriege hätte sie sehr schlecht Bescheid gewußt.

Aber was ihr an Kenntnissen abging, ersetzte reichlich die Innigkeit und Wärme, mit der sie das, was sie sich selbst aus dem Bedürfnis ihres frommen Gemüts heraus gesammelt hatte, umschlungen hielt.

Gerlands Vortrag in der Bibelstunde, den sie mit der alten Märzliebs-Hanne besucht, hatte nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Einen tieferen Eindruck noch hatte sein erstes Geschenk an sie gemacht: das neue Testament und die Worte, mit denen er ihr das Buch gegeben.

Mit diesen Eindrücken schied sie im Herbste von der Heimat. — Der Winter brachte ihr Großes und Ungeahntes. Nicht mehr als Kind — als Jungfrau kam sie im Frühjahr nach Haus zurück.

Der Gedanke an den jungen Mann hatte sie in die Fremde begleitet. Und wenn sie in dem Buche las, das er ihr in regnerischer Nacht zum Abschied in die Hand gedrückt, so schien damit eine unsichtbare Verbindung zwischen ihnen hergestellt.

Sie las und dachte an ihn — und wie es im Evan-

gelium heißt: ‚Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.‘ —

* * *

Als der junge Geistliche in dieser Stunde einen Blick that in die Seele seiner Braut — als ihm eine Ahnung aufging von der Frömmigkeit, die in diesem Mädchen lebte, da fühlte er sich wahrhaft beschämt.

Was war seine in allen Fugen krachende Weltanschauung, gehalten gegen diesen schlichten, kindlichen, selbsterworbenen Glauben?

Wahrhaftig! die Bedenken, daß sie nicht würdig sei, die Taufe zu empfangen, konnte er getrost fahren lassen. Sie war längst eine Christin, obgleich ihr die äußerliche Besiegelung des Glaubens fehlte.

Sie war eine Christin, selbständiger und freier als tausend Namenchristen; denn sie hatte sich das, was andern mit der Geburt in die Wiege gelegt wird, selbst erobert. Herrlich hatte das Kind ihr von der seligen Mutter überkommenes Erbteil im Stillen, ohne Aufsehen, dem Zuge ihrer guten Natur folgend, verwaltet. — Die Religionsfeindschaft des Vaters — seine auf Ausrottung aller Frömmigkeit gerichteten Maßnahmen und Lehren, hatte sie in schlichter Einfalt des Herzens überwunden. —

Wie Frühlingswetter, mit Schauern und Sonnenblicken, zog das Glück in Gerlands Seele ein.

In Gertruds guten Augen, die leuchtend zu ihm aufgeschlagen waren, las er die Bestätigung seines Glücksgefühls.

Jetzt war sie wahrhaftig seine Braut geworden. Mehr als Verliebtheit schwellte ihm die Brust in diesem Augenblicke: Bewunderung, Stolz auf dieses Mädchen, die so viel reiner, schlichter und frömmer war, als er. Wie hatte sich ihr Verhältnis mit einem Schlage verändert — veredelt! — Er fühlte die warme Nähe ihres jungen Leibes — aber alle Sinnlichkeit trat in seinem Empfinden zurück. Nicht Körper und Körper bloß — nein, Mann und Weib — Mensch und Mensch — geeinigt für ein Leben! Er wußte es jetzt, daß ihre erwachte Psyche ihm gehöre — ihm allein! —

Das Paar schritt von seinem Sitze herab, dem Hause zu — Hand in Hand.

Von unten kam ihnen ein anderes Paar entgegen: Pfarrer Valentin und Martha. In den Zügen des alten Mannes war besonderer Ernst zu lesen. Aus Marthas Gesicht strahlte freudige Erregtheit, sie lief den jungen Leuten entgegen.

Unter Thränen und Küssen umarmte sie Gertrud.

„Nun wirst du getauft, Trudel!“ —

Valentin ergriff Gerlands Hand.

„Ja, es ist so! Mit Gottes Hilfe ist mir's gelungen. Aber es war ein harter Kampf. Aller Trotz, alles was sich in seiner Seele angesammelt von Groll und Haß lehnte sich noch einmal auf. — Aber — er ist eben doch nicht mehr der Alte. — Vieles hat an ihm gearbeitet — sein Herz ist weich, er verschließt sich nicht der Liebe. Er wird verreisen für einige Zeit. Der Taufe beizuwohnen, sträubt er sich. — Traurig, daß der Widerwille gegen das Christentum trotz allem und allem

noch so tief in ihm wurzelt! — Und doch, ich weiß es — die ewige Liebe wird auch ihn gewinnen. Liebe ist es doch schließlich, die ihn soweit geführt hat — Liebe zu euch, Liebe zu denen, die nicht mehr sind."

XX.

Gerland war in jener Zeit wie ein Wandersmann, vor dem sich, nachdem er lange unter verhangenem Himmel dahingeschritten, der Horizont verheißungsvoll auflichtet.

Mannigfache Erlebnisse hatten seine Erfahrung bereichert und sein Fühlen vertieft. Seine Stellung zu Gott hatte sich von Grund aus gewandelt.

Er suchte ihn nicht mehr in weiter Ferne; er quälte sich nicht mehr damit ab, ihn sich beweisen zu lassen, durch das was andere Zeiten und andere Menschen über ihn erdacht; er versuchte es nicht mehr, sich ein Bild von ihm zu machen, um dann vor diesem Bilde niederzuknieen. Er gab sich einfach dem Bewußtsein hin, ihn zu besitzen — überall, in allem — in sich und außer der eigenen Person — in der Welt. —

In der Thatsache, daß er lebte und dachte, im Gefühle seiner unsterblichen Seele, in seiner Gottsehnsucht selbst war Gott ihm gegeben. —

Und demgemäß hatte sich auch sein Begriff über den Weg zu Gott gewandelt.

Frömmigkeit, das war eben nicht ein Gut, das man erwerben und besitzen konnte, wie er früher gewähnt; die wahre Frömmigkeit lag im Suchen. Fromm waren nicht die, welche in den Augen der Welt dafür galten, nicht die auf den Resultaten fremden Ringens und Denkens bequem Ausruhenden. — Nein! die warhaft Frommen, das waren die allezeit Zweifelnden und aus Zweifeln sich zu neuem Glauben Emporringenden — die Ungenügsamen — Durstigen, die Tiefbohrenden und Wühlenden, deren Glück im Suchen bestand.

Jene andern, wie immer sie sich nennen mochten — saßen in wohlverschlossenen Häusern, in Festungen; eifrig waren sie bemüht, Ritzen und Löcher zu verstopfen, ja, viele arbeiteten daran, Fenster und Thüren zu verbauen, damit nur ja nicht das Himmelslicht und der frische Wind des Lebens in ihre dumpfe Behausung eindringe.

So sah er eine ganze Stadt vor sich stehen: Haus an Haus, Tempel an Tempel, Feste an Feste — in allen Größen und Stilarten, die Gebäude — mittelalterlich verschnörkelt, mit wunderlichen Anbauten — manche verfallene Ruine darunter — andere mühsam gestützt und mit modernem Aufputz versehen. Viel Flickwerk — eine hohle, untergrabene, altersschwache Pracht! —

Auch er hatte ein solches Haus bewohnt. Aber niemals hatte er sich recht glücklich darin fühlen können; unbehaglich war es ihm gewesen, ja oft unheimlich, wie in einer Leichenkammer. Modergeruch, altes Gerümpel, das Herdfeuer trübe strahlend und im Verlöschen begriffen,

dumpfe, eingeschlossene Zimmerluft. — Und dabei das Ahnen und die Sehnsucht nach dem Licht, das überall durch Klinzen und Ritzen des morschen Bauwerkes eindrang. —

Und doch war der Entschluß schwer, das alte Nest zu verlassen. Er war darin geboren — alle seine Lieben hatten darin gelebt, waren selig darin verstorben. Die Geister entschwundener Generationen schienen ihn warnend zurückhalten zu wollen. Wie Schluchzen glaubte er es in den Lüften zu vernehmen, als er sich reisefertig machte. Ein paar liebe Augen sah er thränengefüllt auf sich gerichtet. — So hatte ihn die Mutter angesehen, betrübt und vorwurfsvoll, wenn er als Kind ein Unrecht begangen.

Aber konnte er anders? — Es galt nicht sein Glück, nicht die Erfüllung frivoler Wünsche; es handelte sich darum, ob er ein ehrlicher Mensch bleiben dürfe. —

Zaghaft that er den Schritt über die Schwelle. Ihn fröstelte in der scharfen Morgenluft, die ihn draußen empfing. Unsicher setzte er einen Fuß vor den andern, noch oft zurückblickend voll Sehnsucht nach der Stätte, die er verlassen.

Aber allmählich gewöhnte sich seine Lunge an diese kräftigere Luft, sein Auge an die neue Umgebung.

Weit lag die Welt um ihn her. Gegen den Himmel über ihn kein schützendes Dach. Er war von zu Hause her die bemalte Stubendecke gewohnt, auf der Engel und andere mystische Gestalten abgebildet gewesen. Jetzt sah er den wirklichen Himmel, der war wie Stahl undurchdringlich, ohne Anfang und Ende, blickte wie ein kaltes Auge gleichgiltig herab auf das Gewimmel der Menschenwelt. —

Aber unter seinen Füßen fühlte der Wandersmann festen Boden, eine harte, steinige Straße, die hinausführte in die lebenstrotzende Landschaft. Welch eine Mannigfaltigkeit der Formen, welche Wunder der Kraft! — Wie war die Luft voll vom kräftigen Duft der frisch umgebrochenen Scholle! — Und das alles hatte eine Berechtigung zum Leben, ein Recht zu wachsen, zu gedeihen, sich zu entwickeln, sich zu mehren. Die Freude war nicht verboten —; das Natürliche hieß nicht mehr schändlich. Nicht düstere Askese war der Wille des Schöpfers, nicht Furcht und Zittern, nicht Kreuzigung des Fleisches, nicht Knechtssinn! Für das Armesündergefühl war kein Platz in dieser freien Welt. Hier wurde die selbstbewußte Kühnheit, der kecke Mut des Entdeckungsreisenden erfordert, der nur den Anfang seines Pfades vor Augen hat und das Ziel ahnt, aber nicht weiß, was da zwischen Anfang und Ende liegen mag.

Das befriedigende Gefühl zog bei ihm ein, daß er auf dem rechten Wege sei. Wenn er daran dachte, wie er vordem ängstlich umhergetappt war, so mußte er lächeln. Wie hatte er sich's doch unnütz schwer gemacht! — Und doch: er sagte sich, daß der Zickzackweg, den er genommen, zu seinem Besten gewesen sei. Er war hart geworden in vielen Kämpfen, und seine Lungen hatten sich geweitet. Er kam sich vor, wie einer, der in einem großen Schranke voll alter Reliquien gesucht, ein Fach nach dem andern aufgezogen — in Verzweiflung herumwühlend, und das Kleinod hatte er doch nicht gefunden. Armer Thor, der er gewesen! Wie konnte er finden, was er suchte? — In Fächern war es nicht aufzuheben, nicht mit Händen zu

greifen. — ‚Der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind'. Warum suchen wir ihn denn außer uns? Er ist in uns selbst; wir selbst sind in dem, was wir suchen. ‚Und zwar, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir. — Wir sind seines Geschlechts!' —

Den Geist Gottes in ein System zwängen, glich das nicht dem unsinnigen Thun derer, die den Wind in einem Sacke fangen wollten? — Eine Methode, diesen Geist zu erkennen, ihn zu sezieren und auseinanderzulegen, war das nicht ein Verbrechen an dem Wesen dieses Geistes?

‚Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig!' Wie widerte ihn jetzt der öde Formalismus an, dessen Anhänger er gewesen. Jetzt, wo er all die papiernen Hüllen durchbrochen, begann er zu begreifen, was es heißt, Gott lieben. Mit dem Gefühle verglichen, das ihn nun dem Göttlichen gegenüber erfüllte, erschien ihm sein bisheriger Kultus wie Götzendienst. Gefürchtet hatte er sich vor diesem Gott, der hinter Wolken saß, gefürchtet hatte er auch den, welcher gesagt: ‚Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß ihr Euch untereinander liebet, wie ich Euch geliebt habe'. Auch er war ihm ein Fremder gewesen; dieser Erde war ihr bester Sohn geraubt, der Menschheit war er entfremdet worden, für die sein großes Herz schlug, in einen kalten Himmel der Abstraktionen und Begriffe hatten sie ihn entrückt. —

Wohl empörte sich das Gefühl gegen solche Fälschung, aber der junge Theologe hatte sich dem mächtigsten Zwange gefügt, den es giebt: der Autorität und der Gewohnheit.

Dieses ganze morsche Gerüst, auf dem er gestanden,

brach jetzt zusammen. Eines der bemalten Bretter nach dem andern wurde vor seinen Augen weggeschwemmt, von den Frühjahrsgewässern, die ihn umtosten.

Seit jenen Zeiten, wo er als junger Student Gott auf den Knieen angefleht hatte, er möge ihm Glauben schenken, war manche Wandlung mit Gerland vor sich gegangen. Viel Laub war grün geworden und war wieder abgewelkt an seinem inneren Menschen. Wenn er jetzt zurückschauend stehen blieb auf seinem Pfade, mußte er staunen. Hatte ihn Gott nicht wunderbar geführt? — Freilich das Ideal, welches ihm damals vorgeschwebt, hatte er nicht erreicht; ein rechtgläubiger Kirchenchrist war er nicht geworden. Aber für seine Innenanschauung hatte er das gewonnen, was er sein Lebenlang blind tastend gesucht: das Christentum. —

Vieles war an ihm vorübergegangen in den letzten Jahren: Erscheinungen, Eindrücke, Menschen, Lehren, Zweifel und Wünsche — eigne und fremde Gedanken. — Er hatte Herz und Kopf offen gehalten, hatte die Augen gebraucht. All das Erlebte, Gesehene und Gedachte hatte einen Niederschlag gebildet tief im Grunde seiner Seele. Und dieser Niederschlag hieß Glaube — Glaube an das Leben. — Zuversicht: was immer geschehen mag, ich kann nicht verloren gehen! — Das Gefühl der Unsterblichkeit, die Verwandtschaft mit dem, was uns umgiebt, des Zusammenhanges mit dem Urquell, aus dem wir stammen, und das Gefühl der Verantwortung vor sich selbst und vor den Gesetzen des Alls. —

Seiner selbst war er sich bewußt geworden — ein Mann war er geworden.

Und damit wich das Gefühl der Furcht aus seiner Seele, das, wie er sich gestehen mußte, bisher das Motiv nur zu vieler seiner Handlungen gewesen. Zur Furcht war er ja auch erzogen worden von früh an. Furcht war ihm beigebracht worden vor den Menschen, Furcht vor der Natur, Furcht vor den Verhältnissen — ja selbst seinem Gotte müsse er sich in Furcht nahen, war ihm gelehrt worden.

Und als er nun endlich zu begreifen anfing, daß Furcht, in welcher Gestalt auch immer, das Schmählichste aller Gefühle ist, welches einen Menschen beseelen kann, da ward es ihm, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Der Begriff der Knechtschaft war es gewesen, der ihn so lange von seinem Gotte fern gehalten hatte. Gott wollte keine Knechte; nicht kriechend und um Gnade bettelnd sollten wir uns ihm nahen, sondern frei, erhobenen Hauptes, mit offenem, klarem Blicke; denn so allein konnten wir ihn erkennen.

Das eigne Ich unterdrücken, das verderbt ist von Anfang und zu nichts Gutem tauglich! riefen rings theologische Stimmen in allen Tonarten. — Nein! Das eigne Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm an Kraft gewann.

Und dabei fühlte er eine bisher nicht geahnte Harmonie sein Wesen erfüllen und einen langersehnten Frieden Einzug in seine Seele halten. Sein Leben in Einklang mit Gott setzen! Konnte es etwas Natürlicheres und Vernünftigeres geben? —

Und war es denn so schwer, Gottes Willen zu erkennen? —

Freilich, wenn man die verklausulierten Lehren der Professionstheologie zu verstehen versuchte, das war ein schweres Stück Arbeit, von dem ihm noch die Tropfen auf der Stirn standen. — Nein! Nicht Gesetze, von Fremden erklügelt, die großen Weltgesetze, wie sie der gottsuchenden, frommen Seele sich offenbarten, und das Gefühl der Verantwortlichkeit vor diesen ehernen Gesetzen, das Gewissen, mußten die Richtschnur ergeben, auf der das echte Gotteskind unverzagt vorwärts schreiten durfte, voll Selbstbewußtsein, im festen Vertrauen auf des Vaters Güte. —

XXI.

Es war ein schöner Sommertag, an dem Gertruds Taufe stattfand. Freundlicher Sonnenschein lag über dem Gebirgsdörfchen Göhdaberg und verbrämte das Dutzend verfallener Strohhütten, das schindelgedeckte Kirchlein und das einstöckige Pfarrhaus daneben. —

Als Pfarrer Gerland zu früher Morgenstunde von Breitendorf nach Göhdaberg wanderte, war ihm, der frischen Morgenluft und dem freien Himmel zum Trotze, das Herz merkwürdig beklommen. Wie ein Schüler vor dem Examen, bange und zukunftsfreudig zugleich, fühlte er sich. Keinen Gedanken konnte er recht zu Ende denken. —

Heute sollte seine Braut getauft werden. — —

Und nun saß er droben im Studierzimmer des greisen Pfarrers Valentin, der sich nebenan für die heilige Handlung vorbereitete.

Noch war keine Eile — und trotzdem sah Gerland in einem fort nach der Uhr — lief ans Fenster, zu sehen, ob sie noch nicht bald kommen würden.

Dann versuchte er in dem Buche zu lesen, welches ihm sein alter Freund in die Hand gedrückt: „Geroks Palmblätter". — Er las mechanisch die Buchstaben, ohne auf den Sinn zu achten.

Sein Blick schweifte umher und blieb an den Bildern haften, die über dem Schreibtische hingen. Um zwei von ihnen war frisches Immergrün gewunden. Gerland erhob sich und trat davor. Es war, wie er sich's gedacht: Emmy und Bertha! — Der Verstorbenen Bildnisse hatte der Alte in dieser Weise geschmückt — zum heutigen Tag!

Der junge Mann stand noch gerührt vor diesen verblichenen Zeugen einer vergangenen Zeit, als drüben ein Wagen vorfuhr.

Das würden sie sein: Gertrud und Martha! Er eilte hinab, klopfenden Herzens. Seine Enttäuschung war groß, als dem Wägelchen nicht die Erwarteten, sondern Dornig entstieg, der einem weiblichen Wesen beim Aussteigen behilflich war.

Der Amtsbruder von Färbersbach kam lachend auf Gerland zu. „Du bist mir doch nicht böse, daß wir gekommen sind! Ich habe mir nämlich erlaubt, meine Braut mitzubringen — die Taufe interessiert sie so." —

Nun folgte die Vorstellung. — Dornigs Braut war ein dralles, pausbäckiges Mädchen, von gesunden Farben, mit Stumpfnase und dunklen Augen — in gewisser Beziehung Dornigs ins Weibliche übersetztes Ebenbild. Sie machte vor Gerland einen feinen Knix — wohl ein Resultat ihrer Pensionatserziehung.

Gerland fühlte sich durch die Anwesenheit der beiden

nicht sonderlich angenehm berührt. Sein Wunsch war gewesen, daß die Feier möglichst einfach, ohne Gepränge und Aufsehen, vor sich gehen solle. Aus diesem Grunde war auch nicht der Sonntag gewählt worden. Und nun schien sich die Sache doch wieder herumgeredet zu haben — höchstwahrscheinlich durch Dornigs Indiskretion, dem Gerland unglücklicherweise den Termin des Taufaktes arglos mitgeteilt hatte.

Dornig merkte entweder nichts von der Verstimmung des Amtsbruders, oder er kehrte sich nicht daran. Mit der unschuldigsten Miene der Welt erzählte er, daß eine ganze Masse Geistlicher kommen würden — er habe sie unterwegs überholt.

„Ja, so was sieht man nicht alle Tage — eine Proselytentaufe! — Die Sache hat großes Aufsehen gemacht in der Gegend. — Du, sage mal, Gerland, wird denn Doktor Haußner kommen?“ —

Gerland erklärte, der Arzt sei verreist.

„Was habe ich gesagt!“ rief Dornig seiner Braut zu. „Gestern wurde noch in Färbersbach darüber gestritten, ob Haußner kommen würde, oder nicht. — Ich sagte von vornherein: er kommt nicht! — Also habe ich doch recht gehabt! — Na, da werden verschiedene enttäuscht sein, die bloß hierher kommen wollten, um zu sehen, wie er sich bei der ganzen Affäre benehmen würde.“ —

Ein neuer Wagen fuhr heran. Diesmal waren es Gertrud und Martha. Gerland geleitete die beiden sofort ins Pfarrhaus.

Gertrud ließ die Hand nicht wieder los, die er ihr gereicht hatte; entzückt fühlte er den verstohlenen Druck ihrer Finger durch den Handschuh.

Sie war gekleidet, nach Art der Konfirmanden, in ein schwarzseidenes Kleid von schlichter Façon.

Voll Rührung sah Gerland, daß sie das Neue Testament, welches er ihr ehemals geschenkt hatte, mit sich führte. Das Mädchen war sichtlich erfaßt von der Bedeutung des Tages. Der Ausdruck eines tiefen, inneren Glückes sprach aus ihren Zügen.

Sehr aufgeregt benahm sich Martha Herberge. — Ihre Unterhaltung bestand eigentlich nur noch in Interjektionen und stürmischen Händedrücken.

Der alte Valentin kam ihnen, im Ornate, auf der Treppe entgegen.

Schüchtern beugte Gertrud den blonden Scheitel vor ihm, auf den der Greis seine zitternden Hände legte, dann küßte er das Mädchen und stammelte Segensworte. Martha schluchzte laut auf.

Man betrat das Studierzimmer. Valentin führte die Nichte vor das Bildnis der Mutter: „Die sieht jetzt auf uns herab. — Ihre Fürbitte an Gottes Thron — ihr treues Gebet ist es, das dich dahin geführt hat, mein Kind, wo du heute stehst." —

Alle fühlten, daß in dem Munde dieses Mannes solche Worte keine Redensarten seien.

„Sie hat mit uns gewacht und gebetet um das Heil deiner Seele — Gertrud! — Gott der Allmächtige hat ihr Gebet erhöret. — Er hat dir ins Herz gegeben, dich nach dem zu sehnen, was deiner Mutter Trost und Stärkung war. Sie ist heute bei uns, als wäre sie lebendig. — Was sie gesäet hat, das ernten wir — sie segnet dich, mein Kind!" —

Noch ein kurzes Wort der Ansprache richtete der greise Pfarrer an Gerland. Dann erklärte er, nun könne ungesäumt zur heiligen Handlung geschritten werden.

Sie begaben sich durch das Pfarrgärtchen, über den Kirchhof schreitend, zum Gotteshause.

Dornig hatte richtig prophezeit: ein Schwarm von Klerikern drängte sich am Altarplatze.

Da war gleich in der ersten Bank Pfarrer Roßbach und Diakonus Schwenker. — Und dort das bleiche Gesicht mit dem schwarzen Seidenhaar: Polani. Neben ihm seine Frau. Sie nickte und lächelte, während Gerland hinter seiner Braut dem Altar zuschritt.

Weiter hinten im Schiff des Kirchleins drängte sich Kopf an Kopf: Dorfleute — allerhand Volk aus der Umgegend, das neugierig herbeigeströmt war, um dem außerordentlichen Ereignisse beizuwohnen — der Taufe von Doktor Haußners, des Dissidenten, Tochter! —

Beim Eintritte des Taufkindes und der Zeugen hatte die altersschwache Orgel mit ächzenden Tönen eingesetzt — allmählich fand sich etwas wie eine Melodie hinzu — und mit Hilfe vieler sangeskundiger Pastoren brauste das Eingangslied durch das Gotteshaus, dessen alte, bemalte Holzdecke und das wurmstichige Emporengebälk verwundert auf ein Neues herabblickten, das sich heute hier zutrug.

Gertrud saß allein vor dem Altare, hinter ihr, als Taufzeugen: Martha und Gerland.

Der junge Mann konnte den Blick nicht von Gertrud lassen, die gesenkten Hauptes, die Hände über dem Buche gefaltet, in Andacht vor ihm saß. Der Ernst tiefer Frömmig-

keit drückte sich in ihrer Erscheinung, in jeder ihrer Bewegungen aus. —

Das Lied war verklungen; von der Sakristei her nahte sich jetzt die ehrwürdige Erscheinung des greisen Pfarrers.

Nach stillem Gebet sprach er die Einsetzungsworte aus dem Matthäusevangelium; dann begann er die Taufrede.

Das Amt lag in guten Händen.

Von einem Manne, wie Pfarrer Valentin, war nicht zu befürchten, daß er die Gelegenheit benutzen werde, um zu moralisieren. Schlicht und einfach legte er dar, wie in der Seele dieses Mädchens das Verlangen erwachsen sei, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Ihres früheren Erziehungsganges und des väterlichen Einflusses wurde in mildester Form gedacht — bei dem Andenken der verstorbenen Mutter verweilte er länger — und hier strömte ihm die Rede am wärmsten. — Gerlands that er in taktvoller Weise überhaupt keine Erwähnung.

Die Ansprache gipfelte in dem Danke für Gottes Güte, der den Täufling hierher geführt habe, damit er die geistliche Wiedergeburt empfange.

Hierauf trat er an das Mädchen heran, das sich erhoben hatte, gab ihr das Kreuz an Stirn und Brust und sprach:

„Nimm hin das Zeichen des heiligen Kreuzes, beides, an der Stirn und an der Brust. — Lasset uns beten!“ —

Nach dem Gebet verlas er das Evangelium.

Dann legte er seine Hand auf des Täuflings Haupt und sprach das Vaterunser.

Nun fragte er sie den Glauben ab.

Als sie derart ihr Bekenntnis abgelegt, fragte er:

„Willst du getauft sein?"

Klar und lieblich klang das „Ja!" von zarter Mädchenstimme durch den Raum.

Und nun, unter atemloser Spannung der Versammlung, taufte er die Knieende mit Wasser, dabei sprechend:

„Gertrud Sophie Friederike, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Der allmächtige Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der dich anderweit geboren hat durch Wasser und den heiligen Geist und hat dir alle deine Sünde vergeben, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben. Amen! — Friede sei mit dir. — Amen!"

Und schließlich sich der Gemeinde zuwendend, erteilte der alte Mann mit erhobenen Händen allen den Segen. —

Damit verließ er den Altar. —

Martha und Gerland traten zu Gertrud, um die noch Knieende aufzurichten. —

Noch einmal setzte die altersschwache Orgel ein, zu einem Schlußliede. Aber es war keine rechte Andacht mehr in der Gemeinde. Während Gertrud und Martha in die Sakristei verschwanden, drängte sich alles zu Gerland.

Man beglückwünschte ihn. Allen voran Polani. Während er mit diesem zum Ausgang schritt, umschwärmten ihn die Amtsbrüder; jeder wollte ihm etwas sagen. — Er schien auf einmal eine populäre Persönlichkeit geworden zu sein. — Man schüttelte ihm die Hände und versicherte, wie man sich für ihn freue. —

„Ihre Braut ist reizend!" tönte es ihm von den Lippen der Pastorin von Annenbad entgegen. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Pastor!" —

Pfarrer Roßbach näherte sich, und versicherte, das Ganze habe einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. — Diakonus Schwenker gratulierte mit dem üblichen unangebrachten Gelächter.

Allerhand Fragen wurden an Gerland gestellt. Da war einer, der sich nach dem Termin der Hochzeit erkundigte, ein anderer wollte wissen, warum des Mädchens Vater nicht dagewesen sei.

Polani rettete den arg Bestürmten aus der unangenehmen Lage. Er nahm Gerland unter den Arm und schritt mit ihm beiseite: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, Gerland! — Es muß Sie, denke ich, mit hoher Befriedigung erfüllen, daß Sie das erreicht haben."

Gerland wandte ein, daß ihm so gut wie kein Verdienst in dieser Sache zukomme; es sei des Mädchens freier Wille gewesen, getauft zu werden.

Polani nahm dies mit eigentümlichem Lächeln auf. „Schön schön — lieber Gerland!" sagte er. „Was ich Ihnen in aller Eile noch mitteilen wollte, ist das: Superintendent Großer ist mit Ihrem Thun, überhaupt mit der ganzen Art und Weise, wie diese Angelegenheit von Ihnen behandelt worden ist — zielbewußt und taktvoll zugleich — sehr einverstanden! Der Superintendent wäre jedenfalls selbst hergekommen, hätte nicht das berechtigte Bedenken bestanden, der Vater der Konvertierten möchte zugegen sei. — Sie wissen ja, wie die beiden zu einander stehen! — Nun, jedenfalls hat er mich beauftragt, Ihnen seinen Glückwunsch auszusprechen, und er würde die nächste Gelegenheit wahrnehmen, um mit Ihnen persönliche Rücksprache zu nehmen. Es schwebt da ja wohl eine Ange-

legenheit zwischen Ihnen und Ihrem Patron, dem Grafen. Der Superintendent scheint Hoffnung zu haben, diese Sache zu friedlichem Ausgleich zu bringen. — Er ist Ihnen wirklich günstig gesinnt, der Superintendent. — Sie wissen, er hat nun mal die Schwäche, nach oben zu blicken — und ein Ereignis, wie dieses, wird ja natürlich nicht unbemerkt bleiben — Sie verstehen! — Wie gesagt, ich freue mich, Ihnen so gute Nachrichten von dieser Seite bringen zu können." —

Zu weiterem gab es für Polani keine Zeit. Seine Frau saß bereits im Wagen. Mit ungeduldiger Stimme rief sie nach dem Gatten.

Gerland drängte es, ins Pfarrhaus zu eilen, wo er sein liebes Mädchen wußte. —

XXII.

Die Taufe hatte an einem Freitage stattgefunden; am Sonntage darauf, im Frühgottesdienste, empfing Gertrud in Gesellschaft Marthas zum ersten Male das heilige Abendmahl aus der Hand ihres Bräutigams.

Noch während der Feier erschien in der Sakristei eine dem jungen Geistlichen wohlbekannte Persönlichkeit: Superintendent Großer.

„Ich werde dem Gottesdienste beiwohnen," meinte der Oberhirte, nachdem Gerland sich zu ihm begeben und ihn begrüßt hatte. „Lassen Sie sich in keiner Weise durch meine Anwesenheit beeinflussen, Pfarrer Gerland! — Alles soll den gewohnten Gang gehen. — Mein Wunsch ist es gerade, Sie in der Ausübung Ihres Amtes vor der Gemeinde zu sehen — in der gewohnten Weise — wie gesagt!" —

Also eine Visitation! —

Der Superintendent hätte sich die Mahnungen ersparen können; Gerland lag die Absicht sehr fern, seinem Oberen Sand in die Augen zu streuen.

„Wer sind denn die beiden Damen da drüben?“ — fragte der Prälat und wies nach der Haußnerschen Loge. „Sie fielen mir schon während der Abendmahlsfeier auf.“

„Die jüngere ist meine Braut — die ältere deren Tante.“

„Sehen Sie einmal an — Ihre Braut — so so!“ Der Superintendent fixierte die beiden Frauen mit neugierigen Blicken. —

Gerland betrat die Kanzel in ziemlicher Ruhe — das Examengefühl quälte ihn nicht. — Er hielt seine Predigt so, wie er sie sich im Kopfe zurechtgelegt hatte, noch ehe er ahnen konnte, daß sein Oberer ihn visitieren würde. —

Als der junge Geistliche nach dem Segen in die Sakristei zurückkehrte, nickte der Prälat anscheinend zufriedengestellt und erklärte, im Pfarrhause das weitere mit Gerland besprechen zu wollen. —

„Es freut mich, Herr Amtsbruder!“ begann er seine Kritik — nachdem er im bequemsten Stuhle von Gerlands Studierzimmer Platz genommen hatte. — „Es freut mich von Herzen, Ihnen meine volle Zufriedenheit aussprechen zu können über das, was ich heute gesehen und gehört habe. Die Form des Gottesdienstes ist würdig und weihevoll — die Liturgie angemessen — mit Ihrer Homiletik bin ich durchaus einverstanden — ich habe alles korrekt und der Agenda gemäß befunden. — Ganz besonders erfreut hat mich auch die gutbesuchte Kirche und die zahlreichen Abendmahlsgänger. Dergleichen ist in unserer Zeit ein herzerhebender Anblick und spricht dafür, daß der Diener am Worte seines Amtes in Treue waltet. — Nun, wie

gesagt, es ist mir eine große Freude, solches Ihnen gegenüber aussprechen zu können, mein lieber Pfarrer! — Nachdem ich Sie kürzlich mit ernsten Worten vermahnen und warnen mußte und noch manche andere — Trübungen — will ich es nennen — zwischen Ihnen und Ihren Vorgesetzten eingetreten waren. — Nun ist Hoffnung vorhanden, daß sich das beilegen lassen wird, zu Ihrem eigenen Besten und zu Nutz und Frommen der Sache, der wir dienen." —

Der Prälat ließ nach diesen Worten eine längere Pause eintreten — wohl um seine Gedanken, die ihm gelegentlich entschlüpften, zu sammeln.

„Ja — wegen dieser Beschwerde, die neulich bei dem Herrn Grafen einlief — von seiten der Gemeinde —"

„Um Verzeihung, Herr Superintendent, wenn ich Sie unterbreche — von einer Beschwerde von seiten der Gemeinde kann doch wohl nicht die Rede sein. — Das Schriftstück war anonym!"

„Wir wollen hier keine Silbenstecherei treiben, lieber Amtsbruder! — Ob anonym oder nicht anonym, ist schließlich gleichgiltig. Thatsache ist, daß sich eine Anzahl Mitglieder Ihrer Gemeinde durch Vorkommnisse — Handlungen von Ihrer Seite — befremdet und verletzt gefühlt haben, und darüber bei dem Patron vorstellig geworden sind. Diese Angelegenheit ist ja nun zu meiner größten Freude mehr oder weniger als erledigt zu betrachten. Denn das hauptsächlichste Gravamen war doch eben, daß sich die Gemeinde durch den intimen Verkehr ihres Hirten mit einem ungetauften Mädchen irritiert und gekränkt fühlte. Diese Anklage fällt in sich selbst zusammen, seit der bedenkliche

Punkt des Nichtgetauftseins weggeräumt ist. Der Erfolg hat sie gerechtfertigt, Herr Amtsbruder! — Sie haben erreicht, was niemand für möglich hielt. Die Tochter des Dissidenten, des bekannten Kirchenfeindes, haben Sie in den Schoß der Kirche zurückgeführt. — Nun erkenne ich auch darin das Walten der göttlichen Vorsehung. — Daß gerade Doktor Haußner das an seinem Kinde erleben muß! — Der Mann, der unserer Sache so vielen und so argen Schaden gethan hat — der auch ganz besonders mir viele schwere Stunden bereitet hat. — Liegt nicht eine wunderbare Gerechtigkeit in dem, was der Mann jetzt erleben muß? Sein Lebenszweck, sein Ideal: das einzige Kind in kirchenfeindlichen Traditionen zu erziehen und vom Christentum fernzuhalten, ist vereitelt. Ich will dem Manne gewiß nichts nachsagen — aber — recht blamiert — geradezu lächerlich, steht er doch jetzt da!" —

Der Superintendent kicherte in sich hinein. Er mochte wohl eigentlich erwarten, daß der jüngere Geistliche, ermutigt durch die kordiale Stimmung seines Oberen, in dieses Lachen mit einstimmen solle; aber Gerland that ihm nicht den Gefallen, wahrte im Gegenteil eine ernste Haltung.

„Die Sache hat berechtigtes Aufsehen gemacht, weit über die Diözese hinaus," fuhr der alte Mann fort; „die Taufe einer erwachsenen Person ist ja immerhin ein äußerst seltener Fall bei uns — und nun besonders unter solchen Umständen. Dieses Ereignis ist ein Pendant im Guten zu der unseligen Affäre Fröschel im vorigen Frühjahre — stellt — möchte ich sagen — gewissermaßen eine Antwort dar, auf die Vorwüfe, die uns damals gemacht worden

sind. Von seiten Roms wird uns ja immer spottend vorgehalten, daß wir gänzlich unfähig seien, Proselyten zu machen. Und gerade hier so nahe der Diaspora, wo man so manchen Übertritt zur römischen Kirche blutenden Herzens hat erleben müssen. — Da ist es um so wertvoller, wenn endlich einmal wieder durch einen eklatanten Fall dargethan wird, daß wir auch noch am Leben sind. — Auch oben wird der Eindruck ein äußerst günstiger sein. Kurz, mein lieber Pastor, Sie können mit Ihrem Erfolge zufrieden sein — und ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen!" —

Gerland machte einen Versuch, die Ansicht zu berichtigen, als sei Gertruds Taufe sein Werk. —

Aber es erging ihm hier gerade so, wie schon neulich Polani gegenüber; der Superintendent meinte mit wohlwollendem Lächeln: „Lassen Sie's gut sein, lieber Amtsbruder — lassen Sie's gut sein! Sie brauchen sich nicht zu schämen; diesen Ruhm können Sie getrost auf sich sitzen lassen. — Ich denke, die Gemeinde wird sich auch zufrieden geben. Der Anlaß des Ärgernisses ist ja nun weggeräumt, da die junge Dame der christlichen Gemeinschaft angehört. — Jetzt verstehe ich auch Ihr Verhalten mir und dem Grafen gegenüber — damals! — Ich bitte Sie, mein lieber, junger Freund, warum ließen Sie mich denn nicht durch eine Andeutung merken, was im Werke sei. — Wenn ich gewußt hätte, was Sie vorhatten," — wieder lachte der Alte und nickte Gerland in kordialer Weise zu — „soviel Vertrauen durften Sie doch schließlich zu Ihrem Oberen haben, daß ich nichts ausplaudern würde. Wahrhaftig, ich wäre der letzte gewesen, der Ihnen etwas in den

Weg gelegt hätte, und wir hätten uns manches Mißverständnis — und vor allem diese ganze Differenz mit Ihrem Patron erspart. Mir gegenüber — wie gesagt — sind Sie gerechtfertigt, und mit Ihrem Patron werden Sie gut thun, sobald wie möglich ein Aussöhnung zu suchen." —

Gerland wandte ein, daß er keine Veranlassung habe, Graf Mahdem gegenüber den ersten Schritt zu thun, da er selbst und nicht der Graf der Beleidigte sei.

„Nun, da wollen wir doch nicht so hartköpfig sein, mein Lieber!" fiel ihm der Superintendent ins Wort. — „Sie vergeben sich durchaus nichts, wenn Sie versuchen, sich mit einem solchen Herrn zu stellen. Wir Geistliche müssen mit den weltlichen Autoritäten rechnen und mit ihnen leben. — ‚Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe'. — Nicht wahr, mein lieber Pastor?" —

Gerland ließ ihn reden, nur noch mit halbem Ohre hinhörend. Ernste Erwägungen beschäftigten seinen Sinn.

Was der Superintendent im Laufe der letzten Stunde vorgebracht hatte, bewies ihm von neuem, wie himmelweit entfernt seine eigne Auffassung von der seines Oberen entfernt war. Was jenem Alten als der Kernpunkt pastoraler Thätigkeit, was ihm wichtig und erstrebenswert galt, erschien ihm bedeutungslos und abgeschmackt.

Es war ein Gegensatz der Weltanschauungen. —

Gerland hatte die Überzeugung, daß jener gar nicht imstande sei, sich in seinen Seelenzustand zu versetzen. — Dieser Mann war irgendwo stehen geblieben in seiner Entwickelung. Bequem und selbstzufrieden lebte er dahin in flacher Mittelmäßigkeit, verknöchert an Herz und Geist. — Dabei war er durchaus von der gottgefälligen Wichtig-

keit seiner Person durchdrungen. — So führte er eine behagliche Philisterexistenz, immer mit einem Auge nach oben, mit dem andern nach der öffentlichen Meinung schielend, über nichts glücklicher, als daß er nicht nachzudenken brauchte, daß es Autoritäten gab, daß alle Welträtsel gelöst und alle Fragen schon vorgekaut waren, und daß man niemals fehlgehen konnte, wenn man nur das that, was bei den Menschen für gut und richtig galt. —

Als dieser Alte sich heute in seiner ganzen Trivialität so vor ihm entkleidete, fühlte Gerland recht, daß er von dem offiziellen Kirchentum durch eine tiefe Kluft getrennt sei.

Schon während der Predigt hatte ihn das Gefühl bedrückt, daß er seinem Oberen gegenüber eine falsche Rolle spiele; aber erst während dieses Gespräches war die innere Unruhe zum unleidlichen Drucke geworden. —

Daß dieser Zustand der Zweideutigkeit auf die Dauer nicht bestehen konnte und durfte, wußte er nur zu gut. Er trug schwer an der Lüge, Diener einer Sache zu sein, von der er innerlich längst abgefallen war.

In der letzten Zeit hatte es geschienen, als trieben die Verhältnisse einer Entscheidung entgegen; und er hatte geradezu auf das Ereignis gewartet, das ihn zur Aussprache seiner innersten Meinung zwingen sollte. Loyalität, ein gewisser tiefeingewurzelter Respekt vor dem Institut der Kirche, der er solange gedient, hielt ihn schließlich noch immer davon zurück, frei von der Leber weg zu sprechen. Er wünschte einen äußeren Anlaß, der ihm gewissermaßen vor sich selbst ein Recht zum Vorgehen geben sollte. Die Differenz mit dem Patron und der vorgesetzten Behörde, glaubte er, würde den Prozeß beschleunigen. Und nun

war, dank der Leisetreterei und des stets zur Versöhnung bereiten Opportunismus des Superintendenten, wieder ein fauler Frieden in Aussicht.

Sein Oberer hatte ihm volle Zufriedenheit ausgedrückt. Befremdend genug berührte den jungen Geistlichen dieses Lob; ja, es war beinahe wie ein Vorwurf auf seine Seele gefallen. Mehr denn je war es ihm gerade heute zum Bewußtsein gekommen, daß er vor der Gemeinde als ein Schauspieler agiere.

Was andres bedeutete das, als Menschenfurcht — Feigheit in der niedersten Form! — Mußte mit diesem Zustande der Heuchelei nicht endlich einmal gebrochen werden, wenn er nicht vor sich selbst sinken und seine Seele Schaden leiden sollte! —

Hier schien endlich die Gelegenheit gekommen, die er schon lange im geheimen ersehnt — die Gelegenheit zu sprechen — seinem Oberen gegenüber frei zu bekennen, wie es um ihn eigentlich bestellt sei. —

Superintendent Großer nahm eine sehr erstaunte Miene an, als Gerland mit seinem Geständnisse herauskam. Völlig aus dem Konzepte gebracht war er, wußte gar nicht, was er sagen sollte.

Das war ihm doch noch nicht vorgekommen, daß einer seiner Ephoren ihn frank und frei mit seinen religiösen Zweifeln bekannt machte.

„Nun hören Sie aber auf!" war das erste Wort, welches der Superintendent fand. „Das ist ja geradezu — geradezu — —"

Er schien keinen Ausdruck ersinnen zu können, der seiner Entrüstung entsprochen hätte.

„Was glauben Sie denn eigentlich noch! — Was bleibt denn dann übrig vom Christentum!“ —

„Der Unterschied zwischen meinem Glauben und dem kirchlich erforderten ist nicht ein quantitativer, Herr Superintendent. In Grund und Herkunft meines Glaubens liegt der Unterschied begründet.“ —

Aus dem leeren Blicke, mit dem ihn der Alte ansah, erkannte Gerland, daß das zu hoch gegriffen sei.

„Mein Glaube unterscheidet sich eben darin von dem offiziellen, daß ich ihn mir nicht binden lassen will und kann. Regeln und Lehrsätze, welche Menschen aufgestellt haben, sind für mich kein Glaube. Nur das kann ich glauben, was mich Gott selbst erkennen läßt.“

„Also vollständige Häresie — überhaupt Anarchie!“ —

„Ich weiß mich darin mit den besten Menschen aller Zeiten und Völker einig — Christus und sämtliche Reformatoren eingeschlossen!“

„Und warum glauben Sie denn nicht, was Christus und die Reformatoren aufgestellt und in allezeit giltiger Norm niedergelegt haben?“ —

„Weil das der geistigen Freiheit widerspricht. — Nirgends hat Christus das Forschen und Suchen verdammt. Im Gegenteil! Er ist uns das große Beispiel zur Entfaltung unserer Innenanschauungen, das Beispiel, wie jeder Einzelne Gott suchen soll. — Hätte der Herr Engherzigkeit, Verknöcherung und geistige Knechtung gewollt, so hätte er uns nicht von dem alten Bunde befreit und einen neuen gestiftet — hätte nicht gesagt: ‚Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.‘“

„Hören Sie auf, Herr Pfarrer! Ich bin nicht gewillt, so etwas länger mit anzuhören!“ rief der Superintendent jetzt in heller Wut. „Sie scheinen vollständig irrige Begriffe über ihre dienstliche Stellung zu hegen, daß Sie es wagen, Ihrem Vorgesetzten mit derartig schamlosen Enthüllungen unter die Augen zu treten!“ —

Gerland erklärte, daß ihn weiter nichts geleitet habe, als das Verlangen, der Wahrheit die Ehre zu geben, sein Gewissen zu entlasten und um Rat zu bitten, was er thun solle, um sich nicht an dem Predigtamte zu versündigen.

„Rat wollen Sie haben!? — Stecken Sie die Nase in die Bibel, das ist der Rat, den ich Ihnen erteile, mein Lieber!“

Gerland erklärte, daß er eifrig in der Bibel geforscht habe und täglich so thue, und daß gerade mit dem Verstehen der Schrift die Überzeugung in ihm gewachsen sei, daß die kirchlichen Dogmen nicht göttlichen Ursprungs seien.

Er war nun einmal im Zuge. Er legte alles dar: seine Vorstellung vom Wesen Gottes — seine Stellung zur Person Christi — seine Auffassung von den Sakramenten — vom Wunder — von Sünde und Gnade.

Sein Oberer saß mit offenem Munde da; offenbar rauschten die Gedanken, welche der junge Mann aussprach, an seinen Ohren vorbei. — Er vermochte nur das eine zu fassen: den Abfall von der Autorität der Kirche.

„Sie werden begreifen, Herr Superintendent,“ schloß Gerland, „welch einen Gewissenszwang es bedeutet, mit solchen Anschauungen allsonntäglich vor die Gemeinde zu

treten und das Apostolikum zu sprechen. — Die Gemeinde muß doch annehmen — und sie nimmt es an — daß sich mein Glaube mit dem Bekenntnis deckt. Ich belüge also meine Beichtkinder, belüge sie in den größten und heiligsten Dingen. Zu einer solchen Entwürdigung zwingt mich die Satzung der Kirche. — Wie rette ich mich vor meinem eignen Gewissen? — Darf ich das Priesteramt unter solchen Umständen noch länger verwalten?" —

Es entstand eine längere Pause nach dieser gewichtigen Frage.

Gerland sah gespannt in die Züge seines Oberen. — Der alte Mann blickte hilflos drein. — Er schüttelte den Kopf und brach schließlich in eine Jeremiade aus.

„Schon wieder eine solche Sache!" rief er. „Man kommt aus den Skandalen nicht heraus! — Aber das ist der Geist unserer Zeit — das ist die Verführung — das ist die Freigeisterei — die wissenschaftlichen Theorieen — die Naturwissenschaft. — Das sind die Verführer der Jugend!"

Gerland wandte ein, daß es nicht Theorieen gewesen seien, die etwa von außen in ihn hineingetragen worden, nein! — Das Leben selbst sei es gewesen, mit inneren und äußeren Erlebnissen, das diese Entwickelung in ihm gezeitigt und ihn dahin geleitet hätte, wo er jetzt stehe.

„Aber so versuchen Sie es doch nur — nehmen Sie sich doch vor, glauben zu wollen!" rief der Superintendent in komischer Verzweiflung. „Was für mich, für uns andere genügt, wird doch für Sie jungen Menschen wirklich auch noch gut genug sein!" —

Was sollte Gerland darauf sagen?

Der alte Mann konnte oder wollte den Kernpunkt der Frage nicht begreifen. Für ihn hatten Gerlands Enthüllungen nur die Bedeutung: ein neuer Skandal — eine Fortsetzung des Falles Fröschel — ein Affront, den ihm einer seiner Ephoren anthat. — Er faßte die Sache rein von seinem persönlichen Standpunkte auf; war unwillig mit Gerland, daß er ihn in seiner Ruhe störte. — Im Geiste sah der Alte schon wieder die öffentliche Meinung, aufgeregt; Anfragen von oben — Visitationen! Lauter Dinge, vor denen er eine heilige Angst hegte. Und das alles, weil dieser junge Mensch an einzelnen Glaubenssätzen irre geworden war. Warum konnte er das nicht in Gottes Namen für sich behalten? Es gab genug Geistliche, die nicht alles wörtlich nahmen, was in der Schrift und der Augustana steht. — Aber die hielten wenigstens den Mund, brachten ihre Vorgesetzten nicht in die unangenehme Lage, zu solchen heiklen Dingen Stellung zu nehmen. —

Gerland hatte auf die Frage, über welche vor allem er eine bündige Antwort von seinem Oberen hören wollte — auf die Frage, ob er mit seinen abweichenden Anschauungen noch länger das Seelsorgeramt verwalten dürfe — noch immer keine Antwort erhalten. Er stellte die Frage noch einmal.

„Was wollen Sie denn nur eigentlich!“ rief der alte Mann, als ihm jener so auf den Leib rückte. „Ich verstehe absolut nicht, was Sie eigentlich von mir wollen. — Ihr Gewissen entlasten! — Was heißt das? — Ich gebe Ihnen eben den Rat: Forschen Sie in der Schrift, wie es unser Herr und Meister selbst vorgeschrieben hat — dann

werden Ihnen schon andere Gedanken kommen. Glauben Sie! Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Demütigen Sie sich! Nehmen Sie die Gnade an, die sich Ihnen durch Gottes Güte ebenso reichlich bietet, wie jedem von uns. — Beten Sie! — Beten Sie vor allem — mein Lieber — um Glauben!" —

Das also war der Rat, den ihm die Kirche auf seine Zweifel gab; dies das Mittel, welches sie ihm zur Beschwichtigung seiner Sorgen und Gewissensängste verordnete! —

Der Superintendent mochte Gerlands Schweigen und nachdenkliche Miene anders deuten. — Er meinte wohl, jenem die Unklugheit seines Verhaltens nahe geführt zu haben, und begann sofort, die Situation in seiner Weise auszunutzen.

„Das sind so Trübungen, mein lieber Amtsbruder!" ließ er sich vernehmen. „Momentane Versuchungen, die man niederringen muß. Und mit Gottes Hilfe gelingt einem das ja auch. Freilich, wollen muß man — wollen! — Sie sind noch sehr jung. — Gott, wenn man jung ist, da ist man meistens stürmisch. — Mit dem Alter wird man positiver; das ist ein Erfahrungssatz, der für das religiöse Leben ebenso gilt, wie für das politische."

Nach dieser Vorbereitung kam er endlich mit einer Antwort auf Gerlands Frage.

Der Amtsbruder solle im Amte bleiben — versuchsweise — nicht voreilige Schritte thun, die ihn später gereuen könnten. Mit der Zeit würden sich seine Zweifel schon legen. — Gott würde ihn erleuchten — er würde einsehen, daß der kirchliche Glaube der Felsengrund sei,

auf dem alles ruhe: Staat, Gesellschaft und das Schicksal des Einzelnen. —

„Ich weiß es, lieber Amtsbruder, Sie werden sehr bald zu mir kommen und mir die Eröffnung machen, daß Sie die Bedenken, mit denen Sie sich heute quälen, als das durchschaut haben, was sie sind: Irrtümer! — Einstweilen denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt habe — geschweigen Sie Ihre Zunge — und thun Sie, was Ihr Amt Ihnen auferlegt." —

* * *

Damit war der Würfel endgiltig gefallen.

Gerland sah nun, was er bisher nur geahnt und gefürchtet hatte, als unabänderliche Thatsache vor sich stehen: er konnte nicht länger im Amte bleiben.

Es wäre ein Unrecht gewesen gegen die Kirche, gegen die Gemeinde, und vor allem gegen die eigene Person.

Nicht die kleinliche Lächerlichkeit, in der sich ihm sein Vorgesetzter gezeigt, war für ihn das Maßgebende bei diesem Entschlusse. Es gab bessere Männer in der evangelischen Kirche, als Superintendent Großer; das wußte Gerland wohl. — Nein! Dem jungen Geistlichen war bei dieser Gelegenheit klar zum Bewußtsein gekommen, daß ihn von den Vorgesetzten — den Amtsbrüdern — von der Kirche überhaupt eine tiefe Kluft trenne. — Daß zwischen ihrer und seiner Anschauung ein fundamentaler Unterschied bestehe — ein Unterschied der Grundprinzipien. —

Die Kirche verlangte Festhalten am Gegebenen — Unterwerfen unter ein Gesetz — Knechtung der Gedanken.

Seine Religiosität war eine aus dem Innersten emporquellende fromme Gewalt — ein intimer Seelenprozeß — ein Element, das jedes Verhältnis befruchtete, und von jedem sich befruchten ließ — schmiegsam — warm — fließend, wie der Lavastrom — nicht ein erkalteter, toter Buchstabengehorsam.

Und trotz alledem hätte er sehr gut im Dienste der Kirche bleiben können. Sein Vorgesetzter selbst hatte es ihm ja so leicht gemacht. ‚Nur nicht die Sache so ernst nehmen, junger Mann!‘ das war die Tendenz, die zwischen den Mahnungen des Prälaten zu lesen gewesen.

Das System war bereits so gelockert, daß jede Meinung freien Spielraum hatte, ja, daß der radikalste Zweifler sich darin getrost tummeln durfte, wenn er nur gewisse Anstandspflichten respektierte, wenn er die offene Ehrlichkeit vermied, wenn er mit Begriffen und Lehren so geschickt operierte, daß man ihnen jeden Sinn unterlegen konnte.

Und gerade darin fühlte sich der junge Geistliche auf sittlich anderem Boden, als die offizielle Kirche, welche aus Opportunitätsrücksichten, vor allem aus Furcht — Furcht vor Menschen und Verhältnissen — die Häresie in ihrem eignen Schoße mit dem vielfach geflickten Mantel eines fadenscheinigen Dogmas zu decken versuchte. —

Gerland wollte keine reservatio mentalis — erst recht dann nicht, wenn sie ihm von oben zugemutet wurde. Er wollte nicht länger eine Täuschung der Gemeinde, die — solange eines Mannes Wort dazu da ist, seine Gedanken zu äußern, nicht aber, sie zu verbergen, — ein Recht hatte anzunehmen, daß ihr Hirte die Wunder glaube, die er allsonntäglich von Altar und Kanzel aus bekannte. —

Warten, wie es ihm der Superintendent angeraten hatte — warten und beten, daß Gott ihm den Glauben stärken möge — das war eine naive Anschauung, wie sie nur in einem Kopfe entspringen konnte, dem Religion etwas außer dem Leben stehendes bedeutet, nicht eine naturnotwendige Bethätigung der Seele. Der Gott, mit dem er sich betend, wie atmend und in jeder Lebensfunktion eins wußte, der konnte ihn in all seiner Größe doch nicht zurückführen zum Glauben der Kindheit. Denn ein Stehenbleiben, ein Zurückschrauben und Zurücksinken in die frühere Verfassung gab es nicht mehr. Ein Halt machen auf der Bahn der Entwickelung war unmöglich, die ihn aus dem Joche der Menschenkirche zum Herzen Gottes trieb. —

So hatte es sich langsam in ihm vorbereitet.

Im Sonnenscheine der Liebe, in Sturm und Regen trüber Ereignisse, im Dunkel mancher trostlosen Nacht, mit ihrem herzbrechenden Gefühle des Gottverlassenseins, war die Frucht herangereift, bis der leiseste Luftzug sie abstreifen konnte. —

Ehe er sich niedersetzte, um sein Abschiedsgesuch zu schreiben, gab es eine Stunde, wo Gerland Halt machte und rückschauend sein Leben überdachte.

In wunderlichen Schlangenwindungen war er zu diesem Punkte gelangt. — Nun stand er, äußerlich betrachtet, wieder da, wo er vor Jahren schon gewesen. — Und doch ein ganz anderer! Zwar ein abtrünniger Priester — geschieden für alle Zeiten von der offiziellen Kirche — aber im Innern war etwas herangewachsen in den letzten Jahren — ein Ergebnis schwerer Kämpfe: die Frömmigkeit.

Er sah den Weg vor sich, der in die Zukunft hinausführte — nebelverhangen — nicht abgesteckt von fremden Händen, nicht geebnet, ausgemessen und mit Meilensteinen versehen. Aber in dieser Morgenstimmung ahnte er es: der Weg führte aufwärts. —

XXIII.

Das Abschiedsgesuch war genehmigt worden. Ein Amtsverweser saß bereits an Gerlands Stelle; er selbst wohnte bei Doktor Haußner in Eichwald. —

Jetzt, wo der Pfarrer gegangen, machte sich eine starke Bewegung für ihn in der Gemeinde geltend.

Der Vikar besaß keine volkstümliche Begabung; er war den Breitendorfern zu gelehrt. Man verglich seine trockenen Predigten mit denen des früheren Pfarrers; und der Vergleich fiel zu Gunsten Gerlands aus. — Schwester Elisabeth, die Gemeindediakonisse, war, von ihrer Oberin zurückberufen, ebenfalls gegangen. Ihre helfende Hand und Gerlands Rat und Zuspruch fehlten an allen Ecken und Enden in der verwaisten Parochie.

Nun begannen sie Reue zu fühlen, erkannten auf einmal, was sie gehabt.

Eine Deputation erschien eines Tages vor Gerland, um ihn zu bitten, das Amt doch wieder aufzunehmen. Alles sollte ausgeglichen werden, was es etwa an Differenzen

zwischen ihm und der Gemeinde gegeben. Man verwünschte Wenzel, seine Frau und ihre gesamte Clique, erklärte sich bereit, nachzuweisen, daß sie falsche Beschuldigungen gegen den Herrn Pfarrer erhoben hätten.

Gerland wies das alles weit von sich.

Er konnte den guten Leuten ja doch nicht auseinandersetzen, daß es nicht eine Intrigue sei, der er zum Opfer gefallen; daß vielmehr sein Weichen von dem bisherigen Posten nichts anderes bedeute, als den natürlichen, notwendigen Abschluß seiner inneren Entwickelung. Wie tief der Riß sei, der ihn von seiner bisherigen Welt und mit ihr von seiner Gemeinde trennte, wußte nur er allein.

Er gab den Braven, deren Anhänglichkeit ihn doch rührte, den Rat, ruhig zu bleiben und sich in das Neue zu schicken.

Er selbst lebte in Übergangsgefühlen.

Der entscheidende Schritt war gethan — er stand jenseits der Schranken im anderen Lande. — Aber, obgleich er sich wohl sagte, daß er durch sentimentales Rückschauen nicht Zeit und Kraft verderben dürfe, so konnte er es doch nicht ändern, daß Heimweh noch manchmal über ihn kam, und die Erinnerung zurückschweifte.

Wenn Sonntags die Kirchenglocken von Breitendorf heraufklangen, da packte ihn eine Unruhe, deren er nicht Herr werden konnte.

Martha, die neuerdings mit Gertrud zu jedem Gottesdienste ging, hatte ihn schon mehr als einmal mit vorwurfsvollen Blicken an seine Sonntagspflichten gemahnt — umsonst! — Dort, wo er so lange mit liebeheißem Herzen des Seelsorgeramtes gewaltet, mochte er nicht den Fremden kalte Formeln aufsagen hören.

Wenn die beiden Frauen sich zum Kirchgange rüsteten, schlich er sich fort — ging hinauf in den Wald — mit zitternder Seele.

Und solche Stunden tief-innerster Zurückgezogenheit waren auch ein Gottesdienst. —

* * *

Mit Haußner stand er sich jetzt vortrefflich. — Die Augen des Arztes hatten aufgeleuchtet, als ihm Gerland Mitteilung davon machte, daß er sein Abschiedsgesuch eingereicht habe. — Wie eine persönliche Genugthuung empfand es der Dissident, daß sein zukünftiger Schwiegersohn sich von dem Priesteramte frei gemacht.

Ein ganz neues Verhältnis bildete sich zwischen den beiden aus.

Gerland erkannte mit freudigem Staunen, was für eine Fülle von zurückgedrängtem Gemüt sich hinter der rauhen Außenseite des eigenartigen Mannes verbarg. Vielleicht, daß die Wendung, welche in der letzten Zeit die Dinge genommen hatten, seine Bitterkeit milderte, Balsam in alte Wunden träufelte.

Die beiden Männer standen jetzt wie Freunde zu einander.

Sie hatten gemeinsam Obstbäume ausgeputzt.

„Hier werde ich noch eine Reihe Äpfel anpflanzen im nächsten Frühjahr!" sagte Haußner. „Für eine Mandel ist gerade noch Platz." Er sägte einen dürren Ast ab, hielt plötzlich inne, räusperte sich und meinte: „Ihr werdet einmal in Obst ersticken — hier — so in zwanzig, dreißig Jahren, du und Gertrud." —

Es war selten, daß er so bestimmte Andeutungen über die Zukunft machte. Aber Gerland kannte ihn jetzt zur Genüge, um aus dieser Andeutung zu schließen, daß er sich einen ganz bestimmten Plan zurechtgelegt habe, wie es mit dem Grundstück späterhin werden solle. So vertraut sie auch sonst zu einander standen, über diesen Punkt hatten sie sich noch niemals offen ausgesprochen.

Bald darauf saßen die beiden, von der Arbeit ausruhend, in der Laube.

Gerland mußte — wie sie sich so gegenübersaßen — unwillkürlich an eine Szene denken, die sich vor Zeiten hier abgespielt hatte: jene Unterredung mit dem Arzte.

Es erschien doch fast wie ein Traum. — Zu denken, daß er damals von dem glühenden Verlangen beseelt gewesen, Haußner zu bekehren — den Abgefallenen der Kirche zurückzugewinnen. Dieser Kirche, der er jetzt selbst den Rücken gewandt hatte! — Und wenn er dann bedachte, wie tief ihn damals Haußners Verhalten gekränkt hatte. — Unwillkürlich mußte er lächeln.

Vielleicht verfolgte der Arzt ähnliche Gedankengänge — er saß gesenkten Hauptes, an seinem Barte nagend.

Der Mann trug irgend etwas auf dem Herzen — Gerland hatte es ihm schon den ganzen Morgen über anzumerken geglaubt. — Es war Haußners Art, Pläne und Gedanken lange mit sich herumzutragen, um dann in abrupter Weise plötzlich damit hervorzubrechen.

So platzte er denn auch heute los: „Höre mal, Wilhelm! — Du müßtest eigentlich Medizin studieren.“ —

Gerland sah ihn verdutzt an.

„Ich — Medizin!“ —

„Ja! — Ich habe mir das überlegt. — Du würdest, glaube ich, gut dazu passen. Zu alt bist du keinesfalls; achtundzwanzig — was ist denn das! — Da habe ich viel ältere Studenten gekannt. Deinen Anlagen nach eignest du dich ausgezeichnet zum Mediziner. Und dazu käme, daß ich dich in diesem Fache mit Rat und That unterstützen könnte. Du würdest gewissermaßen in meine Fußstapfen treten. — Von der Theologie zur Medizin; ich dächte, das wäre gar keine üble Reihenfolge — jedenfalls ein Aufsteigen von der niederen zur höheren Form." Haußner schmunzelte bei diesen Worten. „Überlege dir die Sache mal!" —

„Schwiegervater! — Da ist nichts für mich zu überlegen. — Auf diesen Plan kann ich nicht eingehen."

„Aber — irgend etwas mußt du doch anfangen!"

„Natürlich muß ich etwas anfangen. — Niemand kann das Bedürfnis nach Thätigkeit stärker fühlen, als ich."

„Nun und was willst du denn treiben, wenn man fragen darf? — Denn ich hoffe doch stark, daß du mit der Theologie endgiltig gebrochen hast." —

„Mit der Theologie — ja! — Aber nicht mit dem Priesteramt — Schwiegervater!" —

„Was soll das heißen?"

„Mit der Theologie im kirchlich-konfessionellen Sinne — wenn du so willst — habe ich allerdings nichts mehr zu thun — aber den Beruf zum Priester fühle ich nach wie vor in mir. Ja, ich bin mir durch den Bruch mit der Kirche erst eigentlich bewußt geworden, daß ich in keinem anderen Berufe je würde glücklich werden können."

„Was ist das für Unsinn!“ rief Haußner, und Gerland bemerkte, wie seine Stirn sich in unheilverkündender Weise dunkel färbte.

„Sieh mal, Schwiegervater!“ sagte er und rückte dem Manne näher. „Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus. Ich kann mich doch nicht auf einmal, dir zu liebe, zu etwas anderem machen, als was ich bin. — Mir ist nun mal die Religion das Wichtigste auf der Welt. Und ich fühle die Gaben in mir — und darum die Pflicht, von dieser Gabe Gebrauch zu machen — andere zu Gott zu führen. — Wenn ich diesen Grundzug meiner Natur verleugnen wollte, müßte ich heucheln. Ich kann mir nicht denken, daß du das willst!“ —

„Nun, zum Teufel!“ brauste Haußner auf, „dann sind wir ja nicht einen Schritt weiter gekommen — trotz deines Abschieds! — Du hast die verdammte Muckerei also doch nicht satt gekriegt!“

„Die Muckerei — um dein Wort zu gebrauchen — habe ich allerdings abgelegt — endgiltig abgelegt! — Ich fühle es, daß ich im Anfange einer neuen Entwickelung stehe. — Bisher war ich kirchlich; jetzt hoffe ich fromm zu werden.“ —

„Redensarten!“

„Das sind keine Redensarten! — Ich fühle, daß ich gewachsen bin, daß ich freier und besser bin vor Gott und mir selbst, seit ich die kirchliche Fessel abgestreift.“

„Einfach Rückfall!“

„Nein, Befreiung!“

„Du willst den Priester eben doch nicht an den Nagel hängen!“

„Nein — ich will den Priesterberuf in einem neuen Sinne bethätigen.“ —

„Ich bitte nun endlich um eine bündige Erklärung, was du eigentlich vorhast. — In dürren Worten: womit willst du dir in Zukunft dein Brot verdienen?“ —

„Ich will das Lehramt ergreifen.“

„Einen abgehalfterten Geistlichen werden sie gerade als Lehrer anstellen! — Das halte ich für Illusion, mein Lieber!“

„Nun, ich denke, irgendwo im deutschen Vaterlande wird wohl noch eine Stelle sein, wo man mir Wirksamkeit gestattet.“

„Die Orthodoxen haben überall das Heft in Händen, mein Bester! — Man wird dich einfach nicht heranlassen.“

„Ich weiß das! — Ich weiß aber auch, daß Tausende und Abertausende im deutschen Reiche unter dem Joche der konfessionellen Orthodoxie seufzen — daß sie heißes Verlangen tragen, sich davon zu befreien, wenn es ihnen die Verhältnisse — die öffentliche Meinung — die Einrichtungen nur gestatteten. Ich denke, es ist unsere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß wenigstens die kommenden Generationen aus dieser Zwangslage befreit werden. Damit die Lüge, die Heuchelei, der Widerspruch zwischen Glaube und Bekenntnis nicht ins Unendliche fortwächst. — Mir kommt es vor, als sei die Zeit reif für den Wandel. Ich fühle mich berufen, an diesem Werke mitzuarbeiten. Es ist das größte, das es für ein Volk und für den Einzelnen geben kann: die Menschen zu Christen erziehen. Denn bis jetzt waren wir nur Namenchristen. Wo anders können wir damit anfangen, als bei der Jugend? — Und

siehst du, das ist, was ich Bethätigung meines göttlichen Priesterberufes nenne: ich will Religion leben, nicht mehr sie studieren, nicht mehr mit diesem heiligsten Gefühle experimentieren. — Und ich will auch andern das mitteilen, was ich erfahren habe. Ich will versuchen, den Kindern das zu ersparen, was ich selbst erlebt habe: all die Stadien des Buchstabenglaubens, des gedankenlosen Götzendienstes, des Verzweifelns an allem Göttlichen, des Indifferentismus, des religiösen Bankerotts. — Nicht jeder wird so glücklich geführt, wie ich! Viele bleiben auf irgend einer Stufe der Entwickelung stehen. — Ich möchte meine Erfahrungen der Allgemeinheit nutzbar machen. — Und dazu sehe ich keinen besseren Weg, als den, mich an die Jugend zu wenden." —

Es entstand eine längere Pause.

Der Arzt saß düster brütend da. Das Vernommene zerstörte ihm einen lang gehegten Lieblingsplan von Grund aus.

„Und da hast du wohl gar schon Schritte gethan?" — fragte er plötzlich.

„Das habe ich allerdings — Schwiegervater!"

„Nun — und hast du irgendwelche Aussichten?"

„Aussichten habe ich; wenn auch die Sache noch nicht zum Abschluß gediehen ist."

Wieder entstand eine Pause.

„Und — wo denn?" fragte Haußner gepreßt.

Gerland antwortete zögernd: „In Süddeutschland — wahrscheinlich!"

„So weit weg von mir!" sagte Gertruds Vater mit umflorter Stimme. —

Haußner saß lange Zeit gesenkten Hauptes.

Gerland hatte das tiefste Mitleid mit ihm in diesem Augenblicke.

* * *

Zur selben Zeit saßen Martha und Gertrud in einer der großen Parterrestuben bei einander — nähend. Schichten von Leinewand und bunten Stoffen lagen ringsum aufgestapelt. Martha schnitt Hemden aus. Gertrud säumte Wischtücher.

Schon seit Wochen arbeiteten sie fleißig an der Ausstattung: der Hochzeitstermin nahte heran.

Martha, eine Brille auf dem spitzen Näschen, hielt plötzlich in der Arbeit inne. Über die Gläser hinwegschielend, betrachtete sie das junge Mädchen. Gertruds Nadel ging fleißig; wo mochten die Gedanken wohl sein? — Ein Lächeln flog über ihre sonnigen Züge.

Martha räusperte sich zur Einleitung. Ihr war während der letzten halben Stunde allerhand durch den Kopf gegangen. — Lange hielt es die Mitteilsame selten in Gesellschaft ihrer eignen Gedanken aus.

„Ja, ja!" meinte sie, „sechs Dutzend Wischtücher ist wirklich ganz genug — Trudel — für den Anfang."

Das junge Mädchen sah nur flüchtig von der Näherei auf, lächelte die Tante an und arbeitete weiter.

„Weißt du, Trudel!" begann Martha nach einiger Zeit, „eigentlich ist das eine sonderbare Sache mit euch! — Du weißt noch nicht einmal, wo du hinkommst. — So gar nichts Sicheres darüber zu wissen, wo man sich nieder-

lassen wird, das ist doch, wenn man's überlegt, sehr eigentümlich." —

„Das ist Wilhelms Sache — Tante!" —

„Freilich ist es Wilhelms Sache! — Natürlich ist es Wilhelms Sache!" rief die Alte voll Eifer. „Das ist 's ja eben! — Wäre er im Amte geblieben — hätte er nicht seinen Abschied genommen, ohne Sinn und Verstand — denn man weiß eigentlich gar nicht warum — er hatte ja so schöne Aussichten — das hat mir neulich erst meine Freundin geschrieben. — Und man wundert sich auch allgemein — jawohl! — Großes Aufsehen hat die Sache gemacht — berechtigtes Aufsehen!" —

Das alte Mädchen mußte wegen Mangels an Atem aussetzen; wenn sie auf dieses Thema kam, zeigte sie sich immer sehr erregt.

Gertrud war errötet. Ihre Nadel setzte aus. „Tante! — Wilhelm hat uns doch auseinandergesetzt, daß er nicht anders konnte."

„Ja, ich weiß schon! — Er spricht dann immer von moralischem Zwange — von der Lüge, die er nicht länger ertragen konnte und durfte. — Aber, ich frage: warum denn!? — Warum kann er sich denn nicht fügen? Warum mußte er sich denn mit dem Herrn Superintendenten und seinem Patron, dem Grafen, entzweien? — Das war gar nicht nötig. — Und nun sitzt er da, ohne Stellung! — Aber ich will dir sagen, mein Kind, woher das kommt: Von den freien Anschauungen kommt das — wenn man nicht an der orthodoxen Lehre festhält. — Das ist sehr schlimm! — Ich muß dir das einmal sagen, mein Kind. Und wenn Wilhelm nicht beizeiten umkehrt auf diesem Wege,

wird es noch ganz arg mit ihm werden. — Ein Geistlicher, der seiner Kirche den Rücken kehrt — man weiß gar nicht, was man dazu sagen soll!“ —

Gertrud hatte geschwiegen; es arbeitete in ihren Zügen. Dann, ohne die Tante anzusehen, antwortete sie etwas stockend: „Tante Martha, ich finde es gar nicht schön, daß du so über Wilhelm sprichst.“

„Aber Kind, ich spreche doch nicht schlecht von Wilhelm — ich doch gewiß nicht!“ —

„Du sagst immer, er sei nicht fromm.“

„Nun ja — das heißt — ich meine, er ist nicht orthodox. — Verstehe mich nur recht, Trudel!“

„Wilhelm sagt: darauf käme es gar nicht an. Was man glaubt, wäre nicht so wichtig, sagt er, als wie man glaubt.“

„Das sagt er! — Nun, siehst du, das ist eben unchristlich gedacht — wenigstens nicht orthodox. Eben sehr kommt es darauf an, daß man das Richtige glaubt. — Da hast du gleich einen Beweis seiner freien Richtung. Und darin solltest du ihn nicht bestärken, Trudel! — Du solltest ihn vielmehr anhalten zum wahren Glauben, wie du ihn dir selbst angeeignet hast. Und ich hoffe auch darin wirklich sehr auf dich, daß du ihn mit der Zeit zurückführen wirst — zur Kirche!“

„Nein, Tante!“ sagte Gertrud. — In ihren kindlichen Zügen drückte sich plötzlich großer Ernst aus. „Das werde ich nicht thun! — Ich werde immer ehrlich sein.“

Das alte Mädchen sah die Nichte erstaunt an. —

Das Kind war ihrer Leitung entwachsen.

XXIV.

Wieder füllte sich das schindelgedeckte Kirchlein droben in Göhdaberg mit einer schaulustigen Menge. Wieder knarrte die alte Orgel in Schwindsuchtstönen. Im Schiff und auf den wurmstichigen Emporen drängte sich Kopf an Kopf. Neugierig waren aller Blicke nach dem Eingang unter der Orgel gerichtet, ob das Brautpaar nun bald kommen werde. — Denn heute machte der ehemalige Pfarrer von Breitendorf Hochzeit mit der Tochter des Eichwalder Arztes.

Das war kein kleines Ereignis für die Gegend. Trotz des weiten und steilen Weges hier herauf, waren doch eine ganze Anzahl Breitendorfer zur Stelle, welche der Trauung ihres früheren Hirten beiwohnen wollten. —

Da war der Gärtnergewendbauer, der Kirchbauer, der Gemeindevorsteher und andere Honoratioren — in einer Ecke hockte das Freundespaar: Tobis, der Taube, und Schunkelauguſt vom Armenhause. Der Nachwuchs der alten Märzliebs-Hanne von Eiba war stark vertreten.

Auch manches alte Mütterchen hatte den beschwerlichen Marsch nicht gescheut.

Nicht die Neugier allein führte diese Leute hierher. Von der Liebessaat, die Gerland ausgesät, war doch auch manch Körnlein aufgegangen. —

Die Gegenpartei fehlte. Weder die Finkes, noch das Ehepaar Wenzel, noch Herklotz waren erschienen. Nur die Tonchen war zur Stelle; aber die hatte geschwenkt, seit sie sah, wie in der Gemeinde jetzt eine starke Partei für den verabschiedeten Geistlichen auftrat.

Gänzlich fehlten heute die schwarzen Röcke der Geistlichkeit in der Versammlung.

Seit Gerland seinen Abschied genommen, und vor allem seit es bekannt geworden, unter welchen Umständen und aus welchen Gründen er gegangen, hielten sich alle Amtsbrüder, die etwas auf Reputation gaben, fern von ihm. Selbst Polani war nicht gekommen. Der Kluge hatte seinem Bedauern über Gerlands Abschied in ziemlich gewundener Weise schriftlichen Ausdruck gegeben. — Dornig war offener gewesen, er hatte dem ehemaligen Schulkameraden ins Gesicht erklärt, er sei verrückt. Zur Hochzeit zu erscheinen, hatten beide Pastoren versprochen, waren aber heute nicht zur Stelle; Polani entschuldigt wegen angeblicher Unpäßlichkeit, Dornig unentschuldigt.

Gerland wußte sich darüber zu trösten. Es konnte ihm nichts daran liegen, daß sich irgend jemand um seinetwillen kompromittiere.

Schmerzlicher war es für Gerland, daß seine älteste Schwester abgesagt hatte — wohl aus Rücksichten auf die Karriere ihres Mannes. — Die jüngere Schwester

war mit ihrem Gatten, welcher nur Kaufmann war, gekommen.

Aus ganz andern Gründen hielt sich der Vater der Braut von der Hochzeit fern.

Haußner hatte von vornherein erklärt, der kirchlichen Feier nicht beiwohnen zu wollen, und davon ließ er sich auch nicht durch Gertruds Bitten, die sonst alles bei ihm durchsetzte, abbringen. Je näher der Tag herankam, desto düsterer und verschlossener wurde er. — Wie eine dunkle Wetterwolke drohte seine Laune am sonnigen Himmel der Hochzeitsstimmung. —

Ein kleines Häuflein war es, das dem Bräutigam zum Altare folgte.

Martha Herberge, geschäftiger und erregter denn je, in einem Kleide von hellgrauer, knitternder Seide, mit vielen flatternden Bändchen um sich. — Gerlands Schwester, eine blonde Frauenerscheinung, von einfach freundlichen Gesichtszügen. Sie sowohl wie ihr Gatte, fühlten sich offenbar gedrückt; sie mochten es als etwas sehr Gewagtes betrachten, daß sie dieser Feier beiwohnten. — Dann war noch Doktor Herzner von Färbersbach gekommen, in seinen Examenfrack eingezwängt. Er sah sich erstaunt um, als er die Kirche betrat. Wie lange mochte es her sein, daß dieser Heide zum letzten Male ein Gotteshaus betreten? —

Auf eine lieblichere Braut, als Gertrud hatte die bemalte Decke des Kirchleins wohl noch nicht herabgeschaut.

Den Blick züchtig zu Boden geschlagen, die Wangen wie junge Rosenblätter, den blonden Scheitel unter dem

Myrtenkranze gesenkt — so schritt Gertrud, begleitet von den schlichten Klängen einer alten Kirchenmelodie, zum Altare.

Pfarrer Valentin empfing sie dort. Mit zitternder Stimme sprach der Greis den siebenundsechzigsten Psalm, als Einleitungsgebet.

Es lag etwas Müdes in Erscheinung und Wesen des alten Mannes. Er klagte seit kurzem über körperliches Übelbefinden, was er vordem nie gethan. Gerlands Austritt aus dem Amte war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Zwar hatte ihm der junge Mann in einem entscheidenden Gespräche die Notwendigkeit seines Gehens auseinandergesetzt — und Valentin mußte zugeben, daß ein offener Bruch besser sei, als ein Kompromiß — aber im Innersten kam der alte Mann doch nicht darüber hinweg, daß Gerland abtrünnig geworden.

Die freudige Stimmung, die ihn neulich bei Gertruds Taufe getragen, fehlte ihm heute. Er sprach schleppend, hin und wieder sogar mit Gedächtnisschwäche kämpfend. — Der Text, den er der Traurede untergelegt hatte, lautete: „Des Herren Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus." Die Predigt war kurz, Pfarrer Valentin mochte fühlen, daß er schwach werde, er eilte zur Kopulierung. —

Von Anbeginn der Feier stand in der obersten Empore, gedeckt von einem klobigen Holzpfeiler, ein bärtiger Mann. —

Einige Neugierige von Göhdaberg neben ihm wunderten sich über das Benehmen des sonderbaren Fremdlings, der in einem fort dort hinunterstarrte, düsteren Gesichtes die Hände ballte und sich nervös unter den Bart griff.

Als dann vom Altare her, erst das kräftige „Ja"

des Bräutigams, dann das zartere der Braut heraufklang, und die Ringe gewechselt wurden, lehnte sich der Fremde weit vor über die Brüstung. Als er sich wieder setzte, war sein Gesicht thränenüberströmt.

Beim Schlußliede erhob sich der sonderbare Gast und entfernte sich schnell. —

Noch während die Versammlung aus der Kirche strömte, verbreitete sich das Gerücht, wie ein Lauffeuer, Doktor Haußner sei doch zugegen gewesen. Einige Breitendorfer hatten ihn oben in der Empore erkannt. Man erfuhr auch, daß er das Dorf bereits wieder verlassen habe, einsam dem Walde zuschreitend. —

Die Hochzeitsgesellschaft vereinigte sich zu einem bescheidenen Mittagsmahle im Pfarrhause. Die alte Hanne hatte das ihrige gethan. Das Essen war gut und auf dreimal so viel Gäste berechnet, als zur Stelle waren.

Aber die rechte Hochzeitsstimmung wollte nicht aufkommen. Es schwebten viel Thränen in der Luft. Besonders Marthas Augen flossen wie Brünnlein. Der greise Pastor Valentin deutete in seinem Toaste auf das Brautpaar an, daß er nunmehr entschlossen sei, sich emeritieren zu lassen. Die elegische Stimmung, die über allen schwebte, bändigte sogar Doktor Herzners gottlose Zunge. — Zwischen langen Pausen dehnten sich die Gänge ins Endlose. Gerland sah mehrfach verstohlen nach der Uhr. —

Endlich war es soweit. Gertrud hatte sich umgezogen. Unten hielt der Wagen, der das junge Paar aufnehmen sollte.

Die Peitsche knallte. Unter Küssen, Thränen, Glückwünschen und Taschentücherwinken ging es fort, aus dem Dörfchen fort, in den milden Abend hinein.

Noch einmal sahen sie sich um. — Dort stand Martha und winkte, der alte Valentin mit weißem Haupte daneben; bis sie ihnen entschwanden, und nur noch der spitze Turm des Kirchleins aus den Lindenbäumen zu erkennen war.

Dann setzten sie sich zurück; Gerland schlang den Arm um ihre Schultern und blickte in die schönen, vom Weinen großen Augen seiner Frau. Die Fahrt ging bergan.

Klar lag das Gebirge vor Gerland, langgestreckt, ein mächtiger Grat mit Schründen, Spalten, Abgründen und Senken. Von der Ebene her schoben sich Vorberge an den Hauptstock heran, waldbekränzt! — In den Thälern manch ein menschliches Anwesen. Weiter draußen dehnten sich fruchtbare Gebreiten mit Dörfern, Bauernhöfen, Kirchen.

Irgendwo, dort, lag auch sein Breitendorf.

Er suchte mit den Augen — endlich fand er einen Anhalt. Da hinter dem waldigen Bergrücken mußte es liegen — Einzelheiten waren von hier aus nicht zu erkennen; es war schon zu weit.' — Dort lag auch Annenbad, wo sein armer Freund in kühler Erde ruhte. —

Gerland hielt sich nicht bei traurigen Gedanken auf. — Mochte das Vergangene vergangen sein! Ihn umwitterte die morgenfrische Zukunft. Weiter ließ er sein Auge schweifen, über Thäler und Kuppen, Ebenen, Menschenheime, bis hinaus an den dunstigen Rand des Himmels, der allem ein Ende machte.

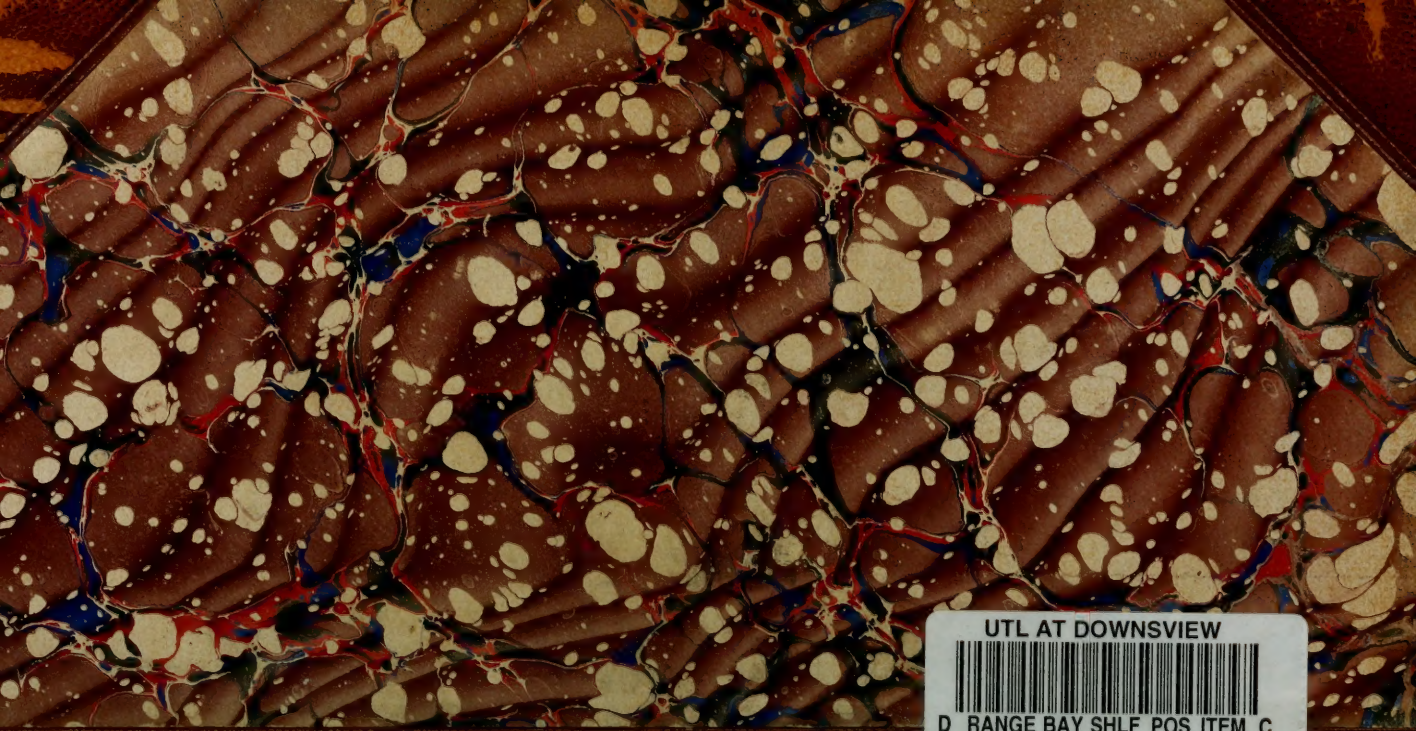
Weihestimmung überkam ihn im Angesichte solcher Größe. Ein Gebet drängte sich ihm auf die Lippen; aber nicht Worte der Zerknirschung und Selbstverkleinerung. — Freudige, selbstbewußte Worte sprach er zu dem Allmächtigen. Nicht als Staub fühlte er sich — nicht als ein

unterdrücktes, elendes Wesen, das nicht wert war, zu leben. — Nein! Als einer, der berechtigt ist, frei zu atmen und sich seiner Kräfte zu freuen.

Der Horizont weitete sich vor seinem Auge. Ihm war, als sähe er die Welt zu seinen Füßen liegen, wie sie gewesen war von Anbeginn — sich herausringend aus den Nebeln der Weltendämmerung. Und Zeit, Ort, Materie verschwanden für ihn in dem einen Gefühl der Allgegenwart Gottes. Ihm gehörte er zu, dem gütigen Vater, in dessen schönes Angesicht er blickte.

Wer wollte ihn fortan von diesem Ewigen trennen, den er gefunden, der sich ihm aus Nebeln und Schleiern enthüllt? —

Nun konnte er ihn nicht mehr verlieren; denn er hatte die Verwandtschaft mit ihm erkannt.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 29 05 09 014 2